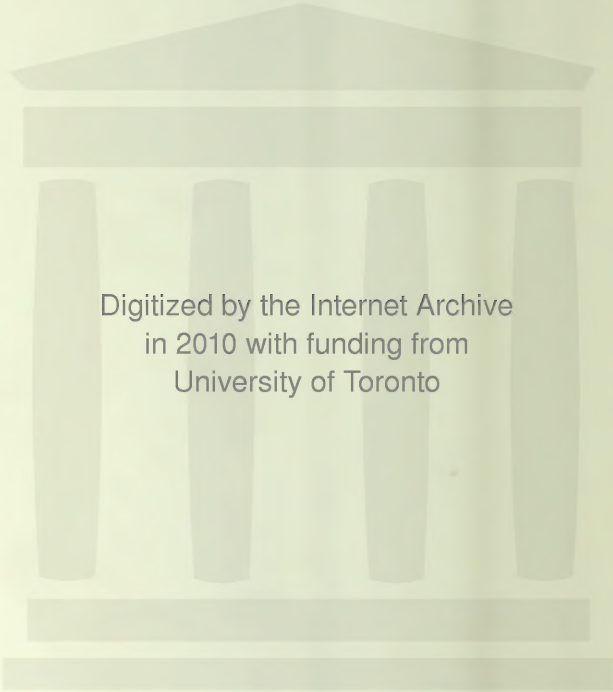
3 1761 00391730 9


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/maxstirnersklein00schm

MAX STIRNER'S
KLEINERE SCHRIFTEN
UND
ENTGEGNUNGEN

MAX STIRNER'S KLEINERE SCHRIFTEN UND ENTGEGNUNGEN

DIESES WERK WURDE IM FRUEHJAHR DES JAHRES 1914 IN DER OFFICIN VON OSCAR BRANDSTETTER IN LEIPZIG IN EINER AUFLAGE VON 1200 EXEMPLAREN GEDRUCKT. DAVON WURDEN EINHUNDERT EXEMPLARE AUF HANDGESCHOEPFTEM VAN GELDER ABGEZOGEN, DIE — HANDSCHRIFTLICH VOM HERAUSGEBER NUMERIERT UND SIGNIERT — NUR DIREKT VON DIESEM (CHARLOTTENBURG, BERLINER STRASSE 166) ZU BEZIEHEN SIND.

MAX STIRNER'S KLEINERE SCHRIFTEN

UND

SEINE ENTGEGNUNGEN

AUF DIE KRITIK SEINES WERKES:

„DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM"

AUS DEN JAHREN 1842—1848

HERAUSGEGEBEN

VON

JOHN HENRY MACKAY

VERFASSER VON: „MAX STIRNER. SEIN LEBEN UND SEIN WERK"

ZWEITE,

DURCHGESEHENE UND SEHR VERMEHRTE

AUFLAGE

TREPTOW BEI BERLIN

BERNHARD ZACK'S VERLAG

1914

UNIVERSITY OF TORONTO
MAR 23 1971
LIBRARY

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

COPYRIGHT 1914
BY JOHN HENRY MACKAY

HM
136
S39
1914

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Diese zweite Auflage erscheint gegen die erste um fast das Doppelte vermehrt. Glückliche Funde der letzten fünfzehn Jahre, über deren merkwürdige Geschichte ich in den Vorreden zur zweiten und dritten Auflage meiner Biographie STIRNER'S*) eingehend berichtet habe, und auf welche ich daher nur hier zu verweisen brauche, ergänzen die Kleineren Schriften nicht nur durch allererste Veröffentlichungen und erste und letzte Arbeiten, die sich um Stirners Lebenswerk lagern, sondern auch durch eine Fülle von Korrespondenzen, im Ganzen 60, die überall den Stempel seines Geistes und dessen Selbstständigkeit tragen und unentbehrlich werden müssen für die stetig und sicher, wenn auch immer noch nur langsam fortschreitende Erkenntniss seiner ungeheuren That.

Indem ich sie hiermit, mit dem nochmals sorgfältig durchgesehenen bereits Bekannten zu neuer Form vereint (und, wohlgemerkt, in der Schreibart der Originale), der weiteren Oeffentlichkeit übergebe, bleibt mir nur noch der Wunsch, daß der Zufall, dieser launische, aber bisweilen auch gütige Helfer jeder Forschungsarbeit, sich in den nächsten Jahrzehnten weiter so freundlich zeigen möge, wie er sich in diesen letzten erwies.

Charlottenburg, im Frühjahr 1914

JOHN HENRY MACKAY

---

*) MAX STIRNER. Sein Leben und sein Werk. Zweite, durchgesehene und um eine Nachschrift „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909" vermehrte Auflage. 1910.

MAX STIRNER. Sein Leben und sein Werk. Dritte, als Privat-Ausgabe gedruckte, durchgearbeitete und vermehrte, mit einem Namen- und Sachregister versehene Auflage. 1914.

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Zugleich mit meiner Biographie MAX STIRNER'S*) veranstalte ich diese Herausgabe seiner kleineren Schriften und seiner Entgegnungen auf die Kritik seines unsterblichen Werkes. Sie umfaßt Alles, was er ausser ihm und seiner „Geschichte der Reaction" — einem compilatorischen Sammelbuch, in dem leider nur das Wenigste seiner Feder entstammt — an selbstständigen Arbeiten je veröffentlicht hat, und bildet gewissermassen Vorwort und Nachtrag zu dem „Einzigen und sein Eigenthum". Es liegt nicht in meiner Absicht, in den einleitenden Bemerkungen zu diesen seinen Studien und Betrachtungen mehr als die nothwendigen Thatsachen zu geben — die Wucht seiner eigenen Worte kann durch keine fremden erhöht, höchstens abgeschwächt werden, — um so mehr, als ich wohl mit Recht annehmen darf, dass Denen, die sich mit ihnen und ihrem Schöpfer beschäftigen, auch meine Geschichte seines Lebens nicht fremd sein oder bleiben wird, in der der bedeutungsvolle Inhalt dieses Bandes natürlich die eingehendste Beachtung gefunden hat.

Wie Stirner's „Kleinere Schriften" die natürlichen Vorarbeiten zu seinem Lebenswerke sind, so sind seine „Entgegnungen" dessen letzte Ergänzungen, und die Kenntniss beider erscheint mir unerlässlich für jeden Bewunderer und jeden Hasser jener unvergleichlichen That, mit der eine neue Epoche in dem Leben des Menschengeschlechtes mit ebenso stiller, wie zwingender Macht eingeleitet wurde.

Im Herbst 1897

---

*) MAX STIRNER. Sein Leben und sein Werk. 1898. (Vergriffen.)

ERSTER THEIL

KLEINERE SCHRIFTEN

AUS DEN JAHREN

1842—1848

Was Max Stirner an kleineren Arbeiten hinterlassen hat, ist — mit einziger Ausnahme seiner Beiträge für das „Journal des oesterreichischen Lloyd" von 1848 — entstanden vor dem Erscheinen des „Einzigen und sein Eigenthum", also vor 1845.

Es zerfällt in vier Gruppen: die beiden ersten, auch innerlich zusammengehörigen Veröffentlichungen vom Januar 1842; seine Korrespondenzen für die „Leipziger Allgemeine Zeitung" und die „Rheinische Zeitung", die sich über die Monate März bis December 1842 erstrecken; in vier größere selbstständige Aufsätze, von denen er die zwei bedeutendsten ebenfalls in der „Rheinischen Zeitung" erscheinen ließ, die beiden anderen seinem Bekannten Ludwig Buhl für ein problematisches Unternehmen 1844 gab; und endlich in die acht Beiträge für das oben genannte Journal.

Von großer Verschiedenheit des Vorwurfs und des Inhalts zeigen sie alle den kühnen und überlegenen Denker wie er vorbereitend die Schärfe seiner Waffen prüft für die nahende, große Schlacht. Jetzt, wo er sie geschlagen, machen sie uns die Sicherheit verständlich, mit der er in ihr siegte. Er vertraute ihnen mit Recht.

ERSTER ABSCHNITT

ERSTE VEROEFFENTLICHUNGEN

JANUAR 1842

Die Besprechung von Bruno Bauers „Posaune des jüngsten Gerichts" erschien Januar 1842 in der von Dr. Karl Gutzkow bei Campe in Hamburg herausgegebenen „Telegraph für Deutschland" in den Nummern 6—8. Sie wurde wiedergefunden von dem Biographen Gutzkows, Dr. H. H. Houben, und zum ersten Mal wiedergedruckt in dem „Magazin für Litteratur" vom 17. Februar 1900 in Nr. 7 des 69. Jahrgangs, eingeleitet von seinem Herausgeber Dr. Rudolf Steiner.

Der Beitrag ist unterzeichnet: STIRNER.

Der „Telegraph für Deutschland" ist eine grosse Seltenheit. —

Das „Gegenwort" ist eine Broschüre von 24 Seiten, die Mitte Januar 1842 im Verlage von Robert Binder in Leipzig zum Preise von 4 Ngr. erschien. Wiedergefunden wurde sie von Dr. Gustav Mayer und wiedergedruckt von ihm in dem Anhang zu seinem Aufsatz: „Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preussen" in der „Zeitschrift für Politik", VI. Band, Heft 1, 1913.

Die Autorschaft Stirners ist erwiesen.

Die Broschüre findet sich in der Kgl. Bibliothek und in der Friedländer'schen Sammlung der Magistrats-Bibliothek zu Berlin.

UEBER B. BAUER'S POSAUNE DES JUENGSTEN GERICHTS

Was soll sich nicht Alles mit einander vertragen, ausgleichen, versöhnen! An dieser Verträglichkeit und Milde haben wir lange genug gelitten, haben uns bis zum Ueberdruß eingebildet, daß wir im Innersten so uneinig gar nicht wären und uns nur zu verständigen brauchten, und haben die edle Zeit mit unnützen Einigungsversuchen und Concordaten verbracht. Aber der Fanatiker hat Recht: „wie verträgt sich Belial und Christus?" Keinen Augenblick ließ der fromme Eiferer nach im rüstigen Kampfe gegen den gewitterschwangeren Geist der neuen Zeit, und kannte kein anderes Ziel, als seine „Ausrottung". Wie der Kaiser des himmlischen Reichs nur an „Vertilgung" seiner Feinde, der Engländer, denkt, so wollte auch jener von keinem anderen Kampfe wissen, als einem entscheidenden auf Leben und Tod. Wir pflegten ihn toben und wüthen zu lassen, und sahen in ihm nichts weiter, als den — lächerlichen Fanatiker. Thaten wir recht daran? Sofern der Polterer immer vor dem gesunden Sinn des Volkes seine Sache verliert, wenn auch der Vernünftige ihn nicht noch besonders zurechtweis't, konnten wir getrost jenem Sinne das Urtheil über die Bannschleuderer überlassen und folgten dieser Zuversicht auch im Allgemeinen. Allein unsere Langmuth wiegte uns unversehens in einen gefährlichen Schlummer. Das Poltern that uns freilich nichts; hinter dem Polterer

steckte aber der Gläubige und mit ihm die ganze Schaar der Gottesfürchtigen, und — was das Schlimmste und Wunderlichste war — wir selbst steckten auch dahinter. Wir waren allerdings sehr freisinnige Philosophen und ließen auf das Denken nichts kommen: das Denken war Alles in Allem. Wie stand es jedoch mit dem Glauben? Sollte der etwa dem Denken weichen? Bewahre! Die sonstige Freiheit des Denkens und Wissens in allen Ehren, so durfte ja doch keine Feindschaft angenommen werden zwischen dem Glauben und Wissen! Der Inhalt des Glaubens und der des Wissens ist der eine und selbige Inhalt, und wer den Glauben verletzte, der verstände sich selbst nicht und wäre kein wahrer Philosoph! Machte es denn nicht Hegel selbst zum „Zweck seiner religiös-philosophischen Vorlesungen, die Vernunft mit der Religion zu versöhnen" (Phil. d. Rel. II, 355) und wir, seine Jünger, sollten dem Glauben etwas entziehen wollen? Das sey ferne von uns! Wisset, Ihr gläubigen Herzen, daß wir ganz einverstanden sind mit Euch in dem Inhalte des Glaubens, und daß wir uns nur noch die schöne Aufgabe gestellt haben, Euren so verkannten und angefochtenen Glauben zu vertheidigen. Oder zweifelt Ihr etwa noch daran? Sehet zu, wie wir uns vor Euch rechtfertigen, leset unsere versöhnlichen Schriften über „Glauben und Wissen" und über die „Pietät der Philosophie gegen die christliche Religion" und ein Dutzend ähnlicher, und Ihr werdet kein Arg mehr haben gegen Eure besten Freunde! —

So stürzte sich der gutherzige, friedliche Philosoph in die Arme des Glaubens. Wer ist so rein von dieser Sünde, daß er den ersten Stein aufheben könnte gegen den armen philosophischen Sünder? Die somnambüle Schlafperiode voll Selbstbetrug und Täuschung war so allgemein, der Zug und Drang nach Versöhnlichkeit so durchgängig, daß nur Wenige sich davon frei erhielten und diese Wenigen vielleicht ohne die wahre Berechtigung. Es war dies die

Friedenszeit der Diplomatie. Nirgends wirkliche Feindschaft und doch überall ein Bezwacken und Uebervortheilen, ein Aufreizen und Wiederausgleichen, ein Aus- und Einreden, eine zuckersüße Friedlichkeit und ein freundschaftliches Mißtrauen, wie die Diplomatie dieser Zeit, diese sinnige Kunst den Ernst des Willens durch oberflächliche Schwänke wegzugaukeln, solche Phänomene des Selbstbetrugs und der Täuschung tausendfach in allen Gebieten aufzutreiben verstanden hat. „Friede um jeden Preis" oder besser „Ausgleichung und Verträglichkeit um jeden Preis", das war das kümmerliche Herzensbedürfniß dieser Diplomaten. Es wäre hier der Ort, ein Liedlein zu singen von dieser Diplomatie, die unser ganzes Leben so energielos gemacht hat, daß wir noch immer im schlaftrunkenen Vertrauen um jene kunstfertigen Magnetiseure, welche unsere und ihre eigene Vernunft einlullten, herumtaumeln, wenn es nicht eben — verboten wäre.

Ueberdem aber kümmert uns hier auch nur diejenige Diplomatie, welcher ein Buch, dessen Anzeige durch obige Bemerkungen eingeleitet werden sollte, den letzten Stoß zu versetzen, bestimmt scheint.

„Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum."

Unter diesem Titel erschien so eben bei Wigand ein Schriftchen von 11 Bogen, dessen Verfasser für denjenigen nicht schwer zu ermitteln ist, welcher seine letzten litterarischen Leistungen und eben daraus seinen wissenschaftlichen Standpunkt kennt.*) Eine köstliche Mystifikation

*) Was er in der Anrede an „seine Brüder in Christo" so motivirt: „Wir werden noch in Verborgenheit bleiben, damit es nicht scheint, als trachteten wir nach einer andern Ehre, als nach der himmlischen Krone. Wenn der Kampf, den wir bald zu beendigen hoffen, zu Ende ist, wenn die Lüge ihre Strafe erhalten hat, dann werden wir sie auch persönlich begrüßen und auf dem Wahlplatz heiß umarmen."

dieses Buch! Ein Mann der gläubigsten Gottesfurcht, dessen Herz von Groll erfüllt ist gegen die verruchte Rotte der jungen Hegelianer, geht auf den Ursprung derselben, auf Hegel selbst und dessen Lehre, zurück, und findet — o Schrecken! — die ganze revolutionaire Bosheit, die jetzt aus seinen lasterhaften Schülern hervorsprudelt, in dem verstockten, scheinheiligen Sünder schon vor, welcher lange für einen Hort und Schirm des Glaubens gegolten. Voll gerechten Zornes reißt er ihm die bisherigen Priestergewänder vom Leibe, setzt ihm, wie die Pfaffen zu Costnitz dem Huß, eine mit Teufeln und Flammen bemalte Papiermütze auf's kahlgeschorene Haupt und jagt den „Erzketzer" durch die Gassen der erstaunten Welt. So unverzagt und allseitig hat noch Keiner den philosophischen Jacobiner enthüllt. Es ist dies unverkennbar ein vortrefflicher Griff des Verfassers, daß er einem entschiedenen Knechte Gottes den radikalen Angriff auf Hegel in den Mund legt. Diese Knechte haben das Verdienst, daß sie sich nie blenden ließen, sodnern aus richtigem Instinkt in Hegel ihren Erzfeind und den Antichristen ihres Christus witterten. Nicht wie jene „Wohlgesinnten", die es weder mit ihrem Glauben, noch mit ihrem Wissen verderben mochten, gaben sie sich zu einem leichtgläubigen Vertrauen her, sondern mit inquisitorischer Strenge behielten sie stets den Ketzer im Auge, bis sie ihn fingen. Sie ließen sich nicht täuschen,— wie denn die Dümmsten gewöhnlich die Pfiffigsten sind — und können deshalb mit Recht fordern, als die besten Kenner der gefährlichen Seiten des Hegelschen Systems gepriesen zu werden. „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!" Das wilde Thier weiß sehr genau, daß es sich vor dem Menschen am meisten zu fürchten hat.

Hegel, der den Menschengeist zum allmächtigen Geiste erheben wollte und erhoben hat, und seinen Schülern die Lehre eindringlich machte, daß Niemand außer und über sich das Heil zu suchen habe, sondern sein eigner Heiland

und Erretter sey, machte es nie zu seinem besonderen Berufe, den Egoismus, welcher in tausendfältigen Gestalten der Befreiung des Einzelnen widerstand, aus jedem seiner Verhacke heraus zu hauen und einen sogenannten „kleinen Krieg" zu führen. Man hat ihm diese Unterlassung auch unter der Form zum Vorwurf gemacht, daß man sein System des Mangels an aller Moral bezüchtigte, womit man wohl eigentlich sagen wollte, es fehle ihm jene wohltuende Paränese und pädagogische Väterlichkeit, durch welche die reinen Tugendhelden gebildet werden. Der Mann, dem die Aufgabe geworden, eine ganze Welt zu stürzen durch den Aufbau einer neuen, welche der alten keinen Raum mehr läßt, soll schulmeisterlich den Jungen auf allen Schleichwegen ihrer Tücke nachlaufen und Moral predigen oder zornig an den morschen Hütten und Palästen rütteln, die ja ohnehin versinken müssen, sobald er den ganzen Himmel sammt allen wohlgenährten Olympiern auf sie niederwirft! Das kann die kleinliche Angst der Kreatur nur wünschen, weil es ihr selbst an dem Muthe fehlt, den Wust des Lebens von sich abzuschütteln, nicht der muthige Mensch, der nur eines Wortes bedarf, des Logos, und in ihm Alles hat und Alles aus ihm erschafft. Weil aber der gewaltige Schöpfer des Wortes, weil der Meister sich über die Einzelheiten der Welt, deren Gesammtheit er stürzte, nur gelegentlich ausgelassen hat, weil er im göttlichen Zorne über das Ganze den Zorn über dieses und jenes weniger verrieth und weniger empfand, weil er den Gott von seinem Throne schleuderte, unbekümmert darum, ob nun auch gleich die ganze Schaar der Posaunen-Engel in's Nichts zerflattern werde: darum haben Einzelheiten und Dieses und Jenes sich wieder erhoben, und die unbeachteten Engel stoßen aus Leibeskräften in die „Posaune des jüngsten Gerichts". So erwachte nun nach dem Tode des „Königs" eine Geschäftigkeit unter den „Kärnern". Waren denn nicht die lieben Engelein übrig geblieben? „Die Racker sind doch gar zu

appetitlich!“ Einen Vergleich mit ihnen zu schließen, wäre doch gar herrlich! Wenn sie sich nur etwas weltlicher machen, etwas begriffsmäßiger zustutzen ließen!

Ihr schwanket hin und her, so senkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernst steht Euch recht schön!
Doch möcht' ich Euch nur einmal lächeln sehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund so ist's getan.
Dich, langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich garnicht kleiden,
So sieh' mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könntet ihr anständig-nackter gehn,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich —
Sie wenden sich — von Hinten anzusehn! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Das Gelüste nach dem Positiven bemächtigte sich derer, an welche das Gebot des Weltgeistes erging, Hegels Werk im Einzelnen fortzusetzen, wozu dieser selbst sie ermahnte, z. B. am Schlusse seiner Geschichte der Philosophie: „Ich wünsche, daß diese Gesch. d. Philos. eine Aufforderung für sie enthalten möge, den Geist der Zeit, der in uns natürlich ist, zu ergreifen und aus seiner Natürlichkeit, d. h. Verschlossenheit, Leblosigkeit hervor an den Tag zu ziehen, und — jeder an seinem Orte — mit Bewußtseyn an den Tag zu bringen.“ Für sein Theil dagegen, für sich, als den Philosophen, lehnte er es ab, der Welt aus ihrer zeitlichen Noth zu helfen. „Wie sich die zeitliche, empirische Gegenwart aus ihrem Zwiespalt herausfinde, wie sie sich gestalte, ist ihr zu überlassen, und ist nicht die unmittelbar praktische Sache und Angelegenheit der Philosophie.“ (Relig. Phil. II. 356.) Er breitete den Himmel der Freiheit über

ihr aus und durfte es ihr selbst nun wohl „überlassen", ob sie den trägen Blick aufwärts richten und so das Ihrige dazu thun wolle. Anders verhielt es sich mit seinen Jüngern. Sie gehörten schon mit zu dieser „empirischen Gegenwart, die sich aus ihrem Zwiespalt heraus zu finden hat," und mußten ihr, die zuerst Erleuchteten, helfen. Aber sie „quängelten" und wurden Diplomaten und Friedensvermittler. Was Hegel im Großen und Ganzen niedergerissen, das dachten sie im Einzelnen wieder aufzubauen; denn er selbst hatte sich ja gegen das Einzelne nicht überall erklärt und war im Detail oft so dunkel wie Christus. Im Dunkeln ist gut munkeln: da läßt sich viel hineininterpretiren.

Wohl uns, das finstere Jahrzehend der diplomatischen Barbarei ist vorüber. Es hatte sein Gutes und war — unvermeidlich. Wir mußten uns selbst erst abklären und die ganze Schwäche des Alten in uns aufnehmen, um es so als unser Eigenthum und unser eigenes Selbst recht energisch — verachten zu lernen. Aus dem Schlammbade der Erniedrigung, worin wir mit der Unreinigkeit der Stabilität jeder Art besudeln werden, steigen wir gestärkt hervor und rufen neubelebt: Zerrissen sey das Band zwischen Euch und Uns! Krieg auf Tod und Leben! — Wer jetzt noch diplomatisch vermitteln, wer noch immer den „Frieden um jeden Preis" will, der sehe sich vor, daß er nicht zwischen die Schwerdter der Fechtenden gerathe und ein blutiges Opfer seiner „wohlmeinenden" Halbheit werde. Die Zeit der Aussöhnung und der Sophistik gegen Andere und uns selbst ist vorüber.

Der Posaunist stößt den vollen Schlachtruf in seine Posaune des jüngsten Gerichts. Er wird noch an so manches schläfrige Ohr schlagen, worin er gellt, aber nicht weckt; es wird noch Mancher meinen, er könne hinter der Fronte bleiben; noch Mancher wird wähnen, es werde nur unnützer Lärm gemacht und man gebe für Kriegs-

ruf aus, was ein Friedenswort sey: aber es hilft nichts mehr. Wenn die Welt in Waffen steht gegen Gott, und der brüllende Donner der Schlacht gegen den Olympier selbst und seine Heerschaaren losbricht: dann können nur die Todten schlafen; die Lebendigen ergreifen Partei. Wir wollen keine Vermittlung, keine Ausgleichung; kein diplomatisches „Quängeln" mehr, wollen in geschiedenen Feldlagern einander gegenüber stehen, wollen die Gottlosen seyn Stirn gegen Stirn solchen Gottesfürchtigen, wollen wissen lassen, wie wir mit einander daran sind. Und hierin, ich wiederhole es, in dieser Entschiedenheit der Feindschaft gebührt den gottesfürchtigen Zeloten der Vorrang; sie haben aus richtigem Instinkte nie Freundschaft geschlossen. Unter einer geschickteren und zugleich gerechteren Form konnte daher die Enthüllung der Erzketzerei Hegels nicht eingeleitet werden, als es der Verfasser gethan hat, indem er im gläubigen Zelotismus die Posaune des Weltgerichts ertönen läßt. Sie wollen keinen „Vergleich der Billigkeit", sie wollen den Vernichtungskrieg. Dies Recht soll ihnen werden.

Was können aber — und mit dieser Frage gedenken wir in das Buch selbst hinein zu kommen — die Gottesfürchtigen an Hegel Arges finden? Die Gottesfürchtigen? Wer droht ihnen mehr den Untergang, als der Vernichter der Furcht? Ja, Hegel ist der wahre Verkündiger und Schöpfer der Tapferkeit, vor der die feigen Herzen erzittern. Securi adversus homines, securi adversus Deos, so schildert Tacitus die alten Deutschen. Aber die Sicherheit gegen Gott war ihnen verloren gegangen in dem Verluste ihrer selbst, und die Gottesfurcht nistete sich in den zerknirschten Gemüthern ein. Sie haben endlich sich selbst wiedergefunden und die Schauer der Furcht bezwungen; denn sie haben das Wort gefunden, das hinfort nicht mehr zu vertilgen, das ewig ist, wie auch sie selbst noch dagegen ringen und kämpfen mögen, bis ein Jeder es inne wird.

Ein wahrhaft deutscher Mann — securus adversus Deum — hat es ausgesprochen, das befreiende Wort, das Selbstgenügen, die Autarkie des freien Menschen. Von vielen Arten der Furcht und des Respektes sind wir bereits durch die Franzosen, die zuerst die Idee der Freiheit mit weltgeschichtlichem Nachdruck verkündeten, erlöst worden, und haben sie in das Nichts der Lächerlichkeit hinabsinken sehen. Sind sie aber nicht von neuem wieder aufgetaucht mit den scheußlichen Schlangenhäuptern und verdüstert nicht hundertfache Angst noch stets das kühne Selbstvertrauen? Das Heil, welches uns die Franzosen brachten, war so wenig gründlich und unerschütterlich, als dasjenige, welches einst aus Böhmen her im Hussitischen Sturme die Flammenzeichen der späteren deutschen Reformation gab. Der Deutsche erst und er allein bekundet den weltgeschichtlichen Beruf des Radikalismus; nur Er allein ist radikal und Er allein ist es — ohne Unrecht. So unerbittlich und rücksichtslos wie er ist Keiner; denn er stürzt nicht allein die bestehende Welt, um selber stehen zu bleiben; er stürzt — sich selbst. Wo der Deutsche umreißt, da muß ein Gott fallen und eine Welt vergehen. Bei dem Deutschen ist das Vernichten — Schaffen und das Zermalmen des Zeitlichen — seine Ewigkeit. Hier allein ist keine Furcht und kein Verzagen mehr: er verscheucht nicht bloß die Gespensterfurcht und diese und jene Art der Ehrfurcht, er rottet alle und jede Furcht aus, die Ehrfurcht selber und die Gottesfurcht. Flüchtet euch nur, ihr ängstlichen Seelen, aus der Gottesfurcht in die Gottesliebe, wofür ihr in eurer Sprache und folglich auch in euerm Volksbewußtseyn nicht einmal ein rechtes Wort habt: er leidet auf eure Bitte nicht mehr, denn er macht euren Gott zur Leiche und eure Liebe verwandelt er dadurch in Abscheu.

In diesem Sinne schmettert dann auch die „Posaune" und enthält unter alttestamentlichen Formeln und Stoß-

seufzern die wahre Tendenz des Hegel'schen Systems, damit „die modernen Bedenken, Transactionen und ängstlichen Kreuz- und Querzüge, die immer noch auf der Voraussetzung beruhen, daß der Irrthum und die Wahrheit vermittelt werden können, ein Ende nehmen." „Hinweg", ruft der gegen alles Denken zornerfüllte Posaunist, „hinweg mit dieser Vermittlungswuth, mit dieser sentimentalen Gallerte, mit dieser Schelm- und Lügenwelt: nur das Eine ist wahr, und wenn das Eine und das Andere zusammengestellt werden, so fällt das Andere von selbst in's Nichts. Kommt uns nicht mit dieser ängstlichen, weltklugen Zaghaftigkeit der Schleiermacher'schen Schule und der positiven Philosophie; hinweg mit dieser Blödigkeit, die nur deßhalb vermitteln will, weil sie den Irrthum noch innerlich liebt und nicht den Muth hat, ihn aus dem Herzen zu reißen. Reißt sie euch aus und werft sie hinweg, diese doppeltgespaltene, hin- und herfahrende, schmeichelnde und vermittelnde Schlangenzunge; aufrichtig und Eines und lauter sey euer Mund, euer Herz und Gemüth u. s. w." Hinweg also mit der zähen und geistlähmenden, wenn auch geistreichen Diplomatie!

Der Posaunist, ein rechter Knecht Gottes, wie er seyn soll, verschmäht seines bewegungslosen Gottes so gewiß, wie der Türke seines Allah, jeden Beistand gegen den Gotteslästerer Hegel, außerdem der Frommen. Dieser Abweichung ist die Vorrede (S. 5—42) gewidmet, in der zuerst die „älteren Hegelianer" mit den Worten begrüßt werden: „sie hätten immer das Wort der Versöhnung im Munde gehabt, aber Otterngift war unter ihren Lippen." Nun soll ihnen „der Spiegel des Systems vorgehalten werden, und sie werden, ein Göschel, Henning, Gabler, Rosenkranz u. s. w. verpflichtet zu antworten, weil sie es ihrer — Regierung schuldig sind. Es ist die Zeit gekommen, wo ferneres Schweigen ein Verbrechen ist." Auch „eine philosophische Schule" hat sich gebildet, welche eine „christliche und

positive Philosophie" schaffen und Hegel philosophisch widerlegen wollte, allein sie hat auch nur das eigene Ich lieb gehabt, sie hat sich selbst gegen die Grundlagen der christlichen Wahrheit vergangen und außerdem hat sie unter den Gläubigen so wenig als unter den Ungläubigen Erfolg und Wirkung gehabt. Wenn wir jammern und die Regierungen sich nach dem Arzte umsehen, hat sich da Einer der Positiven als Arzt gefunden, haben die Regierungen Einem von ihnen die Cur anvertraut? Nein! Andere Männer bedarf es! Ein Krummacher, ein Hävernick, Hengstenberg, ein Harleß haben sich vor den Riß stellen müssen! Eine dritte Klasse von Gegnern der Hegel'schen Philosophie, die Schleiermacherianer, werden endlich gleichfalls desavouiert. „Sie sind selbst noch den Lockungen des Bösen ausgesetzt, da sie es lieben, den Schein hervorzubringen, als seyen sie selbst Philosophen. Und doch können sie nicht einmal den weltlichen Neidern Proben dieser Bildung vorhalten. Ihnen gilt das Wort: ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien mit meinem Munde." Ihr Eifer für „kirchliches Leben" wird vom Posaunisten zwar anerkannt; er ist ihm aber doch nicht „ernst, gründlich, umfassend und eifrig genug" und sie haben auch Bruno Bauer (die evangel. Landeskirche Preußens und die Wissenschaft) „Nichts entgegengestellt, was seine lästernden Behauptungen umstoßen konnte" (S. 30). Schließlich wird Leo's, des Mannes gedacht, „der zuerst den Muth hatte, gegen diese gottlose Philosophie aufzutreten, sie förmlich anzuklagen und die christlich gesinnten Regierungen auf die dringende Gefahr aufmerksam zu machen, welche von dieser Philosophie aus dem Staat, der Kirche und aller Sittlichkeit droht." Aber auch er wird getadelt, weil er nicht unnachsichtig genug verfuhr und weil auch seine Werke noch mit „einigem

weltlichen Sauerteich durchdrungen sind," was ihm mit vieler Spitzfindigkeit nachgewiesen wird. Den Schluß machen, wie billig, psalmodische Bannflüche gegen die Gottlosen.

Der „Eingang" eröffnet uns nun die eigentliche Absicht des grimmigen Mannes. „Die Stunde hat geschlagen, daß der ärgste, der stolzeste, der letzte Feind des Herrn zu Boden gestürzt wird. Dieser Feind aber ist auch der gefährlichste. Die Welschen — jenes Volk des Antichrists — hatten mit schaamloser Oeffentlichkeit, bei hellem Tage, auf dem Markte, Angesichts der Sonne, die nie einen solchen Frevel gesehen hat, und vor den Augen des christlichen Europa dem Herrn der Ewigkeit zum Nichtseyn herabgestoßen, wie sie den Gesalbten Gottes mordeten, sie hatten mit der Metze, der Vernunft, abgöttischen Ehebruch getrieben; aber Europa, voll von heiligem Eifer, erwürgte den Greuel und verband sich zu einem heiligen Bunde, um den Antichrist in Fesseln zu schlagen und dem wahren Herrn seine ewigen Altäre wieder aufzurichten. Da kam, nein! — da berief, da hegte und pflegte, da beschützte, da ehrte und besoldete man den Feind, den man draußen besiegt hatte, in einem Manne, welcher stärker war, als das französische Volk, einem Mann, welcher die Decrete jenes höllischen Konvents wieder zur Gesetzeskraft erhob, ihnen neue, festere Grundlagen gab und unter dem einschmeichelnden, besonders für die deutsche Jugend verführerischen Titel der Philosophie Eingang verschaffte. Man berief Hegel und machte ihn zum Mittelpunkt der Universität Berlin. — Man glaube nun nicht, daß die Rotte, mit welcher der christliche Staat in unsern Tagen zu kämpfen hat, ein anderes Prinzip verfolgt und andere Lehren bekennt, als der Meister des Trugs aufgestellt hat. Es ist wahr, die jüngere Schule ist von der älteren, welche der Meister gesammelt hat, bedeutend unterschieden: sie hat Schaam und allen göttlichen Gehalt weggeworfen, sie bekämpft offen

und ohne Rückhalt Staat und Kirche, das Zeichen des Kreuzes wirft sie um, wie sie den Thron erschüttern will — alles Gesinnungen und Höllenthaten, deren die ältere Schule nicht fähig schien. Allein es scheint nur so, oder es war vielleicht nur zufällige Befangenheit und Beschränktheit, wenn die früheren Schüler bis zu dieser teuflischen Energie sich nicht erhoben: im Grunde und in der Sache, d. h. wenn wir auf das Princip und die eigentliche Lehre des Meisters zurückgehen, haben die Späteren nichts Neues aufgestellt, sie haben vielmehr nur den durchsichtigen Schleier, in welchen der Meister zuweilen seine Behauptungen hüllte, hinweggenommen und die Blöße des Systems — schamlos genug! — aufgedeckt."

Es läge uns nun ob, auf die Anklage des Hegelschen Systems, den eigentlichen Inhalt des Buches, näher einzugehen. Indessen ist dieser gerade so beschaffen, daß er dem Leser unverkümmert und nicht in eine Recension verzettelt, vor Augen kommen muß und überdem wissen wir daran nichts weiter auszusetzen, als daß dem Gedächtniss des Verfassers nicht alle brauchbaren Stellen der Hegel'schen Werke zu Gebote gestanden zu haben scheinen. Da inzwischen, wie Seite 163 angekündigt wird, dieser Schrift noch eine zweite Abtheilung folgt, die zeigen soll, „wie Hegel von vornherein aus der innern Dialektik und Entwickelung des Selbstbewußtseyns die Religion als ein besonderes Phänomen desselben entstehen läßt" und in welcher zugleich „Hegels Haß gegen die religiöse und christliche Kunst und seine Auflösung aller positiven Staatsgesetze dargestellt werden wird:" so ist ja die Gelegenheit noch völlig offen, das etwa Versäumte nachzuholen. So möge sich denn der Leser — und wer an den Fragen der Zeit ein lebendiges Interesse nimmt, der darf dieses Buch nicht unbeachtet lassen — damit begnügen, eine Uebersicht der 13 Kapitel zu erhalten. 1) Das religiöse Verhältniß als Substantialitäts-Verhältniß. Der Posaunist behauptet näm-

lich, Hegel habe „über sein Werk der Zerstörung eine zwiefache Hülle gezogen," deren eine darin bestehe, daß er unzähligemal von Gott spreche und es fast immer scheine, als verstehe er unter Gott jenen lebendigen Gott, der da war, ehe die Welt war u. s. w. Bei dieser Anschauung seyen die älteren Hegelianer (einen Göschel an ihrer Spitze) stehen geblieben. Durch eine zweite Hülle errege er den Schein, daß die Religion in der Form des Substantialitäts-Verhältnisses und als die Dialektik gefaßt wird, in welcher sich der individuelle Geist dem Allgemeinen, welches als Substanz oder — wie es noch öfter heißt — als absolute Idee über ihn Gewalt hat, hingiebt, aufopfert, ihm seine besondere Einzelnheit preis giebt und sich so mit ihm in Einheit setzt. Diesem gefährlicheren Scheine haben sich die kräftigeren Geister (Strauß u. s. w.) gefangen gegeben. „Aber," heißt es endlich, „gefährlicher als dieser Schein ist die Sache selbst, die jedem kundigen und offenen Auge, wenn es sich nur einigermaßen anstrengt, sogleich entgegentritt: diejenige Auffassung der Religion, nach welcher das religiöse Verhältniß nichts als ein inneres Verhältniß des Selbstbewußtseyns zu sich selber ist und alle jene Mächte, die als Substanz oder als absolute Idee von dem Selbstbewußtseyn noch unterschieden zu sein scheinen, nichts als die eigenen in der religiösen Vorstellung nur objektivirten Momente desselben sind." Hiernach ist der Inhalt des ersten Kapitels evident. — 2) Das Gespenst des Weltgeistes. 3) Haß gegen Gott. 4) Haß gegen das Bestehende. 5) Bewunderung der Franzosen und Verachtung gegen die Deutschen. Dies widerspricht dem Lobe nicht, das wir oben dem Deutschen ertheilten, so wenig als etwa die von dem Verfasser übersehene Stelle, Gesch. d. Phil. III, 328. 6) Zerstörung der Religion. 7) Haß gegen das Judenthum. 8) Vorliebe für die Griechen. 9) Haß gegen die Kirche. 10) Verachtung der heiligen Schrift und der heiligen Ge-

schichte. 11) Die Religion als Product des Selbstbewußtseyns. 12) Auflösung des Christenthums. 13) Haß gegen gründliche Gelehrsamkeit und das Lateinschreiben. (Eine, wie der Posaunist meint, komische Beigabe.)

Die angekündigte zweite Abtheilung, für welche dem Verfasser ganz besonders die Hülfe eines umfangreichen Gedächtnisses zu wünschen ist, da es ihm an der sonstigen Begabung nicht fehlt, soll nach ihrem Erscheinen sogleich besprochen und dann vielleicht auch Einiges aus der vorliegenden nachgetragen werden.

Warum wir, dies kann schließlich noch gefragt werden, dieses Buch so getrost für eine Mummerei nehmen? Darum, weil nie ein Gottesfürchtiger so frei und intelligent seyn kann, wie der Verfasser es ist. „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, ist wahrlich keiner von den Besten!“

GEGENWORT

EINES

MITGLIEDES DER BERLINER GEMEINDE

WIDER DIE SCHRIFT

DER SIEBEN UND FUNFZIG BERLINER GEISTLICHEN:

DIE CHRISTLICHE SONNTAGSFEIER,

EIN WORT DER LIEBE AN UNSERE GEMEINEN

Liebe Brüder und Schwestern!

Es ist ein Wort der Liebe an uns gerichtet worden, dem wir unsere Ohren nicht verschließen dürfen. Am ersten Tage dieses Jahres wurde den Kirchengängern Berlins ein Schriftchen im Gotteshause überreicht, das den Titel führt: „Die christliche Sonntagsfeier. Ein Wort der Liebe an unsere Gemeinen," und das uns Alle gar nahe angeht. Fassen wir den Inhalt desselben, bevor wir ihn später im Einzelnen beherzigen, in die wenigen bezeichnenden Worte der zweiten Seite zusammen: „Da es unleugbar ist, daß sich der Verfall der Kirche äußerlich am stärksten offenbart durch die Entweihung der kirchlichen Feiertage, und daß die Glieder anderer Religionsgemeinschaften an der Art, wie diese Tage unter uns begangen werden, den größten Anstoß nehmen u. s. w., so bieten wir unsern Gemeinen zunächst die folgende Schrift „über die christliche Sonntagsfeier" dar, nicht meinend, daß diese Angelegenheit die höchste sei im Wesen der christlichen Frömmigkeit, sondern weil wir glauben, daß für das Höchste, nämlich die christliche Wahrheit und Liebe, eine größere Empfänglichkeit und eine erweiterte Thätigkeit wird gewonnen sein, wenn die heiligen Tage ihrer ursprünglichen Bestimmung,

nämlich der Ruhe von der Arbeit, der ernsten Einkehr in sich selbst, der Aufmerksamkeit auf das göttliche Wort wiedergegeben werden.“ So werden wir von sieben und funfzig unserer evangelischen Geistlichen, deren Namen am Schlusse unterzeichnet sind, unverhohlen mit dem „Verfall der Kirche“ bekannt gemacht und eines unkirchlichen Sinnes und Treibens angeklagt. Wer es bis jetzt noch nicht hat glauben wollen, daß der Andächtigen immer weniger werden und die christlichen Kirchen immer leerer, der erfährt die unwiderlegliche Thatsache nun von Denen, welche ohne Zweifel die beste Auskunft darüber zu geben vermögen. Sie rufen uns zurück in die verlassenen Sitze, mit väterlicher Freundlichkeit die ungerathenen Kinder wieder zu sich winkend; wir aber haben die gebannten Räume der Kirche und die Grenzen andächtigen Glaubens unbewußt überschritten und werden erst jetzt durch den mahnenden Zuruf unserer unwillkührlichen Flucht gewahr. Laßt uns denn unseres jetzigen Zustandes recht inne werden und das inhaltsschwere Wort, daß „der Verfall der Kirche sich offenbare“, nach allen Seiten gründlich erwägen, ohne vor seinem Eingeständnisse zurückzubeben. Es nützet uns nichts so sehr, als Offenheit gegen uns selbst, und schadet uns nichts mehr, als wenn wir aus Angst eine unbestreitbare Thatsache vor uns selbst verbergen und von dem nichts wissen wollen, was wir doch nicht ableugnen oder ändern können. Sammelt, Ihr Lieben, dazu Euern Geist und vor Allem Euern Muth!

Die uns zur Umkehr ermuntern, die erinnern uns erst daran, daß wir wirklich schon über die alte Heimath hinaus und in der Fremde sind. Dank ihnen, daß sie uns über unsern Fortschritt, an dessen Wirklichkeit zu glauben wir uns noch nicht einmal getrauten, gründlich belehren. Sie rufen uns zu: Ihr seid nicht mehr kirchlich gesinnt! Wenn wir es denn nicht mehr sind (und lassen wir uns nicht durch Heuchelei und verzagte Aengstlichkeit bestimmen,

so können wir uns gar nicht mehr darüber täuschen, daß jene Beschuldigung uns in gewisser Beziehung vollkommen trifft), so fragen wir uns unwillkührlich selbst: Was bist du nun denn? Und bist du darum schlechter, weil du nicht mehr nach alter Art kirchlich bist?

Nun ja, der Vorwurf, in einer empfänglichen Stunde auf unser Gewissen geschleudert, hat wohl die Macht, uns augenblicklich in Schrecken zu setzen und eine Reue zu erzeugen, die für einige Zeit den guten Vorsatz, künftig die Kirche gewissenhaft zu besuchen, hervorruft. Aber wie lange dauert's, so sind wir wieder die alten Sünder. So treibt uns denn die Reue zur Buße, und die Langeweile der Buße wieder zur Sünde. Beklagenswertes Loos Derer, die, mit ihrem eigenen Thun, obgleich sie darin nur dem Zuge der Zeit folgen, unzufrieden, sich doch nicht zu bessern vermögen. Sie haben die Kraft nicht, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen, und haben den Muth und Freiheitssinn nicht, sich und ihr ruhiges Gewissen von seinen Fluthen tragen zu lassen. Sie möchten gerne fromme Christen sein, wenn es noch an der Zeit wäre, und möchten auch gerne mit der Zeit gehen und mit ihrer augenscheinlichen Gleichgültigkeit gegen das Christenthum oder vielleicht auch nur wider gewisse Aeußerlichkeiten desselben, wenn nur der alte Glaube und die alte Furcht nicht wäre. So aber schweben sie zwischen Himmel und Erde, zu schwer, um zu steigen, und zu leicht, um zu sinken: ein verzweifelter Zustand. Auf den Gewinn solcher Seelen ziehen denn die Seelsorger aus, und sie werden deren viele einfangen. Aber auch wir müssen retten.

> Siehe dort, ein kältezitternd Reh
> Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
> Laß es ein, damit es kann erwarmen!

Was in aller Welt macht uns denn so kalt und gleichgültig, was fehlt uns denn? Eine Begeisterung fehlt uns,

die den ganzen Menschen durchglüht, die alle Zweifel des Gedankens und alle Verführungen der Sinne in ihrer reinen Flamme aufzehrt, die den Tod zur Auferstehung erklärt! Nach einer solchen Begeisterung sehnen wir uns!

Weiß man Euch etwa für die Kirche so zu begeistern? Regt die Predigt Eurer Geistlichen den Enthusiasmus in Euch auf, der freudig auf die Wahlstatt des Todes zieht, predigen sie Euch ein neues Evangelium, womit einst Luther die offenen Gemüther hinriß und die schlafsüchtige Welt aus ihrer Ermattung aufrüttelte? Oder bedarf etwa Euer Gemüth keiner neuen Offenbarung der Wahrheit? Seid Ihr, um nur an Eines zu erinnern, noch immer zufrieden mit jener fatalistischen Hingebung, die lieber schweigsam leidet, als sich Recht zu verschaffen nur versucht, und wird das Recht noch immer nicht höher von Euch geachtet? Wollt Ihr noch immer nur gehorsam sein auf Erden und frei erst im Himmel? Redet Euch das doch nicht ein; Ihr handelt vernünftiger als Ihr glaubt. Nur bleibt Ihr Euch in Eurem Handeln nicht beständig gleich, eben weil Ihr vom alten Glauben und seiner Angst noch vielfältig berückt werdet. Sonst aber pflegt Ihr keine Gewalt zu leiden, außer da, wo Ihr Euch fürchtet Euer Recht zu behaupten; leider aber fürchtet Ihr Euch gar oft und fallet von Eurem Rechte und damit von Gott ab, bloß weil Ihr es buchstäblich nehmet, daß man die andere Backe hinhalten solle, nachdem die eine geschlagen worden. Gut das, wenn Ihr Eure persönliche Kränkung verzeiht; Ihr veräußert aber auch aus demselben Grundsatze Eure unveräußerlichen Rechte und lasset Euch behandeln wie Kinder, wo Ihr das unvertilgbare Recht der Männer zu wahren hättet, laßt Euch bevormunden, wo es entehrendes Unrecht ist, nicht einen eigenen Mund und eigene Rede zu führen, seid kriechend, wo Ihr Eurem Manne stehen solltet, seid Maschinen, wo Ihr Geister sein solltet, die sich und andere befreien.

Seid Ihr aber überhaupt noch so gleichgültig gegen das Reich dieser Welt und nur sehnsüchtig nach dem Himmel, wie Eure Seelsorger Euch gerne sehen möchten? Seid Ihr unempfindlich gegen die Dinge der Erde, um im Himmel desto mehr zu haben? Wollt Ihr von Euren Predigern nur hören, was Ihr hier alles aufgeben sollt, um dort die Fülle zu empfangen; wie Ihr Euch kasteien sollt und den Erdenfreuden entsagen, um im Himmel zu Gnaden angenommen zu werden? Seid Ihr mit Einem Worte nur zukünftige Bürger des Himmels und keine Bürger der Erde? Wenn Ihr aber auch das letztere seid, wollt Ihr dann nicht Belehrung darüber erhalten, was dem Erdenbürger gezieme? Steht ihm etwa nur die geduldige Sanftmuth gut an, oder soll er auch ein Mensch sein, der sich selbst fühlt und nicht gegängelt sein will, wenn er seinen Weg allein zu verfolgen weiß? —

Laßt die Lehrer, die man Prediger nennt, Euch sagen dürfen, was des Menschen Werth ausmacht, ohne daß sie sich gebunden sehen, nur in althergebrachter Weise Euch vorzutragen, was den Christen ziert, und Ihr werdet ihre Kirchen mit Eifer und Freude besuchen. Der Grundsatz der **Lehrfreiheit** sei ausgesprochen, und jeder freie Lehrer wird willige und unermüdliche Zuhörer in Menge um sich versammeln! Seid Ihr nicht Menschen, ehe Ihr Christen seid, und bleibt Ihr nicht Menschen, auch nachdem Ihr Christen geworden? Warum wollt Ihr denn bloß wissen, worin des Christen Bestimmung und Beruf bestehe, warum nicht vor Allem erfahren, was des Menschen würdig ist? Weil Ihr meint, wenn Ihr nur Christen seiet, so seiet Ihr wahrhafte Menschen! Ich will Euch das zugeben, daß Ihr den wahrhaften Christen für so gleichbedeutend ansehen möget mit dem wahrhaften Menschen. Auch so bleibt es Eure einzige Aufgabe, nach dem wahrhaft Menschlichen zu fragen. Wie aber, wenn nun einmal das Christliche, wenigstens so wie es zur Zeit verstanden und als Lehre

geboten wird, nicht mit dem rein Menschlichen in Eins zusammenfällt? In wie weit dies gegenwärtig der Fall ist, darüber muß ich ja auch schweigen, da ich der Lehrfreiheit nicht genieße. Aber ich will Euch auf Luther verweisen. Was zu seiner Zeit für christlich galt, das war unmenschlich und schlecht. Nahm er sich nicht die Lehrfreiheit, die verbotene, dies Christliche in seiner Erbärmlichkeit aufzuzeigen? Er stellte sich und der Welt die Frage, was denn das rein Christliche sei. Ungehemmt forschte er darnach, und weil er das Biblische dafür erkannte, so predigte er's ohne Scheu. Wie denn nun, wenn drei Jahrhunderte rastloser Forschung in den Tiefen der Gottheit uns darüber aufgeklärt hätten, es sei auch, was so Biblisch heißt, noch nicht das Wahrhafte? Sollen wir dabei beharren, auch wenn das Menschliche darunter litte? Sollen wir uns aufs Christliche verpflichten, selbst mit Aufopferung des Menschlichen? Sollen wir um jeden Preis und namentlich um diesen Preis Christen sein wollen? „Der wahre Christ, das ist der wahre Mensch!" Wohl denn, so lehret uns, was des wahren Menschen ist, so lernen wir wahre Christen sein. Wir wollen vom Christlichen nichts wissen, wenn es nicht das Menschliche ist. Lehret uns die Religion der Menschlichkeit! Müssen aber, diese Frage entsteht uns hierbei sogleich, müssen die Prediger dieser erhabensten Religion, gleich den heutigen Predigern der christlichen Confessionen, verpflichtet werden auf ein Symbol? Müssen sie in eine Vorschrift eingezwängt werden? Was hätten wir da gewonnen, wenn uns auch diese Religion um den freien Lehrer beträge? Nein, das Menschliche ist nicht Das, was Andere erkannt haben und ich ihnen glauben soll, sondern Das, was ich mit ganzer Seele erfasse und mein eigen nenne. Ich bin kein ganzer, kein voller Mensch, wenn ich Andern nur glaube, was sie mir von meinem eigenen innersten Wesen, von meinem Berufe und von dem Gotte, der in mir selbst wohnt, erzählen und ver-

sichern; ich bin es nur, wenn ich es selbst erkenne, wenn ich davon durchdrungen und überzeugt bin. Lasset nun den Lehrer mir gegenüber stehen und seine gewichtigen Worte an mich richten; ich werde ihnen folgen und, soweit sie mich überzeugen, sie zu meinem Eigenthum machen. Soweit sie mich aber nicht überzeugen, werden sie mir auch nicht ein Glaubensartikel sein. Ich werde mich von nichts abhängig machen, was ich nicht selbst bin oder wovon ich nicht bis ins Innerste durchdrungen bin. Ist nun der Prediger gehalten, mir Glaubensartikel einzuprägen, oder ist es sein Beruf, mich zu überzeugen, mich über mich selbst, über den Geist, der in mir wohnet und göttlichen Ursprunges ist, dessen ich mir nur bewußt zu werden brauche, zu belehren? Jener ist der Pfaffe, der gebieterisch meinen Glauben verlangt, dieser der Mitbruder und Mensch, der mich nur zu mir selbst führt, dessen gewiß, daß ich nie wieder von mir selbst lassen werde, wenn ich mich einmal gewonnen und inne habe. Nur der ist menschlich, der ganz in sich selbst ist, und der wahre Mensch wird dem ewigen Geiste, wird Gott selbst ähnlich zu werden stets trachten: Gott ist ja mein bestes Theil, mein innerstes Wesen, mein besseres oder vielmehr bestes und wahres Selbst. Gott ist der Mensch, das ist die Lehre Christi; wer sich selbst ganz besitzt, wer in das Heiligthum seines eigenen Wesens eingedrungen, wer bei sich ist, der ist beim Vater. So lehrt uns Christus, daß wir Christen sein sollen, und das ist seine wahre Wiederkunft, wenn in den Christen Christus lebendig worden ist; dann erscheint der Christus wieder auf Erden. Meint Ihr, das sei gotteslästerlich? O Nein; der Gott, den uns Christi Prophetenwort verkündet, der wiedergekommene Christus, wird damit gefeiert. Lasset Euch durch Eure Lehrer zu Euch selbst führen und entwöhnet sie der abgebrauchten Redensart, als ob sie Euch zu Gott führen wollten, und Ihr werdet sie mit Liebe hören. Allerdings führen sie Euch zu Gott, wenn sie Euch zu Euch selbst

führen, und der Ausdruck ist nicht falsch; aber welcher Mißbrauch wird damit getrieben, und wie werden die Gläubigen irre geführt! Gott ist, so lehren sie, außer Euch, eine andere Person, Ihr vermöchtet ihm nicht in Euch einen Tempel zu errichten. Es wäre ein Andres, wenn Ihr Euch am besten dientet und wenn ihm, einem fremden Herrn: ihm wolltet Ihr gefallen. Aus Knechten seid Ihr zu Kindern worden, aber freie und mündige Menschen seid Ihr nicht. Den finstern Herrn habt Ihr nur mit dem freundlichen Vater vertauscht, aber Geister, die sich selbst aus freiem Antriebe zu Dienern Gottes machen, das seid Ihr nicht. „Ihr sollt aber vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Ihr meint immer noch eine Religion haben zu müssen neben Euren sonstigen Ueberzeugungen. Erkennet Euch, so erkennt Ihr Gott und die Welt, liebet Euch, so liebet Ihr Alle, suchet Euch, so sucht Ihr Gott, habt Euch, so habt Ihr Alles, trachtet im höhern Sinne zuerst nach Euch, so fällt Euch alles Andere zu. Nichts ist Euch so verborgen, als Ihr Euch selbst; nichts kann Euch aber auch so offenbar werden, als Euer Selbst: und auch darin offenbart sich Gott Eurem suchenden Geiste.

Und forschet nur in Euch nach, ob Ihr wirklich damit zufrieden seid, wenn Ihr von Euren Predigern stets an Gott gewiesen werdet, an den Gott, der nicht Euer eigenes Selbst ist. Könnt Ihr mit ihm jemals eins werden? Nur mit Euch könnt Ihr eins und einig werden, nicht mit einem Andern, der Euch immer, auch in der innigsten Verbindung noch fremd bleiben muß, ein Herr und Vater in unnahbarer Majestät. Schleudert die Demuth von Euch, die einen Herrn braucht, und seid Ihr selbst. Gesteht es Euch selbst, daß Ihr das wollt, habt nur den Muth, es Euch nicht länger zu verhehlen, fürchtet Euch nur nicht, zu denken, was Ihr unbewußt doch thut; denn Ihr seid längst nicht mehr gottesfürchtig nach alter Art, und Eure Geistlichen

sagen es Euch, daß Ihr den kirchlichen Sinn verloren habt. Ihr schlendert noch so in der alten Gewohnheit hin und meint gute Christen zu sein; nehmt aber das Wort Eurer Geistlichen Euch zu Herzen und lasset es nicht ungehört und unbeachtet verhallen: sie, die Eure berufenen Lehrer sind, verkündigen es Euch, daß Ihr schlechte Christen seid. Ja, kommt dadurch zur Erkenntniss und bekennet es frei: Wir sind keine Gläubigen mehr! Wir glauben nicht ernstlich mehr an den alten Herrgott, und wenn wir nur wüßten, wie ohne ihn die Welt hätte entstehen und bestehen können, so würden wir dieser ganzen unbegründeten Voraussetzung nicht mehr bedürfen. Und wenn Ihr mit diesem Selbstbekenntnisse die Last Eurer Selbsttäuschung abgeworfen und Euch wenigstens offen gesagt habt, wie es um Euch und Euren Glauben steht, so fordert für Eure Lehrer das freie Wort, die unveräußerliche Lehrfreiheit. Ihr werdet schwerlich verlieren, was Ihr noch länger besitzen möchtet, viel aber gewinnen, wovon Ihr in Eurer träumerischen Anhänglichkeit am Alten nie zu träumen wagtet.

Lasset uns nun das vorliegende „Wort der Liebe an unsere Gemeinen" ein wenig näher betrachten. Eure Seelsorger, „welchen das Amt des göttlichen Wortes anvertraut ist", wollen ein Wort des Ernstes und der Liebe über die Feier unserer christlichen Sonn- und Festtage an Euch richten. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem „anvertrauten Amte des göttlichen Wortes." Bedeutet es das Amt, uns zu lehren Alles, was sie als wahr erkennen, fühlen und denken, uns sich selbst und die Wahrheiten zu offenbaren, welche sie im ernsten Bemühen um die ewige Wahrheit gefunden haben, oder ist es das Amt, die Bibel buchstäblich, treu und ohne Einmischung eines Urtheiles zu erklären, und das Bibelwort als das göttliche Wort zu verehren? Niemand unter Euch kann zweifeln, daß ein christlicher Prediger allein auf das letztere angewiesen ist. Aber auch nicht leicht wird Einer unter Euch anzutreffen

sein, dessen andächtiges Gefühl nicht schon von mancher Predigt aufs tiefste verletzt worden wäre, in welcher ein sklavischer „Diener am göttlichen Worte" durch alle möglichen Kunststücke des Scharfsinnes so lange am Bibelworte drehte und deutelte, bis ein leidlicher Sinn herauskam. O, es ist widerwärtig, dieses Deuteln an dem, was geschrieben steht, an dem nicht gerückt werden soll, bloß weil es geschrieben steht; daß der Seelsorger nur darum loben soll, nicht tadeln. Er „soll", wie es im Schriftchen selbst heißt, „unseren Kindern das dritte Gebot einschärfen;" er soll! Seid Ihr, das fragt Euch selbst, seid Ihr damit zufrieden, daß man Euch sagt: So steht es geschrieben! — seid Ihr beruhigt über Eure Zweifel, sobald Ihr wisset, so und so laute die Bibel; gilt Euch etwas darum schon für wahr, weil Ihr's im Testamente leset, und wollt Ihr nur die Schrift auslegen hören oder verlangt Ihr nach — der ewigen Wahrheit? Und wenn Ihr darnach verlangt, genügt Euch da ein „Diener des göttlichen Wortes", der auf die Bibel geschworen hat, geschworen, Euch nur biblische Lehren beizubringen, geschworen, Euch seine abweichende Ansicht und seine Einwürfe zu verschweigen, — oder seht Ihr Euch nicht vielmehr nach einem freien Lehrer um? Es ist wahrlich erhebender und göttlicher, einen freien Menschen zu vernehmen, als anzuhören, wie ein Diener des Wortes seine pflichtschuldigen und diensteifrigen Lobgesänge anstimmt, und lieber lausche ich einem Sünder, der im Kampfe der Gedanken sich verirrt hat, als neunundneunzig solcher Gerechten.

Doch für jetzt müssen wir ihren Worten weiter mit Aufmerksamkeit folgen. Wir könnten uns durch den Beginn der Anrede geschmeichelt fühlen, weil uns gesagt wird, „ein bedeutender Theil der evangelischen Einwohner Berlins zeichne sich vor den Bewohnern anderer Ortschaften unseres Vaterlandes in der Begehung der Sonntagsfeier vorteilhaft aus," wenn wir nicht die Richtigkeit der

Angabe sehr bezweifeln müßten und ohnehin der Jammerruf über die „leeren Kirchen" bald nachschallete. Zuvörderst jedoch heißt es in den Eingangsworten: „Es war eine gesegnete Frucht der schweren Drangsale, welche vor mehr als 30 Jahren unser Vaterland trafen, daß so viele Herzen dem Gott, der uns geschlagen hatte, sich zuwandten, damit er uns wieder heilen möchte." Der Gott, der uns geschlagen hatte, das war unser besseres Selbst, das über den Rhein herüberkam und unsere mattherzige Selbstsucht zerbrach; und wir wendeten uns ihm auch wieder zu, anfangs freilich in taumelnder Frömmigkeit, endlich aber — und Das ist die gesegnete Frucht der 30 Jahre, ja die wahrhaft gesegnete! mit bewußtem, männlichem Muthe. — Jetzt erst, da wir ihn nicht mehr bloß in den Kirchen suchen, haben wir ihn noch mehr zu unserem Freunde gemacht.

Weiter wird uns gesagt: „Darüber sind ohne Zweifel alle ernste, gewissenhafte Bewohner unserer Stadt und unseres Vaterlandes mit uns einverstanden: ein Volk, das die Gottesfurcht verläßt, und von dem Höchsten und Heiligsten, was es für die Menschen giebt, sich entfremdet, das ist auf dem Wege, auch die irdischen Segnungen wieder zu verlieren, deren es sich noch zu erfreuen hat." Wir, meine Lieben, sind ohne Zweifel auch ernste, gewissenhafte Leute, und viele auch Bewohner dieser Stadt und dieses Vaterlandes; allein sind wir damit einverstanden, daß die Gottesfurcht das Höchste und Heiligste sei? Fürchten mag sich, wer vor einem Furchtbaren im Staube kriecht; fürchten vor einem Mächtigen, wer nicht alle Macht über sich in sich selbst hat; wir fürchten uns so wenig als unsere Altvordern, von denen schon ein wackerer Römer sagte, daß sie sich gegen Götter und Menschen sicher wußten. Als Christen sollten wir schon gelernt haben, Gott nicht zu fürchten, sondern zu lieben. Allein sie wollen ja, daß er throne bloß außer und über uns, mit aller Macht und Majestät bekleidet, vor der ein ergebenes, nach Gnade

dürstendes Gemüth immer auf den Knien anbetet und nicht durch Handlungen, wie sie Menschen ziemen; einen Herrscher und Herrn nicht zu fürchten, das heißt wohl das Unmögliche begehren. Aber sie thun recht, daß sie ihn fürchten, die Gottesfürchtigen! In ihm lebt doch ihr eigener Geist schon hier, wenn er ein reiner ist, obwohl sie ihn noch, verborgen wie er ihnen ist, im Jenseits suchen; bis sie zu sich kommen, können sie ihn nur fürchten und lieben. Darum mögen wir ihnen auch zugeben, daß Alle, die ihr bestes Theil als Gott ins Jenseits geworfen, in „kurzsüchtige Selbstsucht" verfallen, sobald sie die Gottesfurcht ablegen. Zu fürchten darf ja nur Der aufhören, der den Allmächtigen nicht mehr außer sich, sondern in sich hat. Ja, wir bestreiten ihnen selbst nicht, daß mit der Gottesfurcht auch die Ehrfurcht vergeht und „an die Stelle des Gehorsams gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit und ihre heilsamen Ordnungen, an die Stelle der milden und ernsten Zucht und Sitte des Hauses und der Familie eine zügellose Willkühr, eine stete Auflehnung gegen die Schranken, die jeden in seinem Berufe umgeben, Unzufriedenheit, Mißmuth und Murren über sein Schicksal tritt;" wir bestreiten diess ihnen um so weniger, als zwar die auf den Bibelbuchstaben vereidigten „Diener am göttlichen Worte" die Erlaubniss haben, solches zu reden, wir aber, die wir reden möchten, wie's uns ums Herz ist und wie's allen ums Herz sein sollte, nur das Gebot — zu schweigen. Wahr aber ist es allerdings, daß die Selbstsucht in dem Maße steigt, als die Gottesfurcht sinkt; denn es berühren sich ja allezeit die Extreme und lösen einander ab, weil sie, obzwar feindliche Brüder, doch eben desshalb die nächsten Verwandten sind.

Wir kommen nun an die Schilderung unserer Gottverlassenheit und müssen sie wörtlich mittheilen als deutlichen Beweis dafür, wie klärlich unsere Geistlichen den Verfall der Kirche einsehen. „Wir bemerken mit Schmerz,

wie so Viele des großen Segens sich selbst berauben, den die wahre Ruhe, die Ruhe von irdischen Mühen und Sorgen, die Erhebung der Seele zu Gott an einem bestimmten, von Gott dazu festgesetzten Tage, uns gewährt. Ohne einzelnen Ständen hier besonders nahe treten zu wollen, lasset uns nur daran denken, wie die Reicheren und Vornehmeren ihre oft bis an den Sonntagmorgen dauernden Vergnügungen jetzt vorzugsweise auf den Abend des Sonnabends verlegen und sich dadurch für jede ernste, heilige Beschäftigung am Sonntag Vormittag unfähig machen; wie so viele Beamte einen Theil ihrer Geschäfte besonders gern am Sonntag Vormittag besorgen; wie so viele Gewerbtreibende und Handwerker öffentlich und in ihren Werkstätten den halben Sonntag wenigstens arbeiten und erst am Nachmittage ruhen, wie man in allen Berufs- und Erwerbszweigen gern wenigstens Nebenarbeiten am Sonntage abmacht; wie das Kaufen und Verkaufen am Sonntage zu allen Stunden fortgeht, außer wo die Obrigkeit es strenge ahndet. Welch ein trauriges Beispiel giebt Berlin hierin den nächsten Dörfern und kleinen Städten, deren Einwohner, weil sie wissen, daß man hier ungescheut am Sonntage Handel und Verkehr aller Art treibt, gerade an diesem Tage früh Morgens so zahlreich der Hauptstadt zuströmen, während die Gotteshäuser in den umliegenden Ortschaften leer stehen! Welch ein Aergerniss geben unsere Christen den Juden in unserer Mitte, die, so lange noch eine Spur von Gottesfurcht in ihnen ist, ihren Sabbath nie auf solche Weise entheiligen! Und welch ein tiefer Schmerz ist es besonders uns, Euren Seelsorgern, denen Ihr Eure Kinder zur Confirmation anvertraut, wenn wir diesen im Unterrichte das dritte Gebot einschärfen sollen, zu dessen Uebertretung so häufig das Beispiel der eigenen Etern und der nächsten Umgebung im Hause sie verleitet; oder wenn wir sehen, wie Lehrlinge und Gehülfen aller Art fast allgemein Sonntags Vormittags, ja bis in die späteren Nach-

mittagsstunden arbeiten müssen, wo sie das Gotteshaus nicht mehr besuchen können und den schlimmsten Versuchungen ausgesetzt sind! Wie viele Geschäftszimmer und Werkstätten giebt es wohl noch in unserer Hauptstadt, welche alle Sonntag-Morgen geschlossen sind? wie viele Läden, welche den ganzen Tag über nicht geöffnet werden? wie viele Maschinen, wie viele Stühle, welche den ganzen Sonntag stillstehen? Väter und Mütter, Vormünder und Pfleger der Jugend, wie viele Eurer Kinder besuchen wohl noch regelmäßig an Eurer Seite das Gotteshaus? wie viele hören wohl noch, gerade in den gefahrvollsten Jahren, wo die Richtung für ihr ganzes Leben sich entscheidet, das Wort des ewigen Lebens, welches sie vom Wege der Sünde abzieht und hier und dort sie zu seligen und Gott wohlgefälligen Menschen macht?" — Und Angesichts dieses erschreckenden Bildes geht Ihr noch nicht in Euch, Ihr Geistlichen, und fragt Euch, ob die Schuld nicht an Euch liege? Greift doch in Euren Busen und erkennt, daß an dem Tisch der Knechte kein Freier sich setzen mag! — Mancherlei hätten wir über das Voranstehende zu sagen, wie wir freilich fast in jedem Worte des Schriftchens reichlichen Stoff zu Bemerkungen fänden; für die gewählte Kürze mag es genügen, auf Eine Stelle aufmerksam zu machen. Welch wunderliches Zeugniss legen unsere Geistlichen von ihrer Bildung ab, indem sie uns zurufen: Schämet Euch doch vor den Juden und seid — wie die Juden! Jeder gleißende Grund muß herhalten, wenn es gilt, die christlichen Gemeinen zu — überreden. Wenn die Juden „ihren Sabbath nie auf solche Weise entheiligen", so sollten wir das doch für einen Beweis ansehen, daß ihren Bedürfnissen in den Synagogen eine bessere Befriedigung zu Theil wird, als unsere Geistlichen unseren Bedürfnissen zu gewähren verstehen oder — wagen. Lasset sie den Gemeinen nur statt der eingelernten Litanei ein freies Wort bieten, wie es aus einer frischen Seele und einem lebendigen Geiste

kommt, und sie sollen Wunder sehen, wie sich ihre Kirchen trotz den Synagogen füllen werden. Sie irren sehr, wenn sie wähnen, wir hätten unser Heiligstes abgeworfen und strebten nur nach vergänglichem Tand; wir mögen nur ihre gefesselten Reden nicht und fliehen die Kutte, unter der nur ein demüthiges, kein muthiges Herz schlägt, und das salbungsreiche Gelispel, das sich nie zum seelenvollen Laute erhebt, zum offenen Worte eines furchtlosen Geistes.

Es werden weiterhin die Gründe für die Sabbathfeier angegeben, und da die allbekannten durch keine neuen vermehrt werden, so verdienen sie keine besondere Erwähnung und zeigen sich nur insofern bemerkenswerth, als ihre ganze Färbung der sonst so verhaßten Aufklärung abgeborgt ist.

Auch die Ausflüchte der zähen Kirchengänger mußten zurückgewiesen werden, was zwar in ziemlicher Breite, aber leider auch mit allem Aufwand überzeugungsloser Klügelei geschieht. Gleichwohl sind die Ermahnungen richtig, und die gottvergessenen Christen werden völlig davon getroffen. Sie sollen sich nicht entschuldigen damit, daß „sie Gott im Stillen dienen auf ihre Weise", denn der rechte „Segen könne ihnen nur aus der Gemeinschaft mit Anderen beim Gottesdienste durch Gesang, Gebet und andächtige Betrachtung des göttlichen Wortes zufließen"; auch sollen sie nicht sagen, daß „sie ihren Gottesdienst am liebsten in der freien Natur halten", weil die „Natur nur das Kleid Gottes sei und allein im Worte Gottes die Geheimnisse der göttlichen Liebe aufgeschlossen werden"; sie sollen auch nicht Mangel an Zeit zum Kirchenbesuche vorschieben, denn „mit dieser Entschuldigung mögen sie allenfalls vor einigen Menschen ausreichen, nicht aber vor dem Allwissenden, vor dem ihr ganzes Herz und Leben offen da liegt"; endlich aber „fehlen die am meisten, welche sagen, man könne ja auch ohne Kirchenbesuch ein guter Mensch, ein guter Bürger, ja, wie einige hinzusetzen, ein

guter Christ sein:“ den Feiertag zu heiligen, ist ja eines der Gebote Gottes, und „wer das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig.“ Das ist Alles recht schön und gut, und die Gottesfürchtigen müssen gegen solche Gründe verstummen; wer Gott fürchtet und meidet doch den Gottesdienst, wie will der mit jenen Ausreden bestehen? Wir aber, die wir Gott nicht fürchten, suchen auch keine Ausflüchte und brauchen der Entschuldigung nicht, weil wir nicht in der Schuld, sondern im Rechte stehen. Wir meiden das Gotteshaus, so lange das Gotteswort geknechtet ist im Buchstaben, und so lange seine Ausleger nicht sprechen dürfen als freie Geister.

An die Ermahnung zur Sabbathsfeier und die Aufdeckung der gewöhnlichen Entschuldigungen als bloßer Winkelzüge schließt sich nun füglich an „die Erinnerung an Das, was zu einer gesegneten Feier unseres christlichen Ruhetages nothwendig ist.“ Mit eindringlicher Wärme wird besonders allen denen ihr Unrecht zu Herzen geführt, welche ihren Dienstboten und Untergebenen den Ruhetag verkümmern. Wir, die wir für die Erhebung und Heiligung des menschlichen Geistes gewiß eben so viel Eifer hegen, als die unterzeichneten evangelischen Geistlichen, wir sind weit davon entfernt, eine so berechtigte Ermahnung anzufeinden. Warum aber wollen unsere Seelsorger es denn nicht einsehen, daß ihre wahren Gegner nicht „der Weltsinn und die herzlose Gleichgültigkeit“ sind? Mit denen ist den wahrhaft Frommen der Kampf noch nie sonderlich schwer geworden. Ein ganz anderer Feind stellt sich ihnen jetzt gegenüber, zu dem sie übergehen müssen, wenn sie ihm nicht das Feld räumen wollen. Denn auf den Kampfplatz tritt der wiedergekommene Christus!

Was soll es helfen, mit Sehnsucht rückwärts zu blicken und die Wiedererweckung der guten alten Zeit zu empfehlen, wo „Sonnabends die Arbeit etwas früher, als sonst beendigt, und nun das Haus gekehrt und die Zimmer auf-

geräumt wurden, damit am Sonntage schon die früheste Morgenstunde vor Störung gesichert sei. Dann wurde des Morgens die Heiligung des Tages damit begonnen, daß, nach Beseitigung aller nicht durchaus nothwendigen Geschäfte, Ruhe und Stille im Hause herrschte. Und wie sie im Hause herrschte, so auch auf den Plätzen, in den Straßen der Stadt. Selten hörte man da einen Wagen rollen; die Läden blieben geschlossen; der öffentliche Verkehr hörte auf; nichts unterbrach die ernste, heilige Sabbathstille. Dann pflegten der Hausvater, die Mutter, die Herrschaft wohl die Ihrigen zur Andacht zu versammeln. Man las einen Abschnitt der Bibel, am liebsten das Evangelium und die Epistel des Sonntags, man stimmte ein Lied zum Preise Gottes an. Hierauf besuchten Alle, welche im Hause nicht schlechterdings unentbehrlich waren, den öffentlichen Gottesdienst, und für die Zurückbleibenden pflegte sogleich von vornherein eine andere Zeit festgesetzt zu werden, wo sie am Gottesdienste und an der Ruhe des Tages auch ihrerseits theilnehmen sollten. O daß die frühere fromme Sitte wieder unter uns allgemein würde!“ Ja, wohin verirrt man sich, wenn man, nachdem man uns schon die Juden als Muster vorgehalten, nun auch die „Engländer, Schotten und Nordamerikaner“ uns zur Nachahmung anpreist, „bei denen der Sonntag am strengsten geheiligt wird, und die reiche, blühende Völker sind.“ Und warum sind sie reich und blühend? Darum, antwortet man, „weil die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, weil sie die Verheißungen dieses und des zukünftigen Lebens hat, und weil denen, die vor Allem nach dem Reiche Gottes trachten, alles Andere zufällt.“ O über die Unredlichkeit des Vergleiches zwischen Deutschen und Briten! Wie, wenn man nun erwiderte, die Briten sind reich und blühend, weil sie frei sind, und frei sind sie — trotz der Tyrannei ihrer Kirche? Wenn Ihr Deutschen Euch britische und amerikanische Gottesfurcht holen wollt, da vergeßt doch vor allen Dingen nicht, bri-

tische und amerikanische Freiheit über das Meer und über den Canal auch mit herüberzubringen! Der freie Mensch kann selbst die — qualvolle Last einer Hochkirche ertragen, bis er sie endlich abschüttelt; Ihr aber möchtet Euch gerne noch die Tyrannei englischer Gewissensbeschränktheit aufladen zu Euren andern Bürden, Alles in blinder Dienstergebenheit.

Nein, vorwärts winkt uns das Heil, nicht rückwärts; oder können wir in unserer Mutter Leib zurückkehren? Versteht man die Wiedergeburt noch immer so, wie einst Nicodemus, und findet sie nicht einmal so widersinnig, wie er? Weil unsere Vorfahren glücklich waren durch ihre Frömmigkeit, darum ist uns noch nicht das gleiche Los durch ein gleiches Mittel bestimmt. Es wäre das kaum anders, als wenn der vierzigjährige Mensch noch immer in Spiel und Tanz seine Freude finden müßte, weil sie vor zwanzig Jahren ihn vergnügten. Nein, die Zeiten der Frömmigkeit sind vorüber, und was man heutiges Tages fromm nennt, das darf sich wahrlich nicht mit der echten Frömmigkeit unserer Voreltern vergleichen. Damals ein gesunder, naturgemäßer Zustand — ist sie heute eine krankhafte Ueberreizung oder eine Täuschung Anderer und unserer selbst, eine Lüge, die wir Furcht haben uns einzugestehen. Die Gegenwart fordert das rein Menschliche, das allein das wahrhaft Göttliche ist, sie fordert nicht Frömmigkeit, sondern Sittlichkeit und Vernünftigkeit; mündige Männlichkeit des Geistes, nicht bevormundete Kindlichkeit; Begeisterung für die ewig gegenwärtige Welt des Wollens und Handelns, nicht blind ergebene Sehnsucht nach dem Jenseits. Das könntet Ihr alle wissen, wenn Ihr nur recht bedenken wolltet, wie Ihr schon wirklich gesonnen seid. Fragt Ihr etwa bei Euren Dichtern, die Ihr so innig verehrt, ob sie fromme Christen gewesen? Liebt Ihr Schiller weniger, als Klopstock, weil dieser einen Messias ganz im Tone unserer hinaufgeschraubten Fröm-

migkeit gedichtet, jener aber kein christlich frommes Lied zu Stande gebracht? Achtet Ihr den Staatsmann höher, der Eure Gedankenäußerungen streichen und überwachen läßt, auf daß sie in Staat und Kirche rechtgläubig seien, als den, welcher dem Gedanken und Streben der Menschen keine orthodoxen Fesseln anlegt? Ja, verurtheilt Ihr auch nur einen Eurer Mitmenschen, den Ihr sittlich und edel handeln, frei und furchtlos denken seht, darum, weil er keine herkömmliche Frömmigkeit übt? Und thut es einer oder der andere unter Euch, zeigt er sich Euch da nicht als einen blinden Ketzerrichter, den Ihr bemitleidet? Ihr stellt selbst nicht mehr die Forderung an den Menschen, daß er fromm sei; wenn er ein sittlich-freier Mensch ist, wie Schiller, da schämt Ihr Euch, Wehe über ihn zu rufen und ihn dem Satan zu überliefern. Und doch ist er kein Christ im geltenden Sinne und ist nicht fromm! Erwägt diese Gerechtigkeit, die Ihr unwillkührlich übt, recht reiflich in Eurem Herzen und Ihr werdet finden, wie verstockt Eure Gedanken hinter der unbewußten Freiheit Eures Handelns zurückbleiben. Aber freilich, wo hättet Ihr auch die Gelegenheit finden sollen, Euer Denken auszubilden, da Eure Geistlichen selbst, berufen Euren Geist zu erheben und zu erleuchten, Euch in die gute alte Zeit und in den Mutterleib wieder zurückbringen möchten, und Euer Gewissen, statt es zu stärken, mit Furcht und Zittern erfüllen, daß es Euch anklagt und ängstiget ob der verlassenen Frömmigkeit! Das Leben bewährte sich als einen besseren Lehrmeister; es lehrte Euch längst, daß die Sittlichkeit und die Freiheit besser sei, als die formelle, todte Frömmigkeit. Eilet, daß Ihr erkennet, was Ihr ausübet, und daß die Einsicht und das Bewußtsein Euren voraneilenden Thaten und Eurer unwillkürlich erworbenen Bildung nachkomme, damit Ihr nicht länger Euch selbst verdammet und aus Gewissensangst in die knappen Kinderschuhe zurücktretet. Könnt Ihr dazu beitragen wollen, daß der

Nachbar den Kirchgang und die Andacht des Nachbars bewache, der Freund den Freund anschuldige, die Schwester den Bruder, der Bruder die Schwester um der Unchristlichkeit willen schelte, und Jeder den Andern anschwärze und anfeinde — aus Religion? Und muß es nicht, wenn Ihr erst schwach genug seid, den Verlust der alten Frömmigkeit für ein Unglück zu halten, muß es nicht dahin kommen, daß die Heuchler schaarenweise zur Kirche ziehen, um, wenn sie Beamte sind, in Amt und Würden zu bleiben, wenn aber unabhängige Bürger, ihren guten Leumund nicht einzubüßen? Seid stark, seid muthig genug, den Versucher von Euch zu weisen und offen zu sagen: Wir, die wir nur freie Lehrer hören wollen, wir stehen mit unserer Unkirchlichkeit im Rechte!

Gehen wir nun dem Ende des Schriftchens zu, so erfahren wir noch, wie die einzelnen Gemeindeglieder, an denen „dies Wort der Liebe nicht spurlos vorübergeht," aufgefordert werden, „um ihre Prediger Vereine solcher Christen zu bilden, welche sich freudig und ernstlich entschließen, die Heiligung des Feiertags nicht nur sich selbst angelegen sein zu lassen, sondern auch für Förderung derselben überall nach Kräften zu wirken." Sehr wahrscheinlich wird es da schlimm um Jeden stehen, der keine Scheu trägt, sich auszuschließen, und sein Name, in den Vereinslisten, welche zur Subskription einladend gleich mit ausgegeben wurden, fehlend, wird geächtet sein.

Nun endlich der Schluß: „Bei euch steht es, ob die Heiligthümer unserer Religion, ob der größte Segen, den Gott uns geschenkt hat, unseren Nachkommen unversehrt überliefert werden, oder ob wir und sie immer tiefer hinabsteigen und verlieren sollen, was von wahrer, echter Frömmigkeit, kindlichem Sinn, Liebe, Zucht und guter Sitte noch unter uns ist. Möge Gott euch Augen und Herzen öffnen, das Gute zu erkennen und — zu wählen!" Ja, möge er sie Euch öffnen! Denn bei Euch steht's wirklich,

ob die fromme Abhängigkeit oder die sittliche und muthige Freiheit hinfort herrschen soll. Kindlicher Sinn aber, Liebe, Zucht und gute Sitte werden darum wahrlich nicht zu Grunde gehen, wohl aber edler und schöner wieder auferstehen. — Es gab eine Zeit, da die römischen Heidenpriester Wehe riefen über das Volk, dessen Tempel leer standen; es war das aber die Zeit, da die Kirchen der Christen die herbeiströmenden Andächtigen kaum fassen konnten. Die leeren Tempel, sie waren ein echtes Zeichen der erfüllten Zeit!

Jetzt, da die Kirche, wie ja laut behauptet wird, „in Verfall geräth", wollen uns unsere Geistlichen mit blinkenden Worten dahin zurückführen, sie, die als christliche Seelsorger wissen sollten, daß man „nicht Most in alte Schläuche fasset; wo anders so zerreißet der Most die Schläuche und wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern den Most soll man in neue Schläuche fassen, so werden sie beide behalten." Sie könnten ihre Kirchen wohl wieder füllen, obgleich der Verfall der alten Kirche, wie sie es schauernd ahnen, unaufhaltsam vor sich gehen wird, wenn sie statt des Splitters im Auge der Gemeinen den Balken im eigenen sehen wollten. So aber schelten sie ihre Gemeinen darum, daß sie keinen bevormundeten und durch Verpflichtung gebundenen Redner hören mögen, der ihnen doch nicht sagen darf, was der Geist, der ewig freie, erforscht in den Tiefen der Gottheit, sondern sagen muß, was, so erhaben und heilig es auch sei, doch im unfreien Munde nicht menschlich, nicht das eigene aus der Tiefe der Brust heraufgeholte Wort eines aufrichtigen Menschen ist, sondern eine leblose und versteinerte Wahrheit. — Erkämpft Euch, Ihr Prediger des göttlichen Wortes, die Freiheit der Rede, und wir finden uns mit Freuden bei Euch ein; thut zu allererst ab den eigenen Knechtessinn, dann könnt Ihr freie Menschen zu Euch einladen; opfert die elende Furcht auf dem Altare des Heldenmuths, und Ihr

sollt unsere geliebten Führer sein; feiert den festlichen Tag der errungenen Lehrfreiheit, so feiern wir Alle gerne mit Euch den Sonntag. Dann werden Eure Kirchen voll sein, und um jeden Helden des freien Wortes werden sich lernbegierige Schaaren sammeln. Aber die Kirche, — Ihr selbst habt das unwiderrufliche Wort gesprochen — die Kirche wird dennoch verhallen, wenn Ihr sie nur in der Form und nicht im Geiste sucht und in der Wahrheit! Ein Geschlecht freier Menschen wird erblühen, und wenn man so will, ein neues Christenthum, obgleich im Geist und in der Wahrheit das alte, jenes zur Weltreligion reifende, das in Bibelworten heißt: Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ist ihm angenehm!

Viele unserer edelsten und wichtigsten Angelegenheiten, manche Frage von umfassendster Bedeutung habe ich hier mehr mit schneidender Kühnheit als bedächtiger Begründung aufstellen können — wie wäre das auch in dem engen Raume dieser wenigen Blätter anders möglich, — verschafft Euch aber nur freie Lehrer, unverstrickte und ungegängelte Prediger der Wahrheit, und Ihr werdet bald die offenste und ausführlichste Belehrung, ganz wie Ihr sie wünschet, von den Kanzeln herab erhalten. So nehme ich denn Abschied von Euch und hoffe auf Eure Erweckung. Ich habe nicht bloß an die Laien, auch an Euch Geistliche habe ich meine Worte gerichtet. Lasset uns, wo und wie wir uns auch wieder begegnen, als freie Menschen einander ins Auge sehen! —

ZWEITER ABSCHNITT

ZEITUNGSKORRESPONDENZEN

1842

Im Jahre 1842 war Stirner einer der Berliner Korrespondenten für die beiden grossen Oppositionsblätter des Vormärz: die „Rheinische Zeitung“ und die „Leipziger Allgemeine Zeitung“.

Seine Mitarbeiterschaft an der ersteren erstreckt sich über die Zeit vom 7. März bis 13. October und zeitigte ausser den beiden selbstständigen, im dritten Abschnitt wiedergedruckten Arbeiten 27 Korrespondenzen und Aufsätze von sehr verschiedenem Umfang, war also eine recht rege.

Die sämtlichen Beiträge, bis auf vier, die mit „STIRNER“ gezeichnet sind, tragen das aus den Anfangsbuchstaben des Namens gebildeten Zeichen voran: ⊓℘; der erste vom 7. März allein das Zeichen (×).

Die Mitarbeit an der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ begann etwas später und dauerte länger: vom 17. Mai bis zum Ende des Jahres. Es sind 33 Beiträge, darunter neben kurzen und ganz kurzen Notizen sehr umfangreiche, die Stirner für das Blatt schrieb. Die Beiträge, von denen keiner gezeichnet ist, tragen das Zeichen eines kleinen Kreises ○ oder eines Sternes * an der Spitze. Eine Korrespondenz ist aus Königsberg datirt, offenbar um ihren Ursprung zu verwischen. Ihre Autorschaft ist festgestellt.

Beide Zeitschriften sind von grösster Seltenheit.

RHEINISCHE ZEITUNG
FUER POLITIK, HANDEL UND GEWERBE
KOELN 1842

I.

No. 66. 7. März 1842.

Deutschland.

(×) Von der Spree, 2. März. Folgende Ministerial-Veraenderungen sind jetzt so gut als gewiß. Graf Alvensleben wird erster, General von Thiele aber zweiter Schatzminister werden; der Oberpräsident v. Bodelschwingh Finanzminister und der Oberpräsident Flottwell wird nach Königsberg kommen. Wahrscheinlich ist es, daß Graf Kanitz Maltzahn's Stelle als Minister der Auswärtigen einnehmen wird. Seit Kurzem soll ein Institut ins Leben getreten sein, deren in Rußland und Oestreich schon längst recht gründliche existiren. Es kann nicht verlangt werden, daß ein Institut, das geheim bleiben will, in einer Zeitung öffentlich genannt werde. Ich aber gehe lieber auf etwas Anderes über, und theile meine Verwunderung über eine Katechismusstelle mit, die sich in Kniewel's „Christlichem Religionsbuch für mündige Christen und die es werden wollen", findet, einem Buche, das, weil es in den Schulen unseres Vaterlandes dringend empfohlen wird, innerhalb einiger Jahre sechs Auflagen erlebt, und durch alle den folgenden, wunderbaren Passus durchzubringen gewußt hat: Zu dem im achten Gebote verpönten, falschen Zeugniß gehört auch, als hinter dem Rücken des Anderen geschehend, das Verrathen, Ausplaudern anvertrauter Geheimnisse, Angeberei: also die geheime Polizei eine

Sünde gegen das achte Gebot! (siehe Kniewel, Seite 50 der ersten Ausgabe.)

Der Verfasser von „Preußen, seine Verfassung etc.", Herr v. Bülow-Cummerow ist, nachdem dem Könige ein Prachtexemplar dieses Werkes zugesandt wurde, zur königl. Tafel gezogen und mit Huld empfangen worden.

Der Dr. Haering (Willibald Alexis als Schriftsteller) hat zu dem Zwecke, mit dem „Berliner Lese-Kabinet" eine Buchhandlung zu verbinden und das Erstere dadurch zu heben, sich zum Buchhändler machen lassen, und bestimmt die „Buchhandlung des Berliner Lese-Kabinets" sowohl zum Verlag als zum Sortimentshandel.

Liszt wird am nächsten Donnerstag in einem glänzenden Komitat von den hiesigen Studirenden nach dem nahen Dorfe Friedrichsfelde geleitet und dort unter dem festlichsten Jubel aus einem Kreise treten, in welchem er die ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen erhalten hat. —

2.

No. 87—88. 29. März 1842.

ηρ Berlin, 25. März. Die Rheinische Zeitung enthält in Nr. 76 eine aus der Düsseld. Ztg. entnommene Berliner Korrespondenz des Inhalts, daß „ein hiesiger beliebter Literat (da sein Name in anderen Blättern schon genannt worden ist, so gibt es keinen Grund, ihn hier zu verschweigen: es ist Dr. Mügge) bei der Behörde um ein Auswanderungspatent nachgesucht haben soll, da seine politischen Ansichten mit denen unserer Regierung nicht harmoniren können." Obgleich ich nicht die Ehre habe, ein officieller Lügen-Aufdecker zu sein, so nehme ich doch gerne die Gelegenheit wahr, ex officio der Wahrheit zu erklären, daß das gemeldete Gerücht ein officielles Gift sei, das in allen Apotheken der gemeinen Welt unter dem Namen „Ver-

läumdung" verkauft und in besonders akuten Fällen von Aerzten, welche höhere Rücksichten zu würdigen wissen, verschrieben zu werden pflegt. Uebrigens aber gehört ein gewisser Grad von Naivetät und unschuldiger Bewußtlosigkeit, wie er nur unter patriarchalischen Verhältnissen gedeiht, dazu, wenn man durch ein derartiges Gerücht sich täuschen lassen soll. „Weil die politischen Ansichten eines Einzelnen mit denen der Regierung nicht harmoniren," darum sollte er auswandern wollen! Als ob diese Harmonie verlangt würde, als ob sie überhaupt nöthig, ja als ob sie nicht selbst schädlich wäre, da ein Staat ohne Opposition, ohne selbstständiges Denken unselbstständige „Ansichten" der Einzelnen gar bald von der zehrenden Luft der Zeit angefressen würde. Es gibt freilich zweierlei sonderbare Käuze, die als Extreme zusammengehören und sich als solche geziemendermaßen hassen und verachten; in Ermangelung altüblicher Namen kann man sie Auswanderer und Nesthocker nennen. Jene laufen, wenn es ihnen einmal quer geht, gleich aus dem Lande und meinen, den Sieg nicht anders davon tragen zu können, als wenn sie ihr Bündel aufpacken und Reißaus nehmen. Kann man aber auch siegen, ohne zu kämpfen? Wie glücklich sind dagegen die Nesthocker! Ihnen gehts niemals quer, denn sie gehen im seligen Rausche des Optimismus selbst immer quer; sie prallen auch nie an einen Stein des Anstoßes, weil auf den Gassen der Alltäglichkeit keine Granitblöcke liegen. Im Schooße kinderloser Weiber und alter Jungfern sind solche wohlgenährte Kätzchen beneidenswerte Geschöpfe; es blüht unter der mütterlichen Fürsorge das Wohl dieses Volkes. O, ihr verzagenden Australienfahrer, ihr seid mir doch tausendmal lieber, als diese blinden Nesthocker.

War der Gerüchterfinder ein Auswanderer oder ein Nesthocker? Eine Frage an Alle, die nutzlose Räthsel lösen! Wir wollen ihnen durch folgende Anweisung auf

die Spur helfen. War er ein Auswanderer, so suchte er den Literaten hinter dem Ofen, wo er selbst steckt: ein gar nicht ungewöhnlicher Fall; hatte er dagegen die Freude, ein Nesthocker zu sein, so kannte er natürlich keine größere Beschimpfung für seinen Mitmenschen, als wenn er ihn als sein Gegenbild ausschreit und Gott dankt, daß er nicht ist, wie dieser da.

Der famagläubige Korrespondent der Düsseld. Ztg. fügt noch hinzu, daß dem Dr. Mügge der Bescheid geworden sei, seinem Auswandern stehe zwar nichts entgegen, doch könne seiner Gattin ihre Pension im Auslande nicht bezahlt werden. Das kommt davon, wenn die Leute die Gesetze nur lernen sollen; gelernter Stoff ist todter Stoff und nicht Jeder hat ein gutes mechanisches Gedächtniss. Der Berlin-Düsseldofer Korrespondent hat's auch nicht, sonst wüßte er, daß man bei einem Verluste von 10 pCt. seine Pension ganz nach Belieben im Auslande verzehren kann.

3.

No. 87—88. 29. März 1842.

mp Dunker, der Verleger der „Literarischen Zeitung", kündigte dem Redakteur derselben im vorigen Jahre an, daß er das Blatt wegen zu geringer Einträglichkeit eingehen lassen werde. Der Redakteur hatte bisher 720 Thlr. erhalten, dafür aber die Honorare bezahlen müssen. Im Dezember machte er nun dem Verleger plötzlich den Vorschlag, ihm die Redaktion noch länger zu lassen, wogegen er sich um 200 Thlr. weniger begnügen wolle, falls nämlich derjenige § gestrichen würde, welcher dem Verleger eine Stimme bei der Wahl der Artikel einräumt. Mit Erstaunen sah nun der Verleger, der zwar nicht einsah, wie der Redakteur bei so geringer Einnahme bestehen könne, dieß jedoch auch nicht weiter seine Sorge sein ließ, wie mit Anfang dieses Jahres neue namenlose Geister in

sein Blatt einsprangen, und erklärte sich die Uneigennützigkeit so so. Die Zeitung aber hat unstreitig gewonnen; denn sie ist jetzt doch das Organ einer Partei.

4.

No. 94. 4. April 1842.

mp Der Direktor Diesterweg hat seiner „Einladung zur öffentlichen Prüfung der Seminarschule am 18. März 1842" einige „Bemerkungen" hinzugefügt, an deren Schluß er sagt: „In diesen Bemerkungen liegt zugleich eine ernste Mahnung für die, denen es obliegt, den Forderungen, die die Lehrer sich selbst stellen, Vorschub zu leisten, durch die Förderung der zweiten Seite der Erziehung, der leiblichen, durch Turnplätze. Der Frühling naht heran! Oder soll unsere Hoffnung abermals zu schanden werden?"

5.

No. 126. 6. Mai 1842.

mp Unter den Aufsätzen der Vossischen Zeitung, die von den meisten auswärtigen Lesern gewiß in der nicht eben tadelnswerthen Voraussetzung, daß nichts von Werth darin sei, überschlagen werden, findet sich hin und wieder doch manches Interessante. Dahin darf ein in der Nummer vom 30. April enthaltener Aufsatz: „Die hohe Besteuerung des Zeitungs-Debits und die Feststellung dieser Steuer durch die Postbehörden in den deutschen Postgebieten" gerechnet werden. Darin heißt es unter Anderm: „Es hängt von der Postbehörde ab, das Zeitungsporto für den Debit von Zeitungen, statt nach den speziellen Berechnungen zu erheben, in Aversionalbeträge (d. h. nach einer Abschätzung in Bausch und Bogen) zu verwandeln. Daß bei solchen

Aversionalbewilligungen auch einzelne Begünstigungen zum Nachtheil anderer Verleger ähnlicher Zeitungen vorkommen können, und daß diejenigen Redaktoren und Verleger von Zeitschriften, die sich solcher Begünstigungen erfreuen, im eigenen Interesse vielfache Rücksichten bei der Redigierung der Zeitungsartikel gegen die betreffenden Staatsbehörden nehmen werden und müssen, dabei also nicht frei und unabhängig handeln können, um sich den vermehrten und erleichterten Debit ihrer Zeitung zu sichern, das ist wohl unzweifelhaft zu erkennen, ebenso daß der politische Einfluß solcher Begünstigungen Seitens der Administrationsbehörden auf den Werth und Gehalt der Zeitschriften überhaupt von hoher Wichtigkeit für die Oeffentlichkeit ist." Deshalb verlangt der Verfasser des Aufsatzes „einerlei Preissätze für den Debit der einzelnen Zeitschriften bei jeder deutschen Postanstalt, und zwar nach den Prozenten von oder zu dem Verlagspreise der Zeitschriften." Die Gleichmäßigkeit liegt dann darin, daß ja „der Umfang des Debits sich nur nach dem inneren Werthe der Zeitschriften richtet." Auf diese Weise „würden alle Elemente zu speziellen Debitbegünstigungen periodischer Zeitschriften Seitens der Administration gesetzlich verhütet. Begünstigungen oder Ermäßigungen dieser Provisionen oder Debitsantheile dürften hiernächst nur von des Königs Majestät Allerhöchst Selbst als besondere Gnadenbezeugungen zu bewilligen und diese Königlichen Gnadenbewilligungen dann deshalb zu veröffentlichen sein, um jedes Verkennen der Quelle und Veranlassung zu verhüten." Unter anderen Berechnungen wird auch angeführt, daß die Staatszeitung früher 1 Thlr. 15 Sgr. an die Post zu zahlen hatte, die übrigen Berliner Zeitungen aber 2 Thlr., daß jetzt jedoch die erstere gar nichts bezahle, die letzteren dafür aber um 20 Sgr. gesteigert worden sind.

6.

No. 128. 8. Mai 1842.

ɱ Im Deutschen Courier (welch conträrer Platz!) erläßt Herr von Fouqué ein Manifest in Betreff der Adelzeitung (Nr. vom 10. April), worin er es dem Bürger- und Bauernstand an's Herz legt, für Aufrechthaltung des Adels alle Kräfte anzustrengen, da „alle drei mitsammen stehen oder fallen." Denn „wer den Adelstand gründlich befestigen will, hilft auch zugleich den Bürgerstand und den Bauernstand gründlich befestigen." Als ob es den beiden letzteren Ständen je einfallen könnte, die Halsstarrigkeit der Standesunterschiede zu behaupten, als ob Bürger- und Bauernstand sich gründlich befestigen wollten!

7.

No. 130. 10. Mai 1842.

Deutschland.

ɱ Berlin, 6. Mai. Der „Hauptverein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier" gibt in den hiesigen Zeitungen eine Erklärung ab, aus welcher folgende charakteristische Stelle herausgehoben zu werden verdient, weil sie offen zeigt, welcherlei Früchte der Verein zu tragen gedenkt. „Der Verein wird sich auflösen, wenn die rechte evangelische Sitte hergestellt, oder wenigstens im geeigneten gesetzlichen Wege eine Kirchenverfassung ins Leben gerufen sein wird, die besser als alle Vereine zur Wiederherstellung evangelischer Sitte zu wirken, im Stande ist." Durch jenen Beschluß, erst dann zu sterben, wenn eines dieser Kinder geboren ist, hat der Verein gewiß das beste Mittel ergriffen, sich ein ewiges Leben zu sichern. — Es ist sehr ersprießlich, daß endlich die durch Armuth gedrückten Schullehrer ihre Stimme laut erheben und in

Organen der Oeffentlichkeit z. B. in den hiesigen Zeitungen, den Zustand ihrer Verlassenheit und Dürftigkeit Allen vor Augen stellen. Denn es ist nur zu wahr, daß derjenige unberücksichtigt zu bleiben pflegt, der sich nicht vordrängt und seine gerechten Forderungen mit allem Eifer geltend macht. Man muß nicht schweigend dulden, wenn man durch Reden sein Recht erlangen kann. Auch genügt es nicht, in Schulzeitungen denen sein Elend zu erzählen, die es längst kennen, aber theils selber darin schon athmen, theils nicht helfen können. Man gewinnt seine Sache am besten dann, wenn man die allgemeine Sympathie zu erwecken weiß, und viel gelesene Zeitungen sind dazu das geeignetste Mittel. Hat man das Herz des Volkes eingenommen, so ist man in den wahren Justizpalast der schirmenden Gerechtigkeit eingetreten. — Der Schwäbische Merkur enthält im zuversichtlichsten Tone Folgendes, was auch in die Rh. Ztg. (Nro. 118) übergegangen ist: „Es ist ungegründet, daß von der hiesigen Vossischen so wie Spenerschen Zeitung schon größere Artikel über wichtige, innere Angelegenheiten zurückgeschickt worden sind, weil sie die Censur nicht passiren würden.“ Der Verfasser dieser Notiz sollte nicht so anmaßend andere Leute Lügen strafen. Ich bin im Stande, ihm zwei zurückgeschickte Artikel dieser Art nebst Brief zu zeigen, und darf deshalb wohl seine Behauptung mit mehr Recht eine „ungegründete“ nennen.

8.

No. 131. 11. Mai 1842.

ɲ Ein Berliner Korrespondent der Leipziger Zeitung nennt ein Gesetz, das den „jüdischen Gemeinden Korporationsrechte bewilligt“ das freisinnigste Gesetz. Nach solcher Logik könnte man selbst das spartanische Gesetz, wonach die ihrer Freiheit und Ehre beraubten Messenier in

die „Korporation der Heloten" versammelt wurden, ein „freisinniges" nennen, und die mittelalterliche Absperrung der Juden in Judenviertel (Ghetto) wäre doch gewiß eine „freisinnige" Einrichtung, da diese abgesperrten ihre eigenen Korporationsrechte hatten, um die sie freilich kein Christenmensch beneidete.

9.

No. 132. 12. Mai 1842.

„Wenn früherhin die banale Formel lautete: von dem Rhein bis zur Weichsel, so ist man jetzt in Deutschland so gnädig, zu sagen: vom Rhein bis zum Pregel. Der Königsberger Huldigungslandtag von 1840 und der Danziger Landtag von 1841 erinnerten das übrige Deutschland wieder lebhaft daran, dass jenseits der Weichsel Freiheit und Intelligenz noch keineswegs zu existiren aufgehört haben." Dies sind Worte eines nicht bloß in der philosophischen, sondern in der gebildeten Welt hochgeachteten Mannes, entnommen aus der Vorrede zu seinem nächstens erscheinenden Buche: „Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz. Danzig bei Gerhard." Nur Wenige würden noch vor zwei Jahren an diesem Buche, so weit es wenigstens den Ort und seine Eigenthümlichkeit zum Inhalte hat, ein besonderes Interesse gefaßt haben; wie ganz anders jetzt, seit der Königsberger Freimuth und Hochherzigkeit durch ganz Deutschland in allen biederen Herzen wiederklang. An großen, wie an befreundeten Menschen kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich und verdient sich unsern vollsten Dank. Ist aber der Bote gar um seiner eigenen Person willen ein so willkommener, wie es Rosenkranz ohne Zweifel Allen ist, die ihn kennen, wer lauschte da nicht mit Lust und Freude seinen harmlosen Worten! Wir kennen erst das Vorwort zu dem, was kommen soll; so

mag denn einstweilen Einiges schon aus diesem verrathen werden, damit sich durch zeitigen Zuruf die neugierigen Hörer zahlreich versammeln. „Ich würde diese Skizzen vielleicht nicht drucken lassen, hätte sich mir das Material dazu nicht ganz ohne Absicht angesammelt. Ich setze den Werth meiner Beobachtungen in ihre Unbefangenheit. Nur die öffentlichen Geheimnisse sind meine Domaine. Ich werfe wohl im Vorübergehen einen Blick in Euere Stuben; ich kenne in den meisten Quartieren der Stadt den gestickten Wandkorb, die Pendule, die Blumenvase, den Nähtisch, das Familienportrait am Fenster; ich kenne die stereotypen Physiognomien an denselben; ich sehe jeden neuen Laden ausbrechen, ein neues Schild befestigen, eine neue Tünche des Hauses vornehmen. — Aber ich thue das Alles ganz harmlos. Ich bezwecke nichts damit, und Ihr habt mich also nicht als einen Verräther zu scheuen, etwa gar wie einen Beamten, der eine Conduitenliste Eueres Betragens zu schreiben verpflichtet wäre."

„Ostpreussen, Westpreussen und Litthauen sind freilich nicht Glieder des deutschen Bundes. Das ist aber kein Grund, sie nicht in dem Princip ihrer Kultur, im Wesen ihrer Entwickelung für germanisch zu halten. Dass Preussen sich sein Stammland unabhängig von dem deutschen Bund erhalten hat, dünkt mich eher eine lobwürdige Klugheit zu sein und nur darüber wundere ich mich, daß man diese Sonderung so oft zu vergessen und alle Massnahmen des deutschen Bundes sofort als auch für uns geltende anzusehen scheint. Das Interesse, welches man seither von auswärts an Königsberg zu nehmen angefangen hat, ist daher gross und allgemein. Nur ein geringes Nachdenken muss schon dazu führen, einer Stadt nähere Aufmerksamkeit zu schenken, aus welcher Männer wie Kant, Hamann, Kraus, Hippel, Herder, Scheffner, Werner, Hoffmann u. A. hervorgegangen, aus welcher von

Zeit zu Zeit der übrigen Kulturwelt so nachhaltige Impulse gekommen sind."

Allein „diese Skizzen berühren auch allgemeine Fragen der Zeit. Die eigentlich religiös-kirchlichen Probleme berühre ich als Aufgaben der Wissenschaft in dieser Schrift nirgends. Um so mehr wird man dagegen in politischer Beziehung mich der Kritik unterwerfen." Es führt nun der Hr. Verfasser seine „politische Beichte" mit den Worten des Freiherrn August von Haxthausen ein, aus dessen „ländlicher Verfassung Preussens S. 7ff.", die zum Auszuge zu weitläufig, recht wohl bis zum Erscheinen des Buches selbst verspart werden kann, wo sie in eigenen Worten weit bessere Gelegenheit zu Betrachtungen darbieten dürfte. Genug, dass Deutschland im Voraus erfährt, das Portrait eines seiner besten und edelsten Individuen werde ihm nächstens, von sinniger Künstlerhand entworfen, vorgelegt werden. Stirner.

10.

No. 132. 12. Mai 1842.

ηρ Während Potemkin entschieden darauf drang, daß Rußland ein asiatischer Staat sein müsse, leitete die Kaiserin Catharina II. ihre Instruktion für die Gesetz-Kommission mit den Worten ein: Rußland ist eine europäische Macht. Sie hatten beide Recht: es ist im asiatischem Sinne ein Staat, für Europa aber eine Macht.

11.

No. 135. 15. Mai 1842.

Zwei Dinge scheinen sich bei uns zusehends heben und erweitern zu wollen: der Verlag des Berliner Lese-Kabinets und — die Presserlaubniss (ein Wort, das sich vielleicht am besten zur Bezeichnung unserer dermaligen Pressfreiheit

eignet). Ersterer liefert rasch hintereinandere Broschüren, die allem Anschein nach einen guten Abgang haben, und die Presserlaubniss hat im Frühling dieses Jahres schon manchen wackeren Keim hervorgetrieben, der, wenn die Witterung nicht plötzlich schlecht wird, zur süßen Frucht gedeihen kann. Ein solcher Keim dringt soeben wieder aus dem Verlage des Berliner Lese-Kabinets hervor und führt den Titel: „Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum." Welchem Ereignisse das Schriftchen seinen Ursprung verdankt, kann Keinem zweifelhaft sein, der die Vorgänge der Gegenwart, zumal die vaterländischen, mit Theilnahme verfolgt, und wer bei dem hier gemeinten, der Fakultätsausschliessung Bruno Bauer's, Betrachtungen angestellt hat, wie denn ein wahrer Patriot sich eben dadurch zu erkennen gibt, dass die Lebensäusserungen seines Staates seine Aufmerksamkeit und wo möglich seine mitwirkende Thätigkeit spannen, — der mag wohl zu ähnlichen Gedanken hingedrängt worden sein, wie sie der Verfasser des erwähnten theologischen Votums des Weiteren entwickelt. Gerne würden wir seine trefflichen Reflexionen hier in Kürze wiedergeben, wenn dadurch nicht der Broschüre selbst Abbruch geschähe und wenn — was, um es ehrlich zu sagen, der Hauptgrund der Unterlassung ist, — die Gunst der Umstände es erlaubte. Darum möge hier nur so viel Platz finden, dass der Verfasser eine strenge Scheidung zwischen wissenschaftlichen und kirchlichen Anstalten fordert, so dass „einerseits den Universitäten ihre Bedeutung, Sitze der freien Wissenschaft zu sein, ungeschmälert gelassen wird, andererseits aber die Kirche ihre eigenen Institute erhält, in denen ihre Diener herangebildet werden." In dem zweiten Abschnitte seines Votums eifert der Verfasser gegen den „Austritt aus der Kirche", wobei er unter mancherlei Gründen auch folgenden herbeizieht: „Ist es denn heuzutage etwas so Unerhörtes, der Kirche äusserlich anzugehören, und dennoch mit ihr

zerfallen zu sein? Jenes Verhältniss, wonach das äussere Bekenntniss unmittelbar auch das geistige wäre, hat faktisch längst aufgehört; eine Menge der verschiedensten Richtungen, die sich nicht mehr als kirchlich bezeichnen lassen, hat in die eine Kirche sich eingedrängt. Ja, es lässt sich nicht einmal von irgend einer Seite her die Forderung des Austritts aus der Kirche stellen.“ Da es hier der Ort nicht ist, die Punkte unserer Uebereinstimmung mit dem Verfasser hervorzuheben, so ist es billiger Weise auch der Ort nicht, mit ihm zu streiten. Deshalb genüge das kurze Referat, das deshalb in eine vaterländische Zeitung gehört, weil es ein Zeugniss ablegt von der durch Allerhöchsten Willen verminderten Censur-Aengstlichkeit.

Stirner.

12.

No. 150. 30. Mai 1842.

ɱ Marheineke's Votum ist noch nicht erschienen; er will die drei ersten Vorlesungen seines Kollegiums über die Bedeutung der Philosophie in der Theologie zugleich abdrucken lassen, weil er sich darin sowohl über Schelling als über Strauß, Feuerbach und Bauer erklärt.

Die „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit von Walesrode“ haben schon jetzt, im ersten Monat nach ihrer Erscheinung, eine zweite Auflage erlebt.

Hoffmann von Fallersleben wird nächstens Schlesische Lieder herausgeben. — Als er vor Kurzem bei seiner Durchreise sich in Berlin ein Paar Tage aufhielt, vermied er jedes Aufsehen und nahm nur die freundliche Einladung zu einem Frühstück an, bei welchem er im Kreise von etwa zwanzig Studenten unter dem lebhaftesten Austausch von Gedanken und Gedichten einige fröhliche Stunden verlebte.

13.

No. 151. 31. Mai 1842.

ɱ Das Foreign Quarterly Review behauptet zwar, es sei noch keine wahrhaft wissenschaftliche Abhandlung über die Polizei erschienen, ja es ist bekannt, daß man die Polizei geradezu für einen undefinierbaren Begriff ausgegeben hat: das ist aber für ein redliches deutsches Gemüth nur eine Anreiz mehr, jenes mysteriöse Wesen, die Polizei, über Alles zu lieben. Was wir nicht begreifen, daran glauben wir, und lieben es über die Maßen. Ein deutscher Philister geräth in Verzweiflung, wenn er einen Nachtwächter schlafen sieht: die Polizei soll wachen, damit er schlafen kann.

14.

No. 158. 7. Juni 1842.

Wiederum bringt uns die Berliner Presse ein sehr empfehlungswerthes Schriftchen, wie sie sich denn seit Bülow-Cummerow's Buch sichtlich bemüht, von der dermaligen Presserlaubniss einigen Nutzen zu ziehen. Darin zeichnet sich, was wir schon mehrmals zu bemerken Gelegenheit hatten, besonders der Verlag des „Berliner Lesekabinets" aus, und wenn die Uebrigen diesem guten Beispiel nachfolgen wollten, so liesse sich einige Hoffnung fassen, daß die steifbeinige Hauptstadt sich von der schnellfüssigen Provinz nicht um ganze Siriusweiten werde überholen lassen. Sie wird ziemlich hastig nachhumpeln müssen, bis sie in dem nördlichen Sternbild „Königsberg" das funkelnde Sternlein „Walesrode" nur wieder zu Gesicht bekommt. Die erwähnte Broschüre führt den Titel: „Die juristische Fakultät der Universität zu Berlin, seit der Berufung des Hrn. v. Savigny bis zur Niederlegung seines akademischen Amtes, und deren erforderliche Umgestal-

tung. Berlin. Verlag des Berliner Lesekabinetts.“ Es wäre unbillig, wenn man aus einer Flugschrift das Beste ausziehen wollte, da mancher Leser dadurch verleitet würde, sie selbst zur Seite liegen zu lassen; dagegen ist es nöthig, darauf aufmerksam zu machen, dass obige Broschüre sich nicht bloss auf die Berliner Juristen-Fakultät bezieht, sondern auf alle preussischen, ja auf die deutschen überhaupt. Denn nachdem das Wesen der „historischen“ oder besser „unphilosophischen“ Rechtsschule charakterisirt und die durch sie verschuldete Unlebendigkeit der Rechtwissenschaft bewiesen worden, wird eine nothwendige Reform der Fakultät in Vorschlag gebracht, die, weil sie „in der Natur der Verhältnisse selbst begründet ist und von dieser gefordert wird“, nicht als abenteuerlich zurückgewies enwerden kann. Und diese Reform ist auf jeder Universität nothwendig und wird sich auch Bahn brechen: „denn der Zeitgeist lässt sich nicht hemmen, und wenn er nicht von Denen verstanden wird, die geordnet sind, ihm gesetzliche Wege zu bahnen, so schafft er sich diese selbst auf thatsächliche Weise.“ Wer könnte wohl jetzt noch Aeusserungen gut heissen, wie die des Hrn. v. Savigny in seiner Schrift „Vom Beruf unserer Zeit“, in welcher eine stolze Philologie sich in folgenden Worten ausspricht: „Was insbesondere die Vorlesungen über das Landrecht betrifft, so glaube ich allerdings, dass diese in der gegenwärtigen Lage besser nicht gehalten werden, indem zum praktischen Bedürfniss die spätere Einübung hinreicht, eine wissenschaftliche Seite aber dem Gegenstande abzugewinnen, aus Mangel an speziellen geschichtlichen Quellen schwer sein dürfte.“ Dass die „spätere Einübung“ nicht hinreicht, wird Hr. v. Savigny in seiner jetzigen Stellung wohl erkennen, und wenn er damit die Einsicht verbindet, dass es für seine „historische“ Weise allerdings keinen andern entsprechenden Pol gibt, als die „spätere Einübung“, weil jene Weise und diese Einübung gleich sehr mechanisch

sind, so wird er eine Umgestaltung der Fakultät, wie sie der Verfasser so einfach und überzeugend vorzeichnet, natürlich nur nothwendig finden. Denn die „historische Schule" hat die ihr vom Zeitgeist gestellte Aufgabe gelöst und zum äusseren Zeichen der Vollendung dieser Periode hat denn auch gegenwärtig ihr Haupt, Hr. v. Savigny, sein Amt als öffentlicher Lehrer niedergelegt." Den Plan der Umgestaltung sehe Jeder nach auf Seite 26—32.

Stirner.

15.

No. 164. 13. Juni 1842.

Die Sitte ist besser als das Gesetz.

(Im Verlage des Berliner Lesekabinets.)

mp Wenn den Landtags-Ausschüssen bei ihrem auf den September angekündigten Zusammentritt die Frage vorgelegt wird — wie dies nicht unwahrscheinlich ist, — ob sich nicht das Bedürfniss eines strengeren Ehescheidungsgesetzes kund gebe: so können die Befragten, wollen sie anders nicht die genau vorgezeichnete Linie ihres bloß provinziellen Berufs- und Gesichtskreises überspringen, keine aus dem Wesen der Sache selbst entnommene und auf den ganzen Staat bezügliche Antwort geben, sondern müssen sich darauf beschränken, über die Wünsche und etwaigen Bedürfnisse ihrer respektiven Provinzen Auskunft zu ertheilen: sie werden — denn dies ist allein ihre Aufgabe — ein provinzielles Urtheil fällen. Das erfordert eine Ergänzung, und der publizistische Schriftsteller, der auf die Forderung des ganzen Landes horchen und die Sache selbst im Auge haben darf, muß sich in diesem Augenblicke gedrungen fühlen, jene Ergänzung durch Mittheilung seiner von einem freieren und allgemeineren Standpunkte aus gewonnenen Ansicht herzustellen. Dieß hat denn auch in diesen Tagen ein Publizist übernommen,

der, durch eine eben so praktische als rationelle Behandlung der Frage, seinen Beruf, ein gewichtiges Wort einzulegen, vollkommen bewährte. Der Titel seines, im Verlage des Berliner Lesekabinets erschienenen Schriftchens lautet so: „Die Sitte ist besser als das Gesetz. Eine Verwahrung gegen ein neues Ehescheidungsgesetz." Einige Auszüge aus dieser werthvollen Broschüre werden dazu dienen, das Publikum mit ihr zu befreunden. „Ein neues Gesetz über die Ehescheidungen ist im Werke. Herr v. Savigny sprach sich schon früher in Schrift und Wort gegen die laxen Grundsätze aus, welche unser Landrecht in Betreff der Ehe und namentlich der Ehescheidung aufstelle, und die Praxis unserer Gerichte geheiligt habe. Klagend rief er: unsere Sitten sind besser als unsere Gesetze! Des Königs Wille hat Hrn. v. Savigny zu einer Stellung berufen, wo er nicht mehr zu klagen braucht; wo ihm die Macht wurde, seine bessere Einsicht zum Gesetzvorschlage zu erheben. Eine große Partei, Fromme, Pietisten, Orthodoxe, wie sie sich, oder ihre Gegner sie nennen mögen, die längst Dasselbe oder Aehnliches fühlten, predigten und klagten, finden in seiner Autorität einen Hort, und was früher ein ohnmächtiger Versuch war, nur ein bescheidenes Anklopfen an die Thore der Gesetzgebung, könnte jetzt ein Sturm werden, vor dem ihre Flügel sich aufthun müssen. — Reif ist das Gesetz auch als Projekt gewiß noch nicht. Doch das davon Bekannte und Geahnte genügt, um das Publikum in Furcht zu setzen. Denn jede Beschränkung einer Freiheit, gleichviel ob einer heilsamen oder verderblichen, ängstigt die Gemüther, welche ihrer theilhaft waren. Es kommt hier dazu, daß man den einen Schritt rückwärts nur als das Glied einer Kette betrachtet, als den Versuch einer religiösen Reaktion, welche uns um eine errungene Freiheit bringen, und in einen Zustand der kirchlichen Beaufsichtigung und Beschränkung zurückversetzen will, aus der frei geworden zu sein, wir für einen Gewinn, einen

Fortschritt schätzen. Wie auch die übrigen Bestimmungen des drohenden Gesetzes lauten mögen, darin stimmen alle Vermuthungen überein: daß man die Gründe, aus denen bis jetzt auf Scheidung geklagt und darauf erkannt werden kann, einschränken und schärfer bestimmen, daß man, wenn nicht den ganzen Scheidungsprozeß dem weltlichen Gerichte entziehen und vor ein geistliches bringen, so doch den Einfluß der Geistlichen beim Sühneversuch verstärken und den Richter nur wie in zweiter Instanz oder in der Art sprechen lassen wolle, wie er nach dem Verdikt der Geschworenen das Urtel fällt; daß endlich in vielen Fällen, wo die Gerichte bis jetzt auf Scheidung erkennen, nur auf die Trennung von Tisch und Bett erkannt, beiden Theilen in diesem Falle keine anderweitige Verheirathung, wo aber die Scheidung wegen Ehebruchs erfolge, dem schuldigen Theile unbedingt die mit der betheiligten Person untersagt werden solle."

„Man möchte uns das Gesetz von vorn herein als ein wohlthätiges empfehlen. Ist das ein Grund, um neue Gesetze zu machen, daß sie unser Heil und Glück befördern dürften? Gerade von der Seite, von wo uns das neue Gesetz, wie wir sagen, droht, wird auf das Bestimmteste gegen solche Grundsätze angekämpft. Wo nicht die Willkühr im Spiel ist, dürfen neue Gesetze nur aus der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, von dem allgemein gefühlten Bedürfniß und der gänzlichen Unhaltbarkeit der aktuellen Zustände erlassen werden. Ja auch dann, nach der strengen Theorie, dürfen diese neuen Gesetze nicht eigentlich gegeben werden, sie müssen schon im Volke, in dem allgemeinen Bewußtsein, in der allgemeinen Billigung leben, und der Gesetzgeber — sanktionirt nur durch Wort und Schrift das bereits in der Sitte und dem Gebrauche Gültige. — Die Aufgabe des neuen Ehescheidungsgesetzes ist aber eine vollständige reformatorische: die Ehescheidungen waren leicht, und sie sollen schwer werden. Man

will sie möglichst verhindern. Man will die bestehende Praxis, die sich auf das bestehende Gesetz stützt, umstoßen. Also eine neue machen."

Das Gesetz wird „aus zwei Motiven gefordert. Zum Heil des kirchlich religiösen und des sittlichen Gedeihens des Staats. Beide erklärt man für angegriffen."

Von hier ab sei es vergönnt, um in den Organismus des kleinen Buches nicht beeinträchtigend und beraubend einzugreifen, nur noch einige einzelne Stellen im Interesse unserer Leser herauszuheben.

„Die Ankläger nennen unseren Zustand einen der Unsitte, der nicht länger zu dulden gewesen: ein leichtfertiges Spiel mit dem heiligsten Bunde, einen Geschäftsverkehr mit dem Sakramente getrieben, eine Wechselbank, wo Gesetze und Gerichte den Umsatz unveräußerlicher Güter erleichtern. Ist dem so? Nein!"

„Man höre auf die Klagen Derer, welche mit ihren Scheidungsanträgen von unseren Gerichten abgewiesen wurden, weil es an Gründen fehle. Diese Klagen könnten ein furchtbares, herzzerreißendes Konzert abgeben. Jene arme Frau muß zitternd mit ihren verhungernden Kindern zu dem wüsten Manne zurück, der von den sauren Früchten ihres Fleisses seinen Lüsten lebt und mit Ausbrüchen des Trunkes und barbarischer Wuth sie quält; der ihr schon im Gerichtssaal heimlich die geballte Faust zeigt und mit teuflischem Lächeln ihr zuwinkt, sie solle es nun noch ärger haben und büßen für die Klage. Ihr fehlte der gültige Beweis der Sävitien; oder vielleicht waren die Folgen nicht von der schlagenden Art, daß sie nach den Worten des Gesetzes unter Leuten dieses Standes die Scheidung begründen. Jener unglückliche Ehemann muß sein freches Weib, den Alp und Vampyr seines Lebens, wieder aus dem Gerichtssaal mit nach Hause schleppen, wo Friede und Ruhe auf immer dahin sind; denn sie war zu schlau und er zu hitzig in seinem gutem Rechte. Diese Fälle sind nicht Ausnahmen,

sondern die überwiegende Mehrzahl unter den niederen Ständen. Wie leicht sie in die Ehe gingen, so schwer ist es für sie wieder herauszukommen, weil sie, dem Gefühle und der Leidenschaft ihr Recht lassend, sich an die Formen der Gesetze stoßen und nicht begreifen, daß diese nicht weichen wollen, wo ist natürliches Recht so sonnenklar — für sie spricht. Die höheren Stände finden den Ausweg; mit Ruhe und Besonnenheit wissen sie sich um jene Formen wegzuschlängeln. Das Gesetz ist alt und starr geworden, es hat sich nicht fortbewegt und entwickelt mit dem vielbeweglichen Leben, und seine Priester müssen im strengen Tempeldienst nur zu oft Diese, die unwürdig sind, durch die Pforte lassen, Jene, denen Erlösung Noth thäte, mit schweren Herzen zurückweisen. Es ist eine Unwahrheit, daß Gesetz und Richter die Ehescheidung erleichtern."

„Die Geistlichkeit soll hineingezogen werden? Die armen Geistlichen! Um Förderung des religiösen Gefühls? Ihr werdet es so wenig wecken, als durch das Gebot der strengeren Sonntagsfeier. Die zurückgewiesen worden, jetzt schimpfen sie auf die Richter; dann auf die Geistlichen. Wenn Ihr die Achtung vor denen erhalten und erhöhen wollt, so laßt sie hier aus dem Spiele. Die Zeit ist vorüber, wo sie als Richter auftraten; Bann und Interdikt wirken nicht mehr in ihren Händen."

„Was das Gesetz bezwecken soll, ist schon da, Anhänglichkeit und Treue, gesittete Familienverhältnisse, religiöse Scheu vor dem Bruch derselben."

„Es wurden im Mittelalter mehr Ehen getrennt (versteht sich, unter hohen Personen, die nach Rom zahlen konnten) um zu nahe Verwandtschaft, (oft so entfernte, daß wir uns scheuten, auf das Verwandtschaftsverhältniß Anspruch zu machen) als unsere Gerichte um gegenseitige Einwilligung scheiden. Und das geschieht noch heut. Exempla sunt odiosa."

„Alles trifft die Armen am Härtesten, Alles wird ihnen schwerer gemacht, Alles müssen sie theurer bezahlen — bis auf den Tod. Es ist so und keine Gesetzgebung ändert's, keine Parlamente und kein König. Alle Zeiten haben sich vergebens bemüht, ihr Loos zu bessern; nicht die Halljahre der Juden, nicht die agrarischen Gesetze, nicht die Jacobiner haben's durchgesetzt, und keiner Zeit wird es gelingen, Armengesetze zu erfinden, nach denen der Reiche nicht leichter gewinnt und wohlfeiler einkauft, als der Arme. Daß aber auch ein Gesetz, das über Ehescheidung, aus Christus Geboten seinen Ursprung herleitend — der das Himmelreich vorzugsweise den Armen predigte — daß auch dies Gesetz wieder vorzugsweise die Armen drücken soll!"

„Zwei Strömungen begegnen sich in unserer Gegenwart. Dem unaufhaltsamen Strom der vorwärts drigendenn Intelligenz, die alle Schranken bricht, alle Traditionen überfluthet, was uns ehrwürdig und heilig war als Illusion bei Seite wirft, begegnet eine religiöse Rückströmung. Der Kampf der beiden Strömungen ist noch lange nicht entschieden. Durch äußere Gewalt wird er es nicht. Wer dazu greift, bekennt vor den Gegnern seine eigene Schwäche, den Mangel an Vertrauen zu seiner Sache. Der alte Glaube, die alte Sitte, fühlen sie sich schon so schwach, daß sie zu den Gesetzen flehen müssen: rettet uns! Der Nimbus freilich thut es nicht mehr. — Ihr meint besser zu thun im Flicken und Ausputzen der untergegangenen Vergangenheit, im Spiel mit alten Formen, im Hervorsuchen alter Gesetze. Umsonst, die Welt beugt sich nur noch vor dem Geiste."

Die eigentliche Entscheidung der Frage ist in diesem Auszuge geflissentlich übergangen.

16.

No. 164. 13. Juni 1842.

☞ Le Semeur, ein Pariser Journal für religiöse, politische, philosophische und literarische Interessen, gibt

in seiner Nummer vom 4. Mai ein getreues Referat der Bruno Bauer'schen Angelegenheit, und fügt zu der Versicherung der Bonner Fakultät, daß sie die Freiheit der philologischen, kritischen und historischen Untersuchungen in der Theologie nicht beeinträchtigen wolle, folgendes Urtheil hinzu: „Ungeachtet aller dieser Verwahrungen ist es unverkennbar, daß, wo auch immer man die Grenze ziehe, von dem Augenblick an, wo man überhaupt eine zuläßt, die Wissenschaft nicht mehr ihren freien Lauf hat. Man bestimmt ihr ihren Weg im Voraus; es ist daher natürlich, daß auch ihre unabhängigsten Ergebnisse Mißtrauen erwecken. — Diese Angelegenheit wird, wie wir nicht zweifeln, in den Zeitblättern Deutschlands zu sehr lebhaften Debatten führen. Nur ein einziges Beispiel einer ähnlichen Absetzung ist bekannt, das des berühmten Philosophen Christian Wolf im Jahre 1723."

17.

No. 171. 20. Juni 1842.

ɱ Es ist nöthig, einen Vorfall an der Universität Kopenhagen mitzutheilen, von welchem die Jenaische Literatur-Zeitung als von einem „sprechenden Zeichen der Zeit" Nachricht gibt.

Der 21 jährige Studiosus der Theologie, Bröchner, meldet sich zum theologischen Amtsexamen und erklärt sich in seinem Petitum, ohne daß solche Erklärung nothwendig gewesen wäre, für einen Straussianer. Die theologische Fakultät, welche dieß Examen in Gegenwart geistlicher Censoren hält, antwortet, nachdem Bröchner noch auf weitere Anfrage erklärt hatte, daß er ein geistliches Amt, wozu ja auch durch das Examen noch kein unmittelbarer Zutritt eröffnet werde, nicht suche, sondern sich „ausschließlich den Wissenschaften widmen wolle, um sich zu einer akademischen Wirksamkeit auszubilden, bei welcher

die religiöse Ueberzeugung nicht in Betracht kommt", Folgendes: „Da es mit der Stellung einer theologischen Fakultät in der Kirche wie in dem Staate als unvereinbar angesehen werden muß, das verordnete theologische Amtsexamen mit Studierenden anzustellen, welche der Fakultät erklären, daß ihre Ueberzeugung sie von dem christlichen Glauben hinweggeführt habe, und daß sie mit dieser Ueberzeugung nicht ohne den höchsten Grad von Gewissenlosigkeit ein geistliches Amt würden annehmen können: so sieht sich die Fakultät durch das von Ihnen eingereichte Petitum und die später abgegebene Erklärung in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, Ihnen den begehrten Zutritt zu dem bevorstehenden Examen zu verweigern." — Bröchner beschwerte sich hierauf bei der Königlichen Universitätsdirektion — er hatte ja ausdrücklich auf ein geistliches Amt Verzicht geleistet und verlangte nur Eröffnung der akademischen Carriere. — Deshalb trug er auf eine gesetzliche Bestimmung für künftige Fälle derselben Art an. Die Direktion erwiederte einfach: „sie sei mit der Fakultät völlig einverstanden und auf den gethanen Antrag sei weiter keine Rücksicht zu nehmen."

18.

No. 184. 3. Juli 1842.

mp Als ich in der Broschüre des Staatsraths Hoffmann: „Zur Judenfrage", Seite 24 folgende Stelle las: „Dem Juden in seiner jetzigen Stellung erschweren es die Vorschriften und Gebräuche seines Glaubensbekenntnisses, Handarbeiten gemeinschaftlich mit Christen zu verrichten. Die Christen aller Religionsparteien feiern gemeinschaftlich die Sonntage und die meisten Kirchenfeste. Die Juden können schon vermöge ihrer Minderzahl keinen Anspruch auf die Befugniß machen, an diesen Sonn- und Festtagen, welche zusammengenommen beinahe ein Sechstheil des Jahres ausmachen, die Feier der Christen durch öffent-

lichen Betrieb ihrer Geschäfte zu stören," — da überkam mir eine Anwandlung von übertriebenem christlichen Billigkeitssinn. Was in aller Welt, dachte ich, hat denn die „Minderzahl" hier zu schaffen? Wenn die Christen verlangen können, daß ihre Festtage durch keinen Geschäftsbetrieb gestört werden, warum denn die Juden nicht auch? Hat Gott kein Gefallen daran, daß eine christliche Andacht durch Lärm unterbrochen werde, so wird er auch den Christen schwerlich freundlich sein, die eine jüdische Andacht mit Hämmern und Aexten durchlärmen. Was ist denn da für ein Unterschied? Verlangt Gott selbst Ruhe für die Andächtigen, so muß am Sabbath so gut als am Sonntag von Allen Ruhe gehalten werden; verlangen aber bloß die Christenmenschen für ihren Sonntag allgemeine Ruhe, so ist das ja ein ganz exclusives Privilegium, und wie das recht und billig sein soll, das verstehe Einer. Der Verfasser von „Zur Judenfrage" versteht es aber, und mit ihm verstehen es — deß bin ich sicher — Millionen guter Christen, die gar kein Arg darin haben, daß Recht und Billigkeit nach der „Minderzahl" abgewogen werden sollen. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß sie gerade auf die Sonnabende ihre geräuschvollen Markttage verlegen und durch Scheuern und Abfegen ihres wochenalten Schmutzes neben den Stuben, Häusern und Synagogen der betenden Juden einen Mordspektakel machen, der ihnen am folgenden Tage von diesen durch — Schließen der jüdischen Läden und Einstellung alles jüdischen Geschäftsbetriebes — vergolten wird. Wann der Jude betet, schachert und scheuert der Christ, und wann der Christ betet, soll der Jude — faullenzen.

Solche curiosen Grillen fuhren mir bei der Hoffmann'schen Stelle durch den Kopf. Seit ich aber mein christliches Bewußtsein und Hochgefühl wieder gesammelt habe, lache ich mich über meine kindische Guthmüthigkeit aus. Der Anfall menschlicher Schwachheit ist vorüber.

19.

No. 193. 12. Juli 1842.

Der Patriot.

ɱ Berlin, 3. Juli. Wenn die Sonne den Boden lange Zeit ausgetrocknet hat, so birst er, nach Wasser lechzend, an tausend Stellen. Die vormundschaftliche Sonne hat uns endlich so dürre gemacht, daß wir aller Orten, nach dem Necktartropfen freier Mündigkeit dürstend, aufzubrechen anfangen. Zwar wird es noch oft versucht werden, auf unsere Spalten den Schutt der Willkür zu werfen, um sie zu verdecken; wo soll aber zuletzt aller Schutt herkommen, wenn das Zerplatzen kein Ende nimmt? Doch unser Bild soll nicht so lange dauern, als die Dürre. Wir wollten eigentlich nur anzeigen, daß so eben hier in Berlin das erste Heft einer Monatsschrift: „Der Patriot. Inländische Fragen von L. Buhl" ausgegeben ist und uns zu Ohrenzeugen einer jetzt in Preußen nicht allzu seltenen Erscheinung macht, der Erscheinung nämlich, daß ein Kind der Wissenschaft, nachdem es von dieser Mutter — ob sieben oder neun Monate, bleibe unentschieden — ausgetragen worden, sein erstes Geschrei in der Welt der Politik erhebt. Damit macht es sich zum Bürger dieser Welt und kann nicht mehr in den Mutterleib zurück. Die schöne Mutter mag neu, wenn auch nicht mehr weiblich und häuslich, in dem muskelkräftigen Sohne, dem männlichen Abbilde der zarten Frau, wieder aufblühen. Einstweilen freilich haben wir nur ein schreiendes Kind vor uns, daraus in Zukunft ein Mann werden soll. Der „Patriot" geberdet sich noch ungelenk und wehrt sich überhaupt erst gegen das Einströmen der zudringlichen Weltmächte. Mit der Zeit jedoch wird er sich seinen eigenen Platz erkämpfen, und mancher Stein, über den er noch nicht wegklimmt, wird dann von ihm sich als Baustein müssen verbrauchen lassen. Freuen wir uns indessen ein wenig an dem hoffnungsvollen Würmchen, das

schon recht ungeduldige Bewegungen mit seinen kleinen Vorderarmen macht und nur mit den Oberärmchen noch nicht ganz von seinem Leibe loszukommen versteht.

Der kleine Patriot scheint noch nicht genau zu wissen, was das für Menschen sind, die um ihn herumstehen. Er äußert sich allzu häufig in der von seiner Mutter, der Wissenschaft, ererbten Lauten, als läge er noch im stillen Schooße und schaute garnicht in die wettergebräunten Gesichter, die von den feinen Gerüchen der Philosophie in ihrem Leben wenig genossen haben und Ambra den schlichten Räucherkerzchen schwerlich vorziehen. Was soll solch' ein Wettergesicht sich dabei denken, wenn ihm Gestalten vor den Augen flimmern, wie: „Nothwendige Mission der Geschichte; abstraktes Preußenthum und abstraktes Deutschthum; ein Geist, der das Agens ist; religiöse Partikularität; Partikularitäten, welche die Gesetzkommission zu begründen suchte; Vollseligkeit des Quietismus; Sich mit dem Staat und seinem Zweck identificiren; die Religion bringt ihre Wahrheiten nicht in der Form des reinen Begriffs zum Bewußtsein" u. s. w.? Sind das nicht auch „Kassandraworte"?

Der kleine wackere Patriot muß sich also künftig vorsehen und seine Leute kennen lernen; dann wird er sich gewiß auch darauf einüben, mit den Keulen der Thatsachen drein zu schlagen und die Hiebe nicht zu zählen. Am Besten ist ihm (das erste Heft besteht aus vier Abschnitten) sein erster Laut gelungen: „Das alte Preußenthum"; zum zweiten: „Die Volksschule als Staatsanstalt" hat ihm ein herzhafter Schlag verholfen, welchen ein Mann aus dem Volke ihm zur guten Stunde beibrachte; der dritte „Religiöse Carricaturen" würde einem Seitenkinde der Wissenschaft immer noch Ehre machen; im vierten aber ist wenigstens eine halbe Seite (41) ein Gequarre.

Ueber vier Wochen ist das kleine Ding einen Monat

älter. Da sollt Ihr hören, wie es schon ganz anders fistuliren und sich Hrn. Biedermann trotzig an die Seite und gegenüber stellen wird.

20.

No. 207. 26. Juli 1842.

Deutschland.

ηρ Berlin, 22. Juli. Mehrfachen, sehr glaubwürdigen Versicherungen zu Folge, haben wir mit Ende des Jahres ein Preßgesetz zu erwarten, wonach Allen, die einen akademischen Grad haben, Preßfreiheit unter sehr strengen Repressivmaßregeln, wobei königliche Gerichte, nicht Geschworene, die Entscheidung über das „Schuldig" aussprechen, zugesichert wird, die anderen dagegen irgend einen beliebigen Regierungsbeamten oder Professor sich zum Censor zu wählen angewiesen werden, und dann aller Verantwortlichkeit überhoben sind. Die Ersteren müßten stets ihren Namen nennen, den Letzteren blieb Anonymität gestattet. Wie kommt nun aber in einer Zeit allgemeiner Bildung der akademisch Graduirte zu dem Privilegium der Preßfreiheit? Die ostpreußischen Stände wiesen die Zumuthung, ihre Privilegien zu wahren, gebührend von sich; werden die Graduirten weniger Gemeingeist haben? Nach jenem Gesetze würden also die Professoren und Akademiker, gewisse Beamte und die Graduirten zusammen, den „Verein der Freien" bilden; das übrige Volk die „große Masse", bevormundet durch die „Freien." Der Königsberger Magistrat hat sich geweigert, die durch die Entfernung der Prediger Ebel und Distel erledigten Stellen mit Pietisten zu besetzen. Dies wußte ein Prediger im „Nassen Garten", einer Vorstadt Königsbergs, seiner Gemeinde so darzustellen, daß sie darin für ihn ein Unrecht sah. Daher zogen kürzlich die Gemüseweiber, von denen jene Gegend hauptsächlich bewohnt wird, in Prozession

zum neuen Oberpräsidenten, Herrn Bötticher, und stellten ihn vor, wie ihnen ihr Herr Prediger gesagt hätte, daß man ihn, den frommen Mann, nicht predigen lassen wolle, und wie sie jetzt gekommen wären, dem Hrn. Oberpräsidenten das zu sagen, und ihn zu bitten, daß er das Heil der Kirche bedenken möge. Das war gewiß eine eigenthümliche Volksbegrüßung, die der neue Chef erfuhr, und er mag sie nicht ohne einige Verlegenheit empfangen und abgewiesen haben. — Zwei Gedichte, jedes in einem besonderen Hefte, sind jüngst in Königsberg an's Licht getreten, nämlich: „Stimme aus Zion" und „Ostdeutschlands Glocke und Kanone," beide der dort herrschenden liberalen Richtung angehörig. Besonders das Letztere ist in hohem Grade energisch. Die „Lieder der Gegenwart", die uns gleichfalls von daher so eben zukommen, werden einiges Aufsehen machen.

21.

No. 207. Beiblatt. 26. Juli 1842.

Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz.

Das Buch ist, nachdem schon mannigfach die Erwartungen gespannt waren, nun erschienen. Erfüllt es die Erwartungen? Ich glaube, ja! Man kann diese nach zwei Seiten hin gehegt haben, entweder, was die Hauptsache ist, dass wir ein gelungenes Bild von dem in neuester Zeit uns so liebgewordenen Königsberg erhalten werden, oder dass Rosenkranz auf manche interessante Tagesfrage tiefer eingehen werde. Was zunächst den ersteren Punkt betrifft, so habe ich mich zwar in reichem Maaße befriedigt gefunden, muss jedoch hinzusetzen, dass ich selbst in Königsberg zu kurze Zeit lebte, und über meinen dortigen Aufenthalt schon zu viele Jahre vergangen sind, als dass ich, namentlich im Einzelnen, dem Verfasser mit einer Kritik folgen könnte. So weit ich das aber vermag, musste

ich ihm überall vollkommen beipflichten, und ich zweifle nicht, dass auch für diejenigen, welche Königsberg nie gesehen haben, eine überraschend deutliche Anschauung aus diesen Skizzen resultiren wird. Aber man muss es ganz lesen und nicht diese oder jene Skizze nur auswählen wollen. Suchte man einen oder den andern besonders schlagenden Effekt, so wäre es leicht, deren viele zur Mittheilung aufzufinden; es scheint mir indess zweckmässig, nur aus der allgemeinen Charakteristik Königsbergs Einiges herauszunehmen, damit bei recht Vielen sich mit dieser Stadt ein bestimmter Gedanke verknüpfe. Rosenkranz sagt: „Mir scheint der Hauptzug Königsbergs in einer durch den nüchternsten Verstand beherrschten Universalität zu liegen. Die Universalität versammelt in ihm fast alle bedeutenden Culturelemente, jedoch wegen der Isolirung der Stadt in einer eigenthümlichen Verkürzung. Es fehlt nicht leicht etwas. Jedes Gewerbe, jede Kunst, jede Wissenschaft, jede Lebensart, jede politische oder kirchliche Richtung haben ihre Vertreter. Aber oft ist auch ein Element eben nur repräsentirt. Es wurzelt nicht tiefer, es ist nur da, um an sich zu erinnern. Es ist mehr als eine Möglichkeit, denn als Wirklichkeit vorhanden. Ein Spötter könnte daher Veranlassung nehmen, Königsberg als die Stadt zu bezeichnen, in welcher alles im Zustande des Beinahe existire u. s. w." — „Nichtsdestoweniger ist es sehr wichtig, dass Königsberg eine solche Allseitigkeit der Culturelemente besitzt. Es beweist dadurch seine Anlage zum Fortschritt. Es schliesst von Vornherein nichts von sich aus, sondern kommt auch dem Fremdartigsten mit Empfänglichkeit entgegen. — Aber in seiner Universalität ist es zugleich von unerbittlicher Verständigkeit. Die Deutlichkeit der Begriffe, die Klarheit der Urtheile sind eines der ersten Erfordernisse für den Königsberger u. s. w." — „Diese Verständigkeit ist in Verbindung mit jener Universalität der Grund einer seltenen Ge-

rechtigkeit des Urtheils. Der Verstand allein würde zu dem äussersten Prosarigorismus führen. Alles ihm nicht sogleich Begreifliche würde er von sich abweisen. Aber die Mannigfaltigkeit der Interessen, die sich in Königsberg bewegen, verhindert eine solche Verödung. Wofür der Eine mit seinem Verstande nicht ausreicht, dafür findet sich ein Anderer. Dieser weiss seinen Gegenstand zu rechtfertigen und vor dem Verstande zur Geltung zu bringen. Man kann daher oft beobachten, wie bei gegebener Veranlassung zu urtheilen zunächst zwei entgegengesetzte Parteien da sind, eine verwerfende und eine anerkennende. Die Dialektik ihres Streites fördert aber bald ein Urtheil heraus, worin die Heftigkeit des Tadels durch bessere Einsicht gemildert, die Uebertreibung der Gunst durch Aufdeckung wirklicher Schwächen der Sache herabgestimmt ist. Dies als Resultat gewonnene Urtheil wird dann gewöhnlich in die allgemeine Tradition aufgenommen. Allerdings ist der eben geschilderte Process der, welcher überall in der Welt vorkommt. Aber in Königsberg ist er so zu sagen organisirt. Auch da, wo man es nicht erwarten sollte, wird in Königsberg eine Opposition laut werden."

So viel über die erste Erwartung, die, wie ich meine, sich nicht getäuscht sehen wird. Sogar eine Karte mit Figuren ist dem Buche hülfreich beigegeben. Auch das zweite Versprechen, „allgemeine Fragen der Zeit zu berühren", hat der Verfasser gehalten, und über manche durch geistreiche Wendung ein erhellendes Licht verbreitet. Hierbei kommt nun der Autor nothwendig selbst in Betracht, weil von seinem Standpunkte sein ganzes Urtheil abhängt, und ihn die Welt nicht anders anschaut, als er sie anschaut. Wenn wir Rosenkranz nun immer noch so liebenswürdig, wie sonst, so heiter, offen, freimüthig, so anmuthig und zartsinnig finden, so soll es doch auch nicht verschwiegen werden, dass er dem Zeitgeist, wie er ihn selbst in dem Einen Worte: „Eklekticismus" auszusprechen

glaubt, in seiner eigenen Person darzustellen scheint. An mehreren Orten handelt er von diesem Zusammenlaufen des Einzelnen mit der Strömung des Allgemeinen, und wird gewiss keinen Tadel darin sehen, wenn man ihn ein Kind seiner Zeit d. h. des Eklekticismus, nennt. Allein man kann auch in dem Flusse der Zeit zurückbleiben und wird dann ein Bewohner des Binnenwassers, ohne je in die Fluthen des Oceans hinauszuschwimmen. Wo Strom und Meer zusammenkommen, da schaut man in die Weite, betrachtet gelassen und mit Interesse die vorbeiziehenden Seegestalten und — hält sich fein zu Hause. Wohl sehen unsere Tage noch sehr eklektisch aus, doch sind sie es nicht mehr. Ein Bruch ist durch sie hingegangen, wie über Nacht die Eisdecke des Haffs zerreisst, und ohne ihn zu kennen, wird mancher sorglose Wanderer beim dämmernden Morgen hineinstürzen, weil er von dem krachenden Donner der Nacht nichts vernommen hat und wähnt, er müsste von einem Bruche doch etwas wissen, da er noch vor Kurzem dieselbe Strasse ungefährdet hin- und hergezogen sei. Unsere Zeit ist nicht mehr eklektisch und parteilos; aber Tausende sind es noch und wollen es bleiben. Schöne Unparteilichkeit, wer deinen idyllischen Frieden genösse! Ich aber mag dich nicht, nicht die Fülle deiner Genüsse, nicht deine wunderselige Allseitigkeit, nicht deinen Frieden, nicht deine Unschuld! So lange das Wesen unserer Zeit eklektisch war, galt Rosenkranz unbestritten als einer ihrer Vordermänner; seitdem aber nur ihr trügerischer Schein eklektisch geblieben ist, müsste er kühner ausschreiten, als er es thut, um nicht zu einem Nachzügler zu werden.

Die vorliegenden beiden Bände geben reichlichen Stoff, auf diese Gefahr des Zurückbleibens hinzuweisen. Der Leser, welcher in seiner eigenen Brust es fühlt, dass der Eklekticismus vorüber ist, wird von selbst darauf stossen; ich meinerseits will gerade eine sehr unscheinbare Stelle

hervorheben, damit gutmüthigen Beurtheilern eine liebevolle Entschuldigung offen bleibe.

I., 286. „Wenn ich im Bilde den Juden sehe, wie er dem Landpfleger ruft: Kreuzige, kreuzige ihn! Sein Blut über uns und unsere Kinder! und trete aus der Kirche oder von dem Steinbilde der Station zurück, um auf der Strasse dieselbe Physiognomie zu treffen, so gehört eben schon eine festere Christlichkeit dazu, mich zu erinnern, dass Christus den Juden vergeben hat, vergeben musste, weil sie nicht wussten, was sie thaten. Der Pöbel vermeint wohl, sich darin christlich zu zeigen, wenn er es noch jetzt dem Juden nicht vergisst, was er einst gethan."

So muss man also ein Christ sein, und zwar ein „festerer Christ", um die Juden nicht zu hassen? Es ist zwar richtig, dass die christliche Religion die Feindesliebe als einen ethischen Satz in sich aufgenommen und dadurch vor anderen Religionen etwas voraus hat; allein dieser Vorzug vor anderen Religionen kann nicht für einen Vorzug vor der Humanität angesehen werden und dazu dienen, die Feindesliebe dem Christentum als etwas Eigenes zuzusprechen. Sie ist durchaus etwas Menschliches, und man braucht nicht nur kein „festerer Christ", sondern überhaupt kein Christ zu sein, um seine Feinde zu lieben. David liebte Saul, Sokrates sein Volk, das ihn vergiftete, wie das jüdische Christum kreuzigte, und Seume's wilder Canadier einen — Christen. Und nun gar einem unzurechnungsfähigen Feinde, wofür Christus selbst die Juden ansah („Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!") und seinen späten Enkeln nichts nachzutragen, dazu soll eine „festere Christlichkeit" gehören? So entrückt man das einfach Menschliche von seinem Boden, um es in den christlichen Himmel zu verpflanzen, und so kommt man consequenter Weise zu einem christlichen Staate und wohl auch zu einer christlichen Philosophie. Im Gegentheil, eben die „Christlichkeit des Pöbels" ist es, die ihn

zum Judenhasse treibt. Wenn ein Christ in das Gesicht eines Neugriechen blickt, so wird es ihm nicht einfallen, denselben als den Nachkommen derer, die Sokrates vergifteten, zu hassen; bei einem Juden aber erinnert er sich des Mordes Christi. Weil er ein Christ ist, darum ist sein erstes Gefühl gegen den Juden-Hass. Lässt er dann aber die Menschlichkeit in sich zu Worte kommen und empfindet er die Inhumanität des Hasses, so kann er sich dabei freilich wieder auf das Christenthum berufen, aber nur darum, weil dasselbe aus der Humanität die Feindesliebe in sich aufgenommen und gleichsam entlehnt hat. Daher wird es wohl so sein, dass man, um der Versuchung, die Juden für die Missethat ihrer Ahnen zu hassen, nicht zu unterliegen, ein „festerer Christ" sein, d. h. sich des aus der Humanität in die Religion hinübergezogenen christlichen Gesetzes von der Feindesliebe erinnern muss; dass man hingegen, um eine solche Versuchung sich gar nicht einmal anwandeln zu lassen, nichts als ein wahrer Mensch zu sein braucht. Auch die „festeren Christen" sind dieser Versuchung erlegen, wie das Mittelalter beweist, und erliegen ihr noch, wie der „christliche Staat" zeigt; ein freier Mensch, von edlem Selbstgefühl durchdrungen, erwürgt diese Schlange durch die Macht der Humanität schon in der Wiege. Und so ist es in unzähligen anderen Fällen, dass das Christenthum uns in Versuchung führt und uns dann nur durch einen von der Humanität erborgten und zu einem religiösen Gesetze ausgeprägten Satz errettet.

Ich wählte diese an sich wenig bedeutende Stelle auch darum, weil man den Löwen an der Klaue erkennt, und weil sie eine hinreichende Andeutung enthält, dass Rosenkranz nicht rein und ungetrübt von der Höhe der Humanität aus die Welt betrachtet, wenn er auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewiss einer der humansten und liberalsten Menschen ist. Die Humanität leitet ihn

wohl, wie unzählige Andere, auf allen seinen Wegen, allein sie ist nicht in ihm persönlich geworden, nicht die Idee, die sich zur Welt seines Selbstes ausbaute, sie ist nicht sein alleiniges Selbstbewusstsein, sein volles Ich, und hat darum keine andere Energie, als die, dass sie ihn beherrscht. Der Beherrschte kann es aber nicht lassen, dass er nicht zuweilen seine eigenen Capricen hinter dem Rücken des Herrn hätte: der Herr ist doch immer nicht Er selbst, und der Diener der Humanität bleibt — für sich ein Christ. Im Leben bestimmt seinen Willen der Herr, die Humanität, in seinem Kämmerlein bestimmt er sich selbst und ist — Christ. An Versuchen wird er es überdem nicht fehlen lassen, den Herrn zu seinem Glauben zu bekehren. — Mit seinem guten Glauben, dass Alles zur Verherrlichung des Christenthums dienen müsse, erinnerte mich Rosenkranz lebhaft an die Leichtgläubigkeit Marheineke's, der „kein Bedenken trägt, zu behaupten, dass wenn man den Kern des Buches von Bruno Bauer (die Synoptiker) in's Auge fasst, dasselbe auf die Verherrlichung des Christenthums abzweckt", wie er in mir — da ich einmal beim Tadeln bin, so sei auch das noch hinzugesetzt — durch die Spielerei seiner Symbolik (z. B. in dem Artikel „Kant's Haus") die Erinnerung an Göschel wieder weckte.

Aber bei allem dem, wie viel Herrliches bietet das Buch! Man lasse sich durch mein Bekritteln den grossen Genuss nicht stören, der in seiner Lectüre liegt, sondern nehme es nur als eine Zuthat von bittern Mandeln, die Alles um so schmackhafter macht. Es ist einmal so des Kritikers Sache: er denkt seine Pflicht nicht zu thun, wenn er nicht ein wenig auf den Autor loszieht und Ausstellungen macht. Dafür sollen auch für den freundlichen Leser noch ein paar Citate aus dem Buche hier nachfolgen, weil sie in einer Zeitung willkommen sein werden.

I., 288: „Interessant ist es, zu sehen, in welche Bedrängniss die christlichen Feudalherren unter uns ihrerseits

mit dem Judenthum kommen. Da sie an die Bibel alten Testaments nicht weniger eifrig, als an die neuen Testaments glauben, so müssen sie das jüdische Volk sehr hoch halten. Sie citiren auch, wenn sie irgend einmal eine Glaubenswahrheit beweisen wollen, ohne alle Kritik die Psalmen und Paulinischen Briefe, Genesis und Apostelgeschichte durcheinander. Es ist ihnen Alles Wort Gottes, Alles Offenbarung, Alles inspirirt; auf den Zusammenhang kommt es nicht an. Sie reden daher auch stets von dem Volk Gottes, aus dessen königlichem Stamme Jesus hervorgegangen, welche fürstliche Verwandtschaft sich beiläufig doch diejenigen merken sollten, die in Christus immer eine absolut demokratische Natur zu erblicken unhistorisch genug sind. Sie gestehen sich, dass, wenn sie so einen schönen Judenkopf mit hoher Stirn, sinnenden Augen, edler Nase, feinen und doch kraftvollen Lippen und dunklem Bart vor sich haben, Jesus wohl ganz ähnlich ausgesehen haben könne. Aber dennoch wollen sie nichts vom Juden wissen. Als Hausirer ist er ihnen zu schmutzig, zu gewinnsüchtig, in seinen Manieren zu lächerlich. Als wohlhabender Handelsmann, der die Messen bereist, der sein Lager hat, ist er ihnen zwar leidlich, aber doch nur nothgedrungen, beim Kauf und Verkauf, oder im Postwagen. Er riecht noch zu stark nach Knoblauch und hängt gar zu sehr an seinem alten Testament. Als Banquier, der in modernster Toilette dort mit den herrlichsten Vollblutpferden zur Börse eilt, dessen Haus ein Muster von Eleganz ist, der täglich „bei sich empfängt" und so trefflichen Champagner hält, dessen Bücherschränke Schiller und Goethe, Byron und Scott, Victor Hugo und Balzac in englischen Einbänden dir entgegenstrahlen, dessen Tochter zur Begleitung des wiener Flügels die neuesten Opernarien aus Meyerbeer's Hugenotten singt, als Banquier, der den Erlöserorden von einem christlichen Monarchen geschenkt bekommen hat, der eine Art von Diplomat, eine politische Macht ist; als

Banquier ärgert der Jude den Aristokraten durch seinen Reichthum, durch seinen Luxus, seine Bildung und seinen Einfluss. Und so ist auch dieser ihm nicht recht. Als aufgeklärter wissenschaftlicher Arzt kann er den Juden vielleicht nicht entbehren, allein er hasst an ihm die Aufklärung, er beschuldigt ihn, zu sehr sich entnationalisirt zu haben. Als Schriftsteller aber, wie Riesser, ist er ihm vollends ein Greuel. Für den Juden, der Journalartikel schreibt oder gar ein Journal redigirt, hat er nur noch Schimpfwörter. „Judenjunge" ist hier sein technischer Ausdruck."

I., 320. „Zwischen Preussen (der Provinz) und Schwaben besteht ein tiefer Zusammenhang. In der Diagonale deutschen Lebens von Südwest nach Nordost bilden sich die Pole, die mit einander in geheimer Wechselwirkung stehen, wie dies die Literaturgeschichte nachweisen kann. Wie nun Kant einst die Tübinger Theologen, Storr, Flatt, gegen sich in die Schranken rief, bis in Strauss doch der Rationalismus über den Supernaturalismus siegte, so schlägt nun Strauss gerade hier wieder mächtiger ein, als irgendwo. Mit Erstaunen habe ich im Kreise meiner beschränkten Erfahrung wahrgenommen, dass preussische Gutsbesitzer einen ganzen Winter consequent Seite für Seite von Strauss durchgelesen, durchgesprochen haben, ja nachher für ihre abweichenden Ansichten mit einander in Briefwechsel getreten sind.*) Die Geistlichen sind bei uns, wie ich nicht anders glauben kann, aus dem wohlmeinendsten Interesse heraus oft terroristisch gegen die Strauss'schen Lehren aufgetreten. Hier und da, eine Zeitlang wird dies wirken, aber nicht auf die Länge, denn die Freiheit der Forschung ist vom Protestantismus unzertrennlich. Wollten sich die Straussianer, was übrigens anzunehmen gar keine That-

*) Es mag hierbei bemerkt werden, dass viele Gutsbesitzer der dortigen Gegend sich gleich nach der Kunde von dem Verein der „Freien" bereit erklärten, demselben sich zuzugesellen.

sachen vorliegen, als Confessionen constituiren, so würde keine Macht der Erde sie daran hindern können. An Fanatismus, also auch an Freudigkeit, zu leiden, sich zu opfern, würde es ihnen so wenig fehlen, wie jemals einer bedrängten Sekte. Die Hengstenbergische Kirchenzeitung hat diesen Punkt oft in der Weise hervorgehoben, als zweifelte sie bei den Straussianern an dem Muth, irdischen Besitz, irdische Ehre für die Ueberzeugung in die Schanze zu schlagen. Sie irrt. Für viel untergeordnetere Dinge sind die Menschen standhaft in den Tod gegangen, immer aber löwenkühn, wenn es sich darum gehandelt hat, durch ihr Blut einem neuen Glauben Bahn zu brechen. Die Märtyrerpalme ist die süsseste. Wie noch jüngst erst die Prediger der Altlutheraner, von den Ihrigen getrennt, ihres Amtes entsetzt, im Gefängniss leidend, nur immer höheren Muth gewonnen, so würde es auch bei den Straussianern sein."

II., 65. „Dem ungestümen Drange, uns der französischen Bühne der Gegenwart sogleich zu bemächtigen, muss etwas Tieferes zu Grunde liegen. Es muss eine Sympathie der Nationen sein, welche diesen Zauber bewirkt und diese Sympathie muss wiederum durch den Gegensatz bewirkt werden, den die Franzosen und Deutschen zu einander machen, den sie aber auch zu versöhnen trachten. Die Zeit des Hasses ist für beide Völker vorüber. Sie sagen es sich zwar oft noch sehr nachdrücklich, dass sie höchst unabhängig von einander seien und sich, ihre Selbstständigkeit zu wahren, einander sogleich mit allen Mordinstrumenten der modernsten Kriegsführung todtschlagen würden. Herr Becker hat diesen Trotz der Nationalität den Franzosen, und Herr Alfred de Musset den Deutschen erst neuerlichst zugesungen. Allein viel mehr als auf den Krieg sind sie auf den Frieden mit einander gestellt und wir haben das merkwürdige Schauspiel erlebt, dass eine Armee von 600,000 Mann, die vor Schlachtenruhm zu brennen schien,

nach einigen Monaten wieder in die friedlichste Stimmung zurückging, dass Rüstungen, die allem menschlichen Urtheil nach in einem kriegerischen Ausbruch endigen mussten, ruhig wieder zurückgenommen werden konnten. Der Deutsche hat an dem Franzosen Alles, was ihm fehlt, äusserliche Glätte, gesellige Vielseitigkeit, persönliche Unbefangenheit gepaart mit grossem persönlichen Selbstgefühl, Nationalbewusstsein, Oeffentlichkeit des Lebens, Raschheit der That. Umgekehrt hat der Franzose an dem Deutschen die Innigkeit des Gefühls, die Nachhaltigkeit der Bildung, die Humanität des Bewußtseins, die Universalität des Lebens und Strebens, die Reife der Handlung. Aber eben weil nun der Deutsche der universellere ist, weil ihn kein Nationaldünkel hemmt, so ist er der geschäftigere, sich das französische Element anzueignen."

II., 100. „Der Germane ist von den ältesten Zeiten her dem Trunke leidenschaftlich ergeben. Deutschland ist das Land, in welchem Wein, Bier und Branntwein herrschen. Der Deutsche trinkt Alles. Und diese Sucht hat er durch die Kolonieen weiter verpflanzt. Aber bei ihm geht die Neigung zum Trunk aus einem ganz anderen Grunde hervor, als bei Völkern, denen die Vegetation des Bewusstseins, die halbe Bewusstlosigkeit noch die grösste Wonne gewährt. Bei ihm ist es der Uebermuth des Selbstgefühls, der sich mit dem Trunk gleichsam als mit einem Feinde einlässt, der ihm nichts soll ansehen können. Er ist die bis zum Frevel kühne Freiheit des Selbstbewusstseins, die ein schauerliches Gelüsten empfindet, mit der Natur sich einzulassen, zu sehen, wie weit sie es wohl zwingen könne."

„Der Germane hat, so zu sagen, einen Ueberschuss von Kraft in sich, dem er abermals durch ein Unmaass begegnet. Der Romane, wie der Araber, weiss nichts von diesem seltsamen Drange. Er ist ohne Kampf gegen eine Versuchung mässig, weil es ihm nothwendig ist, mit sich

und der Welt im Gleichgewicht zu leben. Der Germane aber hat um so mehr einen Trieb nach einem Zustande in sich, der ihn ihm selbst zu entreissen vermag, je mehr er seiner selbst im Innersten gewiss und daher auch von vorn herein mit der Welt zu spielen geneigt ist. Nicht der momentane Selbstmord, auf den der Finne und Slave im Trunk ausgeht, nicht der sinnliche Kitzel als solcher, sondern die Macht des Geistes ist es, die den Germanen reizt, Glas auf Glas zu leeren. Es liegt eine Verachtung der Natur als Kraft in seinem maasslosen Trinken. Das Trinken, nur um sich zu berauschen, nur um bewusstlos ausschnarchen zu können, um die Seligkeit des Nichtseins zu geniessen, würde ihm gar keinen Genuss gewähren, aber als eine Macht, gegen die er sich frei erhält, indem er sie unmittelbar in sich aufnimmt, sie mit seinem Blut sich vermählen lässt, hat das Trinken für ihn einen grauenhaften Reiz. Es liegt in ihm dieselbe Keckheit, mit welcher der Seekönig Regnar Lodbroki, als im Thurme die Schlangen ihn zernagten, seine Thaten mit dem Refrain sang: „lachend werde ich sterben." Ohne diese dämonische Tiefe der Versuchung würde es kaum zu erklären sein, mit welcher Lust der Germane trinkt. Viel trinken zu können, ist bei ihm eine Art Ehrensache geworden."

Ich erlaube mir hierzu eine Note beizufügen, die ich vor Jahren zu Tacitus Germania 24 machte, und die ich ohne weitere Verbesserung als Parallele geben will: Die Spielsucht der Germanen liess sie selbst Freiheit und Leben opfern. Es ist dies die stärkste Abstraktion, zu der es der Mensch, der das ihm Eigene opfert, zu bringen vermag. Das Substantielle, was bei diesem Aufgeben der höchsten persönlichen Güter zurückbleibt, ist die Treue im Vertrage, das verpflichtete Wort. Hierin erscheint der Germane, nach der äussersten Abstreifung alles Zufälligen, wozu selbst Alles, was an der Freiheit Verlierbares ist, gehört, rein in seinem Wesen. Nur das reine, un-

zerstörbare Selbst, hier in der Gestalt der Treue oder des Worthaltens, bleibt übrig, nachdem Weib und Kind, die Freiheit, ja selbst das Leben in die Schanze geschlagen worden. Der Germane stellt sich selbst, seine Unverbrüchlichkeit, muthwillig auf die Probe, um damit in jeder Probe zu bestehen. Diese Leidenschaft, Alles auf's Spiel zu setzen, Gewinn- und Verlierbares ganz zu gewinnen oder ganz zu verlieren, war äusserst heftig, war Spielsucht, Sucht, dasjenige, was sonst als ein höchst Positives galt, auch in seiner höchsten Negativität darzustellen. In der Kampf- und Kriegslust setzten sie dieselben Güter auf's Spiel und das oft aus keinem andern Grunde, als der abenteuerlichen Begierde, sie daran zu wagen.

Was an Vorstehendem undeutlich ist, das erklärt sich hinlänglich aus Rosenkranz lichtvollerer Darstellung.

Stirner.

22.

No. 259. 16. September 1842.

ɱ Wir müssen es recht sehr wünschen, daß Zeitungen von Allen gelesen werden, damit sie den Zeitgeist immer mehr kennen lernen, der ja ihr eigener Geist ist. Gehört aber zu dem Zeitgeiste nicht auch der Geist der Sprache, und dürfen Zeitungen zu Sünden gegen diesen Geist verführen? Schon genug hat man zu leiden von den verworrenen Satzbildungen, in deren Gestrüpp sich die struppigen, begrifflosen Vorstellungen ihrer Verfasser verkriechen: warum muss jetzt noch die tollste Participialkonstruktionenwuth über uns herfallen? Und jene Participialkonstruktion, von welcher Walesrode sagt, sie sei „so wunderbar gigantisch gewesen, daß alle Gymnasiallehrer Deutschlands erbleichten, und die Tertianer von den Schulbänken sprangen und jauchzend riefen: Nun haben wir Hundstagsferien!" — sie war noch königlich im Vergleich mit den Participien, die wir alle Tage in öffentlichen Blättern lesen müssen.

Auch die Rheinische Zeitung, die hoffentlich diese Rüge aufnehmen wird, mag an ihre Brust schlagen, damit ihre vielen Schwestern aus falscher Schaam nicht unterlassen, sich — zu schämen.

Hier, um Raum zu sparen, nur ein Paar Beispiele aus deutschen Zeitungen: „Die sich dargebotene Gelegenheit." „Der in seinen Pflichten als Landstand sich befundene Denunciant." „Die sich bei der Berathung herausgestellten Meinungsverschiedenheiten." „Das sich selbst geschaffenere Feld bearbeiten." „Die überhand genommene Branntweinspest." „Das betroffene Unglück."

Den Grund, warum man nicht so schreiben darf, liefert jede gute deutsche Grammatik. Ein leiserer Fehler besteht darin, daß man häufig reine Participien wie Adjectiva gebraucht findet, z. B. „Der betroffene Dieb." Man verzeihe diese unpolitischen Worte in einer politischen Zeitung und mache, daß Niemand ihrer künftig zu gedenken braucht.

23.

No. 261. 18. September 1842.

ɱ Berlin. In einem hiesigen Blatte (da es nicht nennenswerth ist, so wollen wir die Leser mit seinem Namen nicht behelligen) wird die unlängst erschienene Carrikatur „Der deutsche Michel", die trefflichste unter den wenigen deutschen, aus dem Grunde verworfen, weil es schändlich sei, sich selbst, sein eigenes Volk, zu verspotten. So etwas, heißt es, thäten die Engländer und Franzosen nicht. Stellt man uns Engländer und Franzosen darum als Muster auf, weil sie keine Carrikaturen auf sich selbst machen, warum denn auch nicht darin, daß sie keine Carrikaturen aus sich machen lassen? Aber auch abgesehen hievon, so finden wir bei diesen Völkern ja häufig sehr schneidende Carrikaturen auf sich selbst; man erinnere sich nur John Bull's? Und darum wohl dem Deut-

schen, der sich über die Selbstzufriedenheit erheben konnte; denn:

„Wer sich nicht selbst zum Besten halten kann,
Ist wahrlich keiner von den Besten!“

24.

No. 263. 20. September 1842.

Der Doktortitel.

ɱ Man wird es nachgrade satt, wenn man alles Mögliche rühmen und preisen hört, principlos und in den Tag hinein. Es ist doch wahrlich eine Injurie, zu behaupten: „alle Ehrenmänner Breslaus hat die Aufhebung der Bull-Doktoren sehr angenehm überrascht“, als wenn, wer sich nicht sehr angenehm überrascht fand, kein Ehrenmann Breslaus sein könnte. Das ist aber so der gedankenlose Styl Derer, die in um so größerer Freude taumeln, je mehr der Gegenstand ihrer Freude eine Bagatelle ist. Und dieses Prädikat wäre in der That das geringste und gelindeste, das man jenem Titeledikte beilegen müßte. Wer promovirt, der macht doch gewiß kein schwierigeres Examen, als wer sich z. B. als Theologe oder für den höheren Lehrerberuf prüfen läßt; jener gewinnt aber einen wohlklingenden Titel und dieser heißt schlechtweg — Kandidat. Will letzterer nun, weil er ein Titelchen braucht, etwa um seines Bräutchens oder Weibchens willen oder auch seine eigene Eitelkeit zu befriedigen, den Doktortitel haben, so hat er ein Examen bereits durchgemacht, das dem des Promovirenden gleichkommt, und mancher „Ehrenmann Breslaus“ wird's ihm nicht verdenken, wenn er den bloßen Titel eben auch — bloß kauft. Das ganze Ding besteht ja doch nur noch deshalb, weil wir Deutsche Michel sind, die ohne Titel keinen Fuß vor die Hausthür zu setzen wagen. Und daß diesem Titelkitzel nun durch ein

Edikt gegen die Käufer des Titels Vorschub geleistet wird, das sollen „alle Ehrenmänner" gutheißen? Mit Speck fängt man Mäuse, das ist's, was ich in dieser Titelbegünstigung sehe, und alle Herren „Von" und das ganze Mittelalter und unsere drei Stände auf dem Landtage und alle sentimentalen und lügenhaften Mummereien unserer Gegenwart fallen mir dabei ein, bei dieser Titel-Schmeichelei. Aber die Sache hat ihre ernstere Seite, wie uns der Breslauer Correspondent der Leipziger Allgem. Zeitung vom 2. September, der die schöne Phrase von den „Ehrenmännern" vorbrachte, beehrt. Er sagt: „Die Kaufdoktoren (beiläufig gesagt, es sind alle Doktoren — Kaufdoktoren) üben bei uns gegen Nicht-Doktoren ein offenbares Unrecht." Es ist das Nachfolgende zu wichtig, als daß es nicht den Lesern vorgeführt werden müßte; man blickt dabei, wenn man's nur recht ansieht, unserem ganzen Staatsleben tief in's Herz. „Erstlich haben sie, weil sie zu den Eximirten gezählt werden, einen höheren Gerichtsstand; dann aber führt in gewissen Fällen, z. B. bei Injurien u. dgl. der Staat für sie die Prozesse; sie denunciren nur, und die weitere Gerichtsform ist die fiskalische Untersuchung, während dergleichen Prozesse bei allen Nicht-Eximirten im Wege des Bagatell- oder gewöhnlichen Civilprozesses abgemacht werden. Dann trifft z. B. bei Beleidigungen stets den bürgerlichen Injurianten dem eximirten Doktor gegenüber eine höhere Strafe, als wenn ihm der Doktor gleich oder wohl gar niedriger stehend erachtet würde." Ist ein solches Privilegium nicht himmelschreiend, und hätte der Correspondent nicht dagegen eifern sollen? Nein, er findet es ganz in der Ordnung, daß der rite Promovirte ein finstern Zeiten angehöriges Standesprivilegium habe, und ist empört, daß man ein solches unnatürliches Vorrecht sich — erkaufen kann. „Die Kaufdoktoren, sagt er, üben gegen Nicht-Doktoren ein offenbares Unrecht." Nein, die Doktoren, der eximirte Adel, oder

besser der Staat selbst, der solchen Unfug sanktionirt, die „üben das offenbare Unrecht." Ich fürchte, die statistische Angabe von den „Ehrenmännern Breslaus" bewährt sich schlecht, so schlecht, als die Deutsche-Michel-Freude über Titelchen und Sternchen.

25.

No. 263. 20. September 1842.

Die Hörfreiheit.

ɱ An der Preßfreiheit pflegt man nur die eine Seite hervorzuheben, daß sie die Redefreiheit sei, und die andere ganz außer Acht zu lassen, wonach durch sie die eben so unveräußerliche Hörfreiheit gesichert wird. Die Censur legt nicht bloß der Redefreiheit das Joch auf, sondern bringt auch die Hörfreiheit um's Leben. Ja, während sie in der Unterdrückung der Redefreiheit nicht alle Redenden um ihre Freiheit bringt, sondern namentlich den Regierenden zu sagen gestattet, was sie nur irgend sagen wollen, so übt sie als Beherrscherin der Hörfreiheit eine unerbittliche Gewalt gegen die Fürsten selbst. Der Fürst hat nicht die Freiheit, zu hören, was er will, sondern das Wenige, was der Censor und dessen Vorgesetzte wollen.

Allein man erwidert vielleicht, der Fürst wolle eben dieß und jenes nicht hören, es sei sein Wille, daß das und jenes nicht zu seinen Ohren komme. Ganz gut! Er verbietet also z. B. alles „Unanständige" und weiset den Censor an, dasselbe zu streichen. Darin liegt der Wille des Fürsten, daß er das „Anständige" hören wolle. Aber ein Censor streicht tausend anständige Dinge, weil sie ihm nicht anständig vorkommen. Wie viel Anständiges der Fürst jährlich einnehmen soll, darüber bestimmt der Censor. Wiederum will ein Fürst nichts „Uebelwollendes" hören; für alles „Wohlwollende" bleibt sein Ohr geöffnet. Allein mag er sein Ohr offen halten, so viel er kann, alle wohlwollenden

und wohlmeinenden Worte, die der Censor nicht in jenes offene Ohr einlassen will, die kommen nicht hinein. Vielleicht beleidigt ein wohlwollendes Wort sein, des Censors Ohr, oder das Ohr einer rücksichtswerthen Respektsperson: Grund genug, es auch dem fürstlichen Ohre zu entziehen. Er hat's gehört, was brauchen's Andere noch zu hören. Mithin kann ein Fürst mittelst der Censur zwar bewirken, daß er das nicht hört, was er nicht hören will: er kann das wenigstens in den meisten Fällen; allein die Erlaubniß erringt er von dem Censor nimmermehr, Alles hören zu dürfen, was er hören möchte. Nein, der Hörer ist so gut ein Mündel des Censors, als der Sprecher: beiden gewährt er von ihrem unermeßlichen Kapital jährlich nur so viel Zinsen, als er nicht lieber für — sich behalten will. Darum wird es um die Preßfreiheit so lange nicht besser stehen, als nur die Redenden die Unehre der Bevormundung empfinden. Erst wenn auch die Hörenden zum Gefühl ihrer Ehre kommen, wenn auch sie es nicht länger tragen wollen, daß ein Anderer ihre Hörfreiheit ihnen entziehe: erst dann wird die Preßfreiheit, sie, die sowohl Hör- als Redefreiheit ist, über die Censur siegen.

26.

No. 263. 20. September 1842.

ɱ Die Börsen-Nachrichten der Ostsee weisen in Nro. 70 in einem Artikel „Die deutschen Handelstraktate" darauf hin, daß es außerhalb Deutschland jetzt besonders drei Länder gebe, auf die der deutsche Zollverein seine Blicke richten müsse, nämlich Nordamerika, Brasilien und Spanien. An allen dreien haben die Engländer ihr Aussaugungssystem lange genug geübt, und mit Freuden werden sie auf Handelsverbindungen mit Deutschland eingehen. In Bezug auf Spanien wird auch noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß es zugleich von poli-

tischer Wichtigkeit sei „als eine nicht wieder in gleicher Art zu findende Diversionsmacht," besonders gegen Frankreich. Unsere steifnackige und prüde Staatszeitung ist bekanntlich nicht gut auf Spanien zu sprechen, was diesem Lande gewiß viel Kummer macht und jeden guten Preußen abhält, für ein so unloyales Volk einige Sympathien zu fühlen; daher widmen ihr die Ostseeblätter eine Warnung, ihren Madrider Correspondenten ⊙ von seiner unverständigen und staatszeitungsmäßigen Ansicht abzulenken: „Es scheint uns nicht der rechte Weg zu sein, wenn man eine Nation, die unverschuldet so viel Drangsale ertragen mußte, in einem officiellen Blatte fortwährend mit Schmähungen überhäufen läßt."

27.

No. 286. 13. Oktober 1842.

ɱ Gervinus sagt in seiner „Nationaliteratur der Deutschen": „Es ist eine Art von historischem Gesetz, daß Zeiten, welche einen gewissen Zustand vollenden und ablegen, eben diesem Zustande Monumente der Wissenschaft und Kunst zu setzen pflegen." Ist dieß nicht das treffendste Wort für unsere monumentengierige Zeit? Ihre Dogmatiken und Staatsrechtslehren, ihre Kirchen- und Weltgeschichten, ihre religiösen und romantischen Gemälde, ihre Walhalla- und Kirchenbauten, ihre — doch wo wäre ein Ende des Aufzählens zu finden! — sind das nicht alles Beispiele von der Wahrheit jenes „historischen Gesetzes?"

LEIPZIGER ALLGEMEINE ZEITUNG

LEIPZIG 1842

I.

Nr. 126. 6. Mai 1842.

Preußen.

o Berlin, 3. Mai. Ein bekanntes neueres Ereigniss, der Beschluß der evangelisch-theologischen Facultät zu Bonn gegen den Licentiaten Bruno Bauer, ist schon vielfach von Organen der Oeffentlichkeit zum Gegenstande der Besprechung gewählt worden, und regt bei seiner weitgreifenden Bedeutung eine Menge von Fragen auf, die nach einem langjährigen Schlafe sich endlich die Augen reiben und noch etwas sinnbetäubt den hellen Morgen eines zukunftreichen Tages begrüßen. So erscheint in diesem Augenblick ein „Theologisches Votum über die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten", dem, wie zu vermuthen steht, manches andere nachfolgen und der Sache und ihrem eigentlichen Wesen eine immer vorteilhaftere Beleuchtung geben wird. Ob sie aber auch selbst dann, wenn man für den rechten Augenpunkt das beste Licht gefunden haben wird, eine allgemeine Würdigung ihres Werthes zu hoffen hat, ist darum sehr zu bezweifeln, weil auch zur richtigen Beurtheilung eines Gemäldes mehr als gutes Licht, nämlich ein gesunder Geschmack gehört. Was das obige Votum betrifft, so ist es zuvörderst sehr erfreulich, dass dasselbe unter berliner Censur erschien, weil dadurch ein Zeugniss abgelegt wird, wie wir uns einer beherztern Freimüthigkeit anzunähern suchen; es ist in der That aber

auch in sich selbst bedeutend und gehaltvoll. Zwei Dinge liegen dem Verfasser desselben besonders am Herzen, obgleich er am Schlusse sich der resignirten Hoffnungslosigkeit eines durch Vereitelungen gewitzigten Mannes hingibt, indem er sagt: „Wir haben gesprochen; was der Erfolg dieser Worte sein werde, läßt sich voraussehen. Das Eine, was wir zuerst besprachen, wird nicht geschehen, so klar auch das Unnatürliche und Widerrechtliche des jetzigen Zustandes vor Augen liegt; das Andere dagegen würde unterbleiben, auch ohne dass wir es bekämpften.“ Unter Jenem versteht er seinen ersten Vorschlag, „die Interessen der Kirche und der Wissenschaft, wie sie sich innerlich geschieden haben, so nun auch äußerlich zu trennen, und einerseits den Universitäten ihre Bedeutung, Sitze der freien Wissenschaft zu sein, ungeschmälert zu lassen, andererseits aber der Kirche ihre eignen Institute zu geben, in denen ihre Diener herangebildet werden.“ Dieses Auskunftsmittel, das der Verfasser dem Staate zu dem Zweck empfiehlt, sowol der Wissenschaft als der Kirche gerecht zu werden, begründet er auf die schlagendste Weise, wobei er freilich immer von der Voraussetzung ausgeht, dass die Kirche auf die Fürsorge des Staats einen so vollgültigen Anspruch habe, als ihn die Wissenschaft hat, und nicht selbst sich überlassen werden müsse, wie sie z. B. in Nordamerika dem Privatbedürfniss anheimgegeben wird, oder wie ja zum grossen Theil unter uns das religiöse Bedürfniss der Juden keine besondere Pflege von Seiten des Staats geniesst. Diese Frage, ob dem Staate wirklich etwas darauf ankomme, dass seine Angehörigen einem bestimmten Lehrbegriffe, dem protestantischen oder katholischen, zugethan seien, ob er also für die Aufrechthaltung dieses Lehrbegriffes seinen Beistand und Schutz gewähren müsse, hat der Verfaser unerörtert gelassen, und seine Meinung darüber nur etwa in folgenden Worten durchschimmern lassen: „Erst wenn die moderne Richtung die Herrschaft errungen

und anerkanntermassen den Sieg davon getragen hätte, wenn sich die Kirche der Wissenschaft gegenüber nicht mehr halten könnte, dann erst liesse sich daran denken, die Wissenschaft unmittelbar auch in die Kirche einzuführen; für jetzt muss die Wissenschaft in heilsamer Trennung von der Kirche ruhig ihren Gang fortgehen. Ist die Zeit da, wo ein neues Princip sich Bahn brechen soll, dann wird es unwiderstehlich, Alles durchdringend gleich der Atmosphäre, in der wir leben, sich durch die Gesellschaft verbreiten." Viel Treffliches ist in diesem Abschnitt bündig dargelegt, und wenn es auch dem Manne vom Fach nicht eben neu erscheint, so hat es um so grössern Werth für das grössere Publicum, vor dessen Forum die Broschüre gehört. Der zweite Punkt, welchem der Verfasser seine Aufmerksamkeit zuwendet, betrifft den „Austritt aus der Kirche", der bekanntlich in den „Deutschen Jahrbüchern" angedeutet und aufs schnellste von Freund und Feind ausgebeutet wurde. In diesem Abschnitte leidet die Darstellung an manchen Schwankungen, und der Verfasser sieht darin zu sehr eine „rein praktische Frage", als wäre sie dies mehr wie die erste. Seine Gründe dagegen tragen wenigstens sehr den Schein von weltlichen Rücksichten, wenn er jenen Austritt z. B. deswegen verdammt, weil dadurch „das Vertrauen zerstört würde; denn jene Denkweise, die in einer Wissenschaft, die nicht ihres Glaubens ist, nicht blos den Irrthum, sondern auch den Frevler sieht; jener Fanatismus, der sich nicht begnügt, mit Gründen der Wissenschaft seine Gegner zu bekämpfen, sondern vor allen Dingen das Heiligthum ihrer Person angreift, um es schonungslos in den Staub zu treten: er ist nur die letzte Consequenz jener in dem Geiste der Zeit eingetretenen Reaction, er hat nur das Unrecht, ganz und vollkommen Das zu sein, was die gewöhnliche Denkweise blos halb ist, und darum hat er denn auch in der letztern Zeit immer mehr um sich gegriffen." Man muss doch gestehen, dass solche Leute nicht geschont

zu werden brauchten, und dass man vergeblich hofft, ihr „Vertrauen nicht zu zerstören", dass also gegen den Austritt aus der Kirche grade solche Gründe nicht vorgebracht werden sollten. Doch der Verfasser lässt es auch dabei nicht bewenden, sondern bringt noch andere, triftigere Gründe bei, auf die in der zeitgemässen Schrift selbst verwiesen werden kann.

2.

No. 137. Beilage. 17. Mai 1842.

Preußen.

○ Berlin, 12. Mai. Daß Königsberg immer mehr verdient, den Blick von ganz Deutschland auf sich zu ziehen, weil es als gewissenhafter Grenzwächter alle Sorgfalt darauf verwendet, uns vor dem Slawismus der Unterthänigkeit und Servilität zu bewahren; das wird durch die wachsende Teilnahme, die sich von allen Seiten her ausspricht, von Tag zu Tag offener anerkannt. Neuerdings ist aber von dort her eine Schrift ausgegangen, die, möge man auch über ihren Inhalt denken was man wolle, ganz in dem Sinne ein „Ereigniß" genannt werden muß, in welchen man diesem Worte eine prägnante Bedeutung beizulegen angefangen hat. Es sind dies die „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit. Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode. Königsberg 1842." Nicht sowol darum hat diese Schrift eine für die Gegenwart außerordentliche Wichtigkeit, weil die männliche Freimüthigkeit des Verfassers darin für uns Leser an den Tag gekommen ist, sondern weil mehr als 400 Personen in der zweiten Residenz des Landes an dem Ausdrucke der darin niedergelegten Gesinnung gleichsam mitgearbeitet haben. Der Verfasser erklärt sich hierüber in dem „Vorwort für den edlen Unbekannten, der es lesen sollte", wie folgt: „Unser Büchlein ist entstanden aus

öffentlichen Vorlesungen. Als Thatsache, nicht in kritischer Beziehung, darf der Verfasser diese selbst ein Phänomen nennen, der den öffentlichen Geist Königsbergs charakterisirt. Die Vorlesungen, bei welchen über 400 Zuhörer, Damen und Herren, aus allen Ständen anwesend waren, nahmen förmlich die Gestalt eines Meeting an, mit seiner dramatischen Bezüglichkeit zwischen Redner und Publicum. Jede Aeußerung, welche mit dem Bestreben des Fortschrittes sympathisirte, jedes Stichwort der Zeit wurde mit lauter Acclamation und mit Händeklatschen begrüßt. Eine Erscheinung, deren der Verfasser nicht erwähnen würde, wenn er sich schmeicheln dürfte, daß der Beifall mehr ihm, als den Ideen überhaupt gegolten, die unsere Zeit bewegen. Sein einziges bescheidenes Verdienst dürfte sein, daß er öffentlich, vor Hunderten von Zeugen, Dinge besprochen, über die man sonst nur in seinen vier Pfählen zu discutiren pflegte. Aber auch dieses Verdienst wird dem Redner dadurch geschmälert, daß er sein Publikum kannte." Diese Vorlesungen erscheinen nun abgedruckt, wie sie gehalten worden sind und geben so dem Verfasser Gelegenheit, Folgendes über die königsberger Censur zu sagen, nachdem er zuvor gegen die Censur überhaupt seinen Unmuth ausgelassen hatte: „Ich habe wahrlich nicht Ursache, mit meinem Censor unzufrieden zu sein, wenn ich's nicht mit Censoren überhaupt wäre. In Königsberg ist das freie Wort schon Scheidemünze des geistigen Verkehrs geworden, und kein Censor ist dort im Stande, diese außer Curs zu setzen, noch möchte ers. Wir haben in Königsberg Censoren, die das gehässigste aller Aemter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände Solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten. Königsberg ist, dem Osten gegenüber, nicht blos eine statistisch-geographische, sondern auch eine geistige Grenzstadt. Die Idee hat hier schon lange, bevor noch von einer Fortification am Pregel die Rede gewesen, ihre Montalem-

bert'schen Thürme gegen die andringenden Asiaten erbaut, und die Censoren haben, wo sie es nur thun durften, und oft auch, wo sie es nicht durften, den Arbeiten an den detachirten Forts der Intelligenz nichts in den Weg gelegt. Doch wir wollen mit unserm Panegyrikus auf die königsberger Censoren warten, bis die deutsche Censur einst eines seligen Todes verblichen sein wird. In einer Leichenrede nimmt sich dergleichen schöner aus." Vier Vorlesungen bilden den Inhalt des Buches. In der ersten: „Die Masken des Lebens. Eine Aschermittwochsphantasie", heißt es S. 19: „Historiker, die nicht die Contrerevolution, sondern das Contraire der Revolution wollen, versichern, daß das mittelalterliche Costume nicht blos poetisch ehrwürdig, sondern auch eine Garantie sei für die geistige Ruhe der Welt. Sie haben nicht Unrecht! . . . Der Hofredacteur hat nicht blos die Programme aller Hofmaskeraden und die Bulletins der Hofküche zu schreiben und zur erbaulichen Lecture für das ganze römische Reich drucken zu lassen, es liegt ihm auch ob, bei jedem öffentlichen Hofschauspiele aus den Wolken glückliche Auspicien herauszudeuten und die officiellen Himmelserscheinungen in dem amtlichen Theile seiner Zeitung mitzutheilen. Er ist der einzige Mensch im heiligen römischen Reiche, dem es der Himmel unter allen Umständen recht machen muß. Regnet es z. B. während des Triumphzugs eines Kaisers, dann schreibt der Hofredacteur: „Der Himmel selbst weinte seine Freudenthränen auf die glückliche Erde hinab." Scheint die Sonne, dann „lächelt der Himmel blau und golden und weiß sich vor lauter Freuden nicht zu fassen." Blitzt und donnert es, so bedeutet das eine Freudensalve von Seiten der himmlischen Artillerie; schneit es, dann streut der Himmel selbst seine lilienweißen Blumen auf den Triumphator hinab; kurz, der arme Himmel muß, auf Befehl des kaiserlichen Hofzeitungsschreibers, bei jedem großen Maskenzuge, wie ein gemietheter Lohnlakai, seine devoten Honneurs machen.

Der vortrefflichste Himmel jedoch für die galant feine Symbolik der kaiserlichen Hofzeitungen ist ein solcher, der erst stark umwölkt erscheint — es dürfen sogar einige Regentropfen fallen — und aus dem plötzlich, in einem gewissen unbeschreiblichen Momente, die heitere Sonne, das Gewölk zertheilend, hervortritt.“ Aus der zweiten Vorlesung: „Unser goldenes Zeitalter“ sind besonders die „Grundzüge aus der Naturgeschichte der Reichen“ gelungen. Der dritten Vorlesung: „Literarisches Donquixotes-Turnier“, mag Folgendes entnommen werden: „Die deutsche Sprache ist frei und republikanisch geboren; sie erklimmt die höchsten Alphörner und Gletscher der Dichtkunst und des Gedankens, um mit dem Adler sich zur Sonne zu schwingen. Aber sie gibt sich auch, wie die Schweizer, zur Leibgarde des Despotismus her. Was der König von Hannover seinem Volk im schlechtesten Deutsch gesagt hat, das hätte er im besten Englisch nicht ausdrücken können. Kurz, unsere Sprache ist, wie die Morrison'schen Pillen, zu Allem gut und brauchbar: nur Etwas fehlt ihr, was ihr sehr Noth thut — der politische Styl! Freilich, in Zeiten der höchsten Gefahr, wenn sich der kölner Dom im Rheine spiegelt, was er nur unter sehr bedenklichen Umständen zu thun pflegt, dann nimmt sie, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, eine Art politischen Schwung an; dann wird jedes Kartoffelfeld ein „Gau“ genannt und ehrliche Kleinstädter werden zu „Mannen“ promovirt, und jede Nätherin verwandelt sich plötzlich über Nacht in eine deutsche „Maid“. Aber das ist nur der politische Defensivstyl, der gewöhnlich zugleich mit dem Landsturm aufgeboten wird; zur Offensive hat's unsere Sprache noch nicht gebracht. Wenn der Deutsche sich sein einfachstes politisches Recht, das ihm auf Stempelbogen so gesetzlich verbrieft ist, wie seine Frau durch den Heirathscontract, in Anspruch nehmen will, dann verclausulirt er seine Foderung mit so vielen Curialschnörkeln, Hochachtungsepisoden, Respect-

strichen und so vielen Versicherungen nicht zu ersterbender Liebe und Treue, daß man das Ganze eher für den ceremoniösen Liebesbrief eines Schneidergesellen als für eine gerechte Foderung halten dürfte. Denn der Deutsche hat nicht Courage genug — Recht zu haben, und darum bittet er tausend Mal um Verzeihung, wenn er's gewagt haben sollte zu glauben, zu meinen, zu vermuthen oder auch nur zu ahnen, daß er bei einem hohen Kunden noch eine politische Foderung ausstehen hätte. Erinnern z. B. nicht die meisten Bittschriften um Preßfreiheit ganz und gar an den vollständig in der Theatergarderobe costumirten Marquis Posa, der sich dem König Philipp zu Füßen wirft mit den Worten: „Sire! geben Sie Gedankenfreiheit!" Kann man sich denn noch wundern, wenn solche Suppliken ebenfalls mit König Philipp's Worten: „Sonderbarer Schwärmer!" abgethan und ad acta gelegt werden? Die wenigen Deutschen, die den Muth hatten, als die Advocaten ihres Vaterlandes dessen politische Rechte in klarer und bündiger Sprache, wie es Männern geziemt, darzulegen, haben es lediglich dieser Feigheit unsers politischen Styles zu danken, daß sie der Staatsinquisition als Opfer in die Hände gefallen sind. Denn, wo die Feigheit Norm ist, da ist der Muth Verbrechen! Ein politischer Schriftsteller unserer Zeit könnte sehr leicht wegen bloßer Stylsünden, dafür, daß er seine Worte und Gedanken in nackter Wahrheit, nicht mit dem vom Ceremonienmeister vorgeschriebenen Kostume bekleidet erscheinen läßt, etwas gelinde von unten nach oben gerädert werden, und das von Rechts wegen. So eunuchenhaft feige der deutsche Styl indeß ist, wenn er politische Rechte geltend zu machen hat, so plump schlägt er auch wieder den großmächtigsten Gewalten das Weihrauchfaß um die Ohren. Wenn irgendwo ein Fürst sagt: „Ich will Recht und Gerechtigkeit üben!" gleich stürzen ganze Schwärme von Zeitungsphrasen wie wilde Bienen über die Fleckchen Honig her und summen vor Wonne

über den köstlichen Fund auf der oeden politischen Heide. Gibt's aber wol etwas Beleidigenderes für einen Fürsten, als wenn der blos ausgesprochene Wille zur Ausübung der ersten Regentenpflicht, ohne welche man seinen Namen zu einem Nero und Busiris werfen müßte, als eine außerordentliche, unerhörte Fürstentugend durch alle Zeitungen ausposaunt wird? Und das geschieht in Staatszeitungen, unter dem Auge der Censoren, unter den Auspicien des Bundestages! Müßte nicht auf einen solchen ungeschickten Lobredner der § 92 des Criminalrechts in seiner ganzen Strenge angewendet werden?" Die vierte Vorlesung: „Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien", lassen wir ungeplündert. Die wenigen Mittheilungen reichen hin, dem übrigen Deutschland zu zeigen, wo es seine Sympathien zu suchen hat.

3.

Nr. 140. 20. Mai 1842.

Preußen.

o Berlin, 17. Mai. Der König hat dem Justizminister seine Absicht zu erkennen gegeben, von einem näher zu bestimmenden Zeitpunkt an den unbesoldeten Assessoren Gehalte und den Referendaren Remunerationen zukommen zu lassen. Gewiss lag eine Unbilligkeit darin, Dienste, welche der Staat nicht entbehren konnte, unbezahlt anzunehmen und Referendare und Assessoren darin den Lieutenants nachzusetzen. — Die Königsberger Zeitung wird von dem bei einer dortigen Stadtschule angestellten Oberlehrer Witt, wenn auch nicht nominell, so doch thatsächlich redigirt. Schon früher wurde von hier aus darauf gedrungen, den Oberlehrer Witt deshalb seines Lehramts, als mit jener Beschäftigung unvereinbar, zu entheben, ohne dass diese Auffoderung jedoch einen Erfolg gehabt hätte. Nun ist er aufs neue vor das Consistorium gefodert worden, wo er

durch Atteste zu beweisen vermochte, dass seine Amtsthätigkeit durch die Redactionsgeschäfte nicht den mindesten Eintrag erleide. Man macht ihm besonders auch den Umstand zum Vorwurfe, dass er im vorigen Jahre bei einer gewissen Gelegenheit zwei anonyme, vom Professor Lengerke verfasste Gedichte in der Druckerei der Königsberger Zeitung hatte drucken lassen, und hat auch in dem an das dortige Consistorium gerichteten Schreiben ausdrücklich bemerkt, dass Professor Lengerke eigentlich eine sehr gründliche Bestrafung verdient hätte, die indessen diesmal noch erlassen werden solle. Der Oberlehrer Witt wird einer Entfernung „im Administrationswege" schwerlich entgehen!

4.

No. 141. 21. Mai 1842.

Preußen.

○ Berlin, 18. Mai. Obwohl Hr. v. Savigny von dem Augenblick an, da der verstorbene Gans zum ordentlichen Professor ernannt wurde, aus der juristischen Facultät schied und nur noch seine Vorlesungen fortsetzte, so blieb er doch das berühmte und angesehene Haupt der Facultät, die sich der von ihm gegebenen Richtung nicht zu entschlagen vermochte. Jetzt ist Hr. v. Savigny durch die Berufung zum Minister der Facultät fremd geworden, und dadurch für diese der Zeitpunkt erschienen, wo sie sich fragen muß, ob im alten Gleise fortzufahren oder dem vielfach gemachten Vorwurf, daß juristische Theorie und Praxis in heilloser Trennung gehalten würden und daß die „Mitglieder und echten Zöglinge der Rechtsfacultät als Gespenster aus einer vergangenen Zeit erscheinen, die, wenn sie in das Leben einzugreifen suchen, nur zerstörend wirken können und Schrecken verbreiten", nun Gehör zu geben sei. Diesen Moment eines wichtigen Lebensabschnittes, einer Epoche in der Berliner Rechtsfacultät er-

greift der Verfasser einer soeben hier erschienenen Flugschrift: „Die juristische Facultät der Universität zu Berlin, seit der Berufung des Hrn. v. Savigny bis zur Niederlegung seines akademischen Amtes und deren erforderliche Umgestaltung", um nicht nur die Wurzel des alten Uebels aufzudecken, sondern auch zu deren Ausrottung Hand anzulegen. Hr. v. Savigny wurde im Jahre 1810, also bei Gründung der hiesigen Universität, hierher berufen, und von da an bildete und ergänzte sich die Facultät fast nur aus seiner Schule, der historischen. Die Geschichte dieser Schule und ihres Hauptes hängt daher aufs genaueste mit der Geschichte der juristischen Facultät zusammen. Als die historische Schule ihren Kampf gegen die aprioristisch-philosophischen Juristen begann, hatte sie einen leicht besiegbaren Gegner und stieg unter den der Romantik zuströmenden Zeitgenossen schnell im Ansehen. Denn sie und ihr Haupt sind nichts Anderes als Gestalten unserer romantischen Periode, die jetzt welkend am Boden einer frisch aufkeimenden Gegenwart liegen und wunderlich genug mit ihrer falben Krankheitsfarbe gegen das frische Grün eines neuen Lebens abstechen. In der Vergangenheit sollte alles Heil gesucht werden, Sprache, Kunst und Religion sollten in altdeutscher Tracht wiederkommen, und neben den Nibelungen die Pandekten eine ewige Wahrheit sein. Diese romantische Rechtswissenschaft fing leise und unbewußt zu beben an, als im Jahre 1818 Hegel nach Berlin kam und durch seine Vorträge über Naturrecht neue und gewaltige Erweckung gab. Aber der „Gegner war noch nicht in die juristische Facultät selbst gedrungen. Dies geschah durch die Anstellung des Dr. Gans, eines Schülers von Thibaut und Hegel, als außerordentlicher Professor im Jahre 1826. Ihm verdankt die jetzt aufblühende preußische Rechtswissenschaft die erste Anregung." Die Philosophie hatte in dieser Weise der Rechtswissenschaft gegen die einseitige Rechtsschule der sogenannten

Historiker oder, wie Gans sie genauer bezeichnete, der „Nichtphilosophischen", Hülfe geleistet. Mittlerweile war aber auch jene Rechtsschule in sich selbst in mehre Theile zerfallen, in dem die „Germanisten und Canonisten ihre eigenen Rechtsquellen, die germanische Rechtssitte einerseits und das canonische Recht andererseits so lieb gewannen, daß sie gleich einseitig wie die Romanisten, welche das reine römische Recht herstellen wollten, nur auf die Wiederbelebung des germanischen und canonischen Rechts dachten. Den Ausbruch eines wirklichen Kampfes hat Hr. v. Savigny dadurch zu beseitigen versucht, daß er in der Vorrede zu dem im Jahr 1840 herausgegebenen ersten Bande seines Systems des heutigen römischen Rechts sich gegen die Einseitigkeit erklärt hat, welche das römische Recht mit besonderer Vorliebe behandele, ohne die Modificationen zu beachten, welche dasselbe durch das canonische Recht und die germanische Rechtssitte im Mittelalter erlitten habe. Um auch den Beinamen der unphilosophischen Schule abzustreifen, hat er den Professor Stahl unter seinen Schutz genommen und dessen neuerliche Berufung durch den Antrag seiner Anhänger bei der juristischen Facultät begünstigt. Beide Maßnahmen aber waren weder geeignet noch im Stande, den hereinbrechenden Sturm zu beschwören. Denn die allgemeine Meinung spricht sich dahin aus, daß die in dem gedachten Vorworte kund gegebenen Ansichten ihre Bestätigung in dem Buche selbst nicht finden, daß daher kein Friede zwischen den mit der Gegenwart befreundeten Germanisten und den alterthümelnden Romanisten begründet ist. Und was die Philosophie des Prof. Stahl betrifft, so wird dieselbe weder von den Philosophen noch von den philosophisch gebildeten Juristen als wahre Philosophie anerkannt. Sie schließt sich den allgemeinen Grundsätzen der historischen Schule an, hüllt sich aber außerdem in ein mystisch-religiöses Gewand und verfolgt hierarchische und reactionaire Zwecke

unter dem Vorgeben, die Revolution bekämpfen zu wollen.“ Zu diesen theoretischen Kämpfen kommt aber neuerdings ein derberer Anstoß hinzu, indem die Praxis des preußischen Rechts an der Philosophie eine Vermittlerin fand, um sich selbst zu einer Wissenschaft zu erheben. „Die Wissenschaft des preußischen Rechts ist in kurzer Zeit kräftig herangewachsen und führt das Heer der jüngeren Praktiker. So ausgestattet klopft sie an die ihr bis dahin verschlossen gewesene Pforte der juristischen Facultät und begehrt Einlaß. Wird man dieser gerechten Foderung widerstehen können? Es steht zu erwarten, daß der jetzige Minister des Unterrichts die Gerechtigkeit dieser Foderung anerkennen wird, da er als ausgezeichneter preußischer Jurist die Nothwendigkeit einer Umbildung der juristischen Facultät im vaterländischen Geiste nicht verkennen kann. Daß wir uns hierin nicht täuschen, dafür bürgt uns die kürzlich erfolgte Ernennung des philosophisch gebildeten preußischen Praktikers Dr. Heydemann zum außerordentlichen Professor.“ Der Verfasser der genannten Broschüre verlangt daher, damit Rechtswissenschaft und juristisches Leben nach langer Spaltung wieder mit einander versöhnt werden, eine Befriedigung des längst gefühlten Bedürfnisses nach Umgestaltung der Facultät, und gibt zugleich die Umrisse der gefoderten Reformation. Er will, daß das gemeine Recht zwar fortdauernd gelehrt werde, aber nicht „als gemeines deutsches Recht, d. h. als Hülfsrecht für alle zum vormaligen deutschen Reiche gehörigen Länder, sondern als historische Grundlage der besondern Gesetzgebungen der einzelnen, deutschen Staaten“; er fodert also eine philosophische Auffassung und eine geschichtliche Entwickelung bis zur Entstehung der besondern Gesetzgebungen. Für das preußische Recht muß weit mehr gethan werden. Es genügt nicht mehr, wie bisher, an Einer Vorlesung über dasselbe, vielmehr „werden mannichfache Vorträge über dasselbe erforderlich sein, die es in histori-

scher, systematischer und exegetischer Weise behandeln.“ Wo aber die tauglichen Lehrer hernehmen für eine solche Behandlungsweise der Rechtswissenschaft, wie der Zeitgeist sie nothwendig macht? Der Verfasser erwidert hierauf: „Man lege nur den Obergerichtsassessoren unter gewissen, zur Bekundung ihrer Lehrfähigkeit dienenden Bedingungen das Recht zum öffentlichen Lehren bei, und es wird sich theils aus diesen, theils auch aus höhern Beamten bald eine große Anzahl tüchtiger Lehrer hervorthun, die frisches Leben in die Rechtswissenschaft bringen. Erhält die medicinische Facultät doch auch ihre tüchtigsten Mitglieder aus den Reihen der praktischen Aerzte, und würde nicht auch sie ohne diese Ergänzung bald aufhören, brauchbare Praktiker zu bilden?“ Freilich müßten hiernach auch die Anfoderungen eingerichtet werden, und während jetzt die juristische Doctorwürde den Praktiker nur vom ersten praktischen Examen befreit, die große Staatsprüfung dagegen dem Assessor nicht einmal das Recht, sich als Privatdocent zu habilitiren, verschafft, müßte dann „an die Stelle der ersten juristischen Staatsprüfung die Doctorpromotion treten, wodurch die Vorbildung der praktischen Juristen wissenschaftlicher ausfallen würde, und zur Habilitirung müßte die große Staatsprüfung gefodert werden, was den Docenten geeigneter machte, den jungen Juristen eine zweckmäßige Vorbildung für das praktische Leben angedeihen zu lassen.“ Das würde den vom Hrn. v. Savigny ausgesprochenen Satz: „Was insbesondere die Vorlesungen über das Landrecht betrifft, so glaube ich allerdings, daß diese in der gegenwärtigen Lage besser nicht gehalten werden, indem zum praktischen Bedürfnisse die spätere Einübung hinreicht, eine wissenschaftliche Seite aber dem Gegenstand abzugewinnen aus Mangel an speciellen geschichtlichen Quellen schwer sein dürfte“, zu nichte machen. Der Verfasser schlägt zum Zweck einer solchen Umgestaltung folgende Vertheilung der Profes-

suren vor: 1) für die römische Rechtsgeschichte, 2) für die deutsche Rechtsgeschichte, 3) für das preußische Landrecht, 4) für das preußische Criminalrecht, 5) für das preußische Kirchenrecht, 6) für das preußische Staatsrecht. Dies sind einige Züge aus der sehr gediegenen Broschüre, die grade jetzt sehr zeitgemäß erschienen ist und nicht verfehlen wird, das angeregte Thema zu weiterer Besprechung zu führen.

5.

Nr. 149. 29. Mai 1842.

Preußen.

○ Berlin, 26. Mai. Weil denn doch einmal von allen Seiten zum Sturm geblasen wird und die Jerichomauern des Verrotteten vor den Posaunenstössen des Neuen zusammenfallen sollen, so wollen wir es auch nicht absichtlich übersehen, dass grade in den obersten Regionen der Weltgerichtsorkan am heftigsten wüthet. In England, in Frankreich spitzt sich die anfängliche Corpulenz der Fragen immer mehr zu, bis sie endlich durch das enge Himmelspförtlein ins Reich des Uebersinnlichen, der Religion, schlüpfen und dort auf neuem Schlachtplane mit frischen Kräften wieder herüber und hinüber wogen; wie sollte es da in Deutschland, dem eigentlichen Wahlplatze religiöser und philosophischer Kämpfe, anders sein? Seit Strauss mit dem „Leben Jesu" den Fehdehandschuh hingeworfen hat, folgt rasch eine Herausfoderung auf die andere. Nächst Feuerbach zog besonders Bruno Bauer in der letztern Zeit die Aufmerksamkeit auf sich; seine Entfernung aus der theologischen Facultät gab ihm ausser der wissenschaftlichen Wichtigkeit auch noch eine politische. Bruno Bauer hat recht eigentlich den Kampf gegen die Theologie auf sich genommen, und so muß man nothwendig an ihn erinnert werden, wenn man in das Buch: „Hegel's Lehre von der Religion und Kunst. Von dem Standpunkte des Glaubens

aus beurtheilt", einen Blick wirft. Mag auch der anonyme Verfasser sein wer er will, Bruno Bauer wenigstens könnte es sein, so gut als er sich früher, wenigstens dem Geiste nach, als Autor der „Posaune" ansehen lassen musste. Was soll man aber zu dem Inhalte, was zu der Form des Buches sagen? Je nun, wir wollen die Erwiderung Denen überlassen, deren Wesen darin mit heiterm und doch vernichtendem Humor aufgedeckt wird. Da können sich Viele melden, denen eben nicht sanft mitgespielt wird: Michelet, „dessen System ein Juste milieu, welches weder die Aeltern noch die Jüngern befriedigen kann und vom Glauben verabscheut werden muss", Fichte jun. mit seinem „Hüben und Drüben", Sack „das Beispiel eines wahren Gläubigen, da er nichts als Bescheidenheit, nichts als Bedürfniss ist", Nitzsch als „Jsaschar, der beinerne Esel", Julius Müller, Leo. Ueber Bruno Bauer selbst spricht freilich der „gläubige" Verfasser das schärfste Anathem; aber er befriedigt uns zugleich, indem er das System desselben ins hellste Licht setzt. Doch dies ist Alles nur Inhalt der Vorrede; im eigentlichen Texte wird „Hegel's Hass gegen die heilige Geschichte und die göttliche Kunst der heiligen Geschichtsschreibung" unbarmherzig enthüllt. Wer die „Posaune" kennt, der weiss, was hier geschieht, nur noch schneidender, offener, rücksichtsloser. Es eignet sich wenig oder nichts zur Mittheilung; denn dergleichen muss man lesen und im Zusammenhange lesen. Man wird es ein gefährliches Buch nennen, aber man ist freigebig mit solcher Bezeichnung, und je weniger damit gesagt wird, desto mehr Nachdruck pflegt man darauf zu legen. „Gefährlich" ist ein relativer Begriff, und wenn die Eisenbahnen den Hauderern gefährlich sind, so nützen sie um so mehr dem Publicum, oder wenn den Ministern von den Kammern zuweilen Gefahr droht, so kann das ein Heil fürs Land sein. Wenn die Leute mit ihrem „Gefährlich" herausrücken, so muss man sich nicht gleich einschüchtern lassen; gewöhnlich sind es nur

die Furchtsamen, die ihre Gefahr wittern; denn den Furchtsamen ist freilich Alles „gefährlich" und jedes Ergreifende erschüttert ihre schwachen Nerven. Wir wollen nicht hoffen, dass solche gefahrscheue Seelen bei Gelegenheit dieses Buchs Deutschland wieder in Schande bringen werden.

6.

No. 150. 30. Mai 1842.

Preußen.

○ Berlin, 27. Mai. Daß das Schriftchen: „Der Beruf der preußischen Presse", von L. Buhl, soeben in die Welt ausläuft und die Hoffnung nähren darf, von Vielen willkommen geheissen zu werden, das rechtfertigt sich am einfachsten durch seine Schlußworte: „Aehnliches ist schon oft gesagt worden und wird vielleicht noch oft gesagt werden!" Das ist ja eben die Natur aller Zeitfragen, daß sie unermüdlich so lange aufgeworfen werden, als ihre Zeit da ist, und ihre Zeit ist so lange da, bis ihre Antwort erscheint, und ihre einzige Beantwortung ist ihre — Ausführung. Wenn ein Müller nach einiger Zeit dächte, er hätte nun lange genug gemahlen, und das ewige Einerlei desselben Geschäftes werde nachgerade ermüdend und langweilig, so hätte er für seine Person wohl Recht; was sollten aber die armen Hungrigen anfangen? Er muß mahlen, so lange es Bedürftige gibt, und wenn er heute ihrer zehn befriedigt hat, so muß er morgen zehn andere sättigen. Haben sich auch durch einen heutigen Aufsatz Zehn oder Zwanzig überzeugt, daß die Presse zu etwas mehr berufen sei als zu „hitzigen Polemiken über die Rinnsteine, über die Reinigung der Straßen, über die Gefahren des schnellen Fahrens etc.", so laufen doch immer noch zu viele Hunderte von Hungerleidern umher, als daß nicht ein gewissenhafter Müller durch ein morgendes und übermorgendes Wort einige Speisung derselben versuchen sollte. Das hat

denn auch der Verfasser getreulich gethan, und drückt er sich z. B. über die Staatszeitung also aus: „Dem unbekannten Verfasser des, gelinde gesagt, wunderbaren Artikels, welchen die Staatszeitung über die Wirkung der Censurverordnung veröffentlichte, ist vor allen Dingen darum zu thun, die prästabilirte und prädestinirte Impotenz der preußischen Presse nachzuweisen. Im Rathe der Götter ists beschlossen, daß die preußischen Zeitungen ewig mit dem Stabe der Unfruchtbarkeit geschlagen bleiben sollen. Zu diesem Zwecke muß er nicht nur das Wenige, was sie bisher geleistet haben, in Abrede stellen, sondern auch die Ueberzeugung festzusetzen suchen, daß sie ihrem Wesen nach keine politische Bedeutsamkeit erlangen können, um ihnen hinterher den abgenagten Knochen der Statistik hinzuwerfen.“ Unter mehren andern Thatsachen wird auch mitgetheilt, daß die Artikel über inländische Zustände, welche die human censirte Königsberger Zeitung täglich bringt, zwar „auch von den Lesern anderer Zeitungen mit Vergnügen und Nutzen gelesen würden, daß aber die berliner Zeitungen dieselben nicht mittheilen dürfen. Also ein Censor kann einen andern censiren, und was der eine für unverfänglich gehalten hat, für gefährlich und übelwollend erklären.“ Die 31 Seiten der Broschüre sind mit musterhafter Klarheit geschrieben und werden unsere Indifferentisten und Egoisten wol an mancher Stelle verwunden. Freilich die Feigherzigen erfüllt auch kein Gott mit Muth; sie finden überall einen Schlupfwinkel, in welchen sie sich „mit gutem Grunde“ zurückziehen.

7.

No. 151. Beilage. 31. Mai 1842.

Marheineke's Separatvotum.

o Berlin, 29. Mai. Endlich ist das vielverkündete Theologische Separatvotum Marheineke's über

Bruno Bauer erschienen, obwol nur als Anhang zu einer „Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegel'schen Philosophie in der christlichen Theologie". Wir übergehen diese letztere einstweilen, um sogleich zur Hauptsache, zum Votum, zu kommen. Große Erwartungen dürften, wenn man das Ding genau ansieht, auch diesmal wieder getäuscht sein, und Bruno Bauer wird sich nicht enthalten können, in die bekannten Worte auszubrechen: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen!" Doch der Herr, gegen den Bruno Bauer so manche Versündigung auf sich geladen hat, wollte ihn nicht schützen. Bis zu welchem Punkte nimmt sich denn Marheineke Bruno Bauer's an? Er schützt ihn gegen alle Diejenigen, welche er auch als seine Gegner erkennt; gegen den letzten Feind, den Theologen Marheineke selbst, versagt er ihm den Schutz. Da waren denn doch wahrlich die Uebrigen ebenso klug und auf ihrem Standpunkt ebenso tolerant, oder, um milde über den Freund Bruno Bauer's zu urtheilen, fast eben so tolerant. Denn grade so viel „kritische, philologische und historische Freiheit", als sie sich alle Tage selbst zu nehmen gesonnen waren, erkannten sie willig als unantastbar an, und verwarfen nur diejenige Freiheit, nach welcher ihr eigenes Herz kein Verlangen trug. Sollten Sie den Feind so weit vordringen lassen, bis er selbst einem Marheineke gefährlich würde? Jeder hat sich seiner Haut zu wehren, und sie machten deshalb aus richtigem Instinkt schon vor den Vorposten einen Absperrungsgraben. Verfolgen wir die Vertheidigung, wie sie Marheineke führt, um zu sehen, ob unsere Ansicht von derselben sich daran bestätige. Von den beiden im Ministerialerlaß aufgegebenen Fragen: 1) „Welchen Standpunkt der Verfasser der ›Kritik der evangelischen Geschichte‹ im Verhältnisse zum Christenthum einnimmt. 2) Ob dem Verfasser nach der Bestimmung der Universi-

täten, besonders aber der theologischen Facultäten auf denselben die Licentia docendi verstattet werden kann", wird die erste dahin beantwortet, daß es heißt: „Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß, wenn man nur den Kern des Buches ins Auge faßt, dasselbe auf die Verherrlichung des Christenthums abzweckt und daß dies das wahrhaft Positive ist, welches schon jetzt (d. h. vor Erscheinen des letzten Bandes) durch alle Negationen in diesem Buche hindurchbricht. Nur ängstliche Gemüther, welche das Denken vom Glauben, den Geist vom Buchstaben trennen und ausschließen, können die Kraft des christlichen Princips, wie überhaupt, so im Zusammenhange dieses Buchs bezweifeln und behaupten, daß der Hauptgedanke desselben mit einer würdigen Anschauung der Persönlichkeit Christi unvereinbar sei." Darüber läßt sich hier nicht streiten; auch ist es nicht nöthig, da der dritte Theil dem einen oder andern von uns hoffentlich bald genug Recht oder Unrecht geben wird. Daß aber Marheineke nicht zu den ängstlichen, wenn auch bei weitem weniger ängstlichen Gemüthern gehöre, möchte schwer zu erweisen sein. Denn wäre „die würdige Anschauung der Persönlichkeit Christi" durch Bruno Bauer's „Denken und Geist" gefährdet, so würde Marheineke sich wol auch etwas ängstigen, und daß er sich jetzt noch alles Guten versieht, das gibt ihm keinen Vorzug vor den Scheueren, die dieses Guten mit eben so plausiblem Grunde sich nicht versehen. Um die „würdige Anschauung der Persönlichkeit Christi" sind sie und er in Angst, und wenn Marheineke auch sagt: „Was der Welt Noth thut, und womit auch der Kirche gedient ist, das ist die uneigennützige und rücksichtslose Erkenntniß der Wahrheit", so würde er doch wahrscheinlich zittern, wenn Bruno Bauer sich erkühnte zu sagen: „ein Anderes ist Christus, ein Anderes ist die Wahrheit." In Dem, was Marheineke von S. 64—79 zur Begründung seiner obigen Zuversicht sagt, ließe sich, so viel Treffliches es auch enthält, doch mancher

Streit erheben, zu dem bei anderer Gelegenheit sich wol Raum finden wird. Hier genügt es, daß darin Bruno Bauer's Christlichkeit überall in Schutz genommen wird, wenn auch die Art und Weise der Durchführung sich des Irrthums bezüchtigen lassen muß.

Daher wenden wir uns sogleich zur zweiten Frage. Zunächst steht hier Folgendes: „Indem die Staatsregierung den theologischen Facultäten diese (zweite) Frage vorgelegt, hat sie gezeigt, daß sie am weitesten davon entfernt sei, zu bestimmen, was in der Wissenschaft wahr sein und gelten soll. Hiermit ist von Seiten der Regierung die Lehrfreiheit aufs neue proclamirt und ihr durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt. Ja, ich hege selbst so unbedingtes Vertrauen zu dem Geiste und der Weisheit dieses Staates, daß selbst, wenn, was ich für unmöglich halte, alle Facultäten gegen den Bauer entschieden und auf seine Remotion antrügen, er weiser sein würde, als sie alle, und sich nicht zu einem Mittel für solchen Zweck hergeben würde.“ Welch ein „Nest von Widersprüchen“! Die „Staatsregierung proclamirt die Lehrfreiheit, indem sie den theologischen Facultäten die obige Frage vorlegt“! Proclamirte sie nicht vielmehr die Lehrfreiheit, wenn sie die Frage gar nicht einmal vorlegte? Aber sie soll sich auch wirklich so benehmen, als hätte sie dieselbe nicht vorgelegt: sie „soll sich nicht zu einem Mittel für solchen Zweck hergeben!“ Wozu soll sie denn fragen, wenn sie auf die Antwort keine Rücksicht nehmen will? Fragt man etwa Facultäten, was zu thun sei, wenn man schon im voraus darüber im Reinen ist, was man thun will? Daß die Regierung fragte, zeigt eben, daß sie die Lehrfreiheit von der Entscheidung der Facultäten abhängig machen wollte, und daß das wirklich ihre Absicht war, bewies der Erfolg, der Marheineke's „unbedingtes Vertrauen“ zu Schanden machte. Wir sahen ihn schon oben zu Bruno Bauer's drittem Bande ein unbedingtes Vertrauen hegen. Die eigentliche Vertheidigung

Bruno Bauer's (denn bis hierher nimmt sich Marheineke seiner gegen alle Wiedersacher an) schließen wir würdig mit den so wahren Worten: „Mit allgemeinen Worten so in Bausch und Bogen eine Denkart wie die Bauersche zu verdammen und sie für nutzlos, ja für schädlich in Bezug auf die christliche Kirche zu erklären, ist leicht geschehen; wäre sie aber ganz ohne alles Verhältniß zur Wahrheit, so würde sie durch sich selbst in sich zerfallen, sich selbst widerlegen, ja nichts sein, und es bedürfte alsdann keiner großen Sorgen um die Erhaltung der christlichen Kirche gegen sie. Solch eine Widerlegung des Irrthums ist selber ein Irrthum." Bis hierher und nicht weiter! Marheineke ist kein Supernaturalist, kein Rationalist, kein Pietist etc.; aber er ist Theolog. Gegen jene alle vertritt Bruno Bauer dieselbe Sache, die auch er verficht; bis dahin gehen sie beide denselben Weg, und Bruno Bauer genießt den Schutz des älteren Freundes. Am Theologen aber scheiden sich die Wege, und wenn auch Marheineke freundlicher, väterlicher, liebreicher verfährt als Diejenigen, welche sich schon auf früheren Stadien von Bruno Bauer scheiden mußten, so ist er in Wahrheit doch um nichts nachgiebiger als alle Uebrigen: er handelt, in seinem Wesen angegriffen, grade so, als Jene handelten, da das ihrige verletzt wurde. Er stößt den Feind von sich. So glimpflich, ja fast unmerklich es auch geschieht, es ist doch ein entschiedenes Abstoßen und Ausschließen. Denn Bruno Bauer hat den Theologen beleidigt! „Die Geringschätzung gegen die Theologie ist so groß bei ihm, daß er sich fast zu schämen scheint, noch ein Theolog zu sein oder zu heißen. Er nennt sie kurzweg Theologen, wie wenn es der Begriff der Theologie wäre, gegen die Wahrheit zu sein, und weil er die Philosophie von ihnen verachtet sieht, so soll nun die Philosophie Alles in Allem sein." Bruno Bauer hat nie gewünscht, zu einer anderen als der theologischen Facultät zu gehören; mitten aus der Theologie heraus will er den

Theologen reinigen. Was erwidern ihm die Theologen? „Einen Theologen reinigen wollen hiesse einen Mohren weiß waschen!“ Wer den Theologen nicht nimmt, wie er ist, der muß die Theologie verlassen, muß Philosoph werden. Ich wiederhole, Bruno Bauer hat nie den Wunsch geäußert, aus der Theologie auszutreten. Gleichwol sagt Marheineke: „Da er selbst bereits seinem theologischen Character freiwillig entsagt hat, kann ihm die Regierung einen solchen nicht aufdringen. Aber, was sie kann, wahrhaftig mit Ehre thun kann, ist, ihm eine Professur in der philosophischen Facultät mit angemessenem Gehalte zu verleihen.“ Also „freiwillig entsagt!“ Und diese Freiwilligkeit besteht darin, daß er den Theologen gelästert hat, den jetzigen Theologen! Machten es die andern Gegner etwa schlimmer als Marheineke? Deducirten sie nicht auch aus solcher „Freiwilligkeit“ die Nothwendigkeit seines Austrittes? Wenn die chinesischen Soldaten allesammt Memmen sind, und darum der Titel „chinesischer Soldat“ zu einem Schimpfnamen, wie er es verdient, ausgeprägt wird, muß darum ein Chinese, der doch ein Mal wirklichen Muth besitzt, um dieses Muthes willen so angesehen werden, als hätte er dem chinesischen Soldatenthume „freiwillig entsagt?“ Und doch handelt es sich in unserm Fall um etwas Aehnliches. Marheineke, der Theologe, sagt: „Das Gottesbewußtsein sei die Wahrheit des Selbstbewußtseins“. Bruno Bauer rechnet auch diese sublimste Höhe theologischer Erkenntniß noch zu dem unreformirten Wust der Theologie; denn: das Selbst ist der Gott, und sich selbst zu wissen, das Selbstbewußtsein, das erst ist die Wahrheit, in welcher das Gottesbewußtsein untergeht; also umgekehrt: das Selbstbewußtsein ist die Wahrheit des Gottesbewußtseins. Dies ist aber nicht eine Erkenntniss, die für den Philosophen ausschliesslich gehört; nein, es ist eine Erkenntniss, die aller Welt gehört und darum zuerst und zumeist von den bestallten Lehrern des Volkes, von den Theologen gefaßt und — ge-

predigt werden muß. Mit der Behauptung: „Das Selbst ist der Gott", tritt Niemand aus der „Wissenschaft von Gott", aus der „Theologie" aus.

Sollen wir nun noch davon reden, wie Marheineke, der Theologe, nachdem er den andern überbietenden Theologen zur philosophischen Facultät verstoßen hat, zur Strafe für diese Unduldsamkeit ins Kleinliche herabsinkt? Weil er Bruno Bauer nicht versteht, darum erklärt er väterlich mild und so menschlich, daß man sich solcher Menschlichkeit schämen muß: „Die Säure des Unmuths und die Bitterkeit, von der in Bruno Bauer's letzter Schrift deutliche Spuren sind", aus der menschlichen Schwachheit, daß „ein Mann von seinem Geist, Talent und Reichthum an Kenntnissen die schmerzliche Erfahrung macht, sich stets und ohne Unterlaß zurückgesetzt zu sehen, indeß er erleben muß, daß die entschiedenste Mittelmäßigkeit vor ihm den Vorsprung gewinnt." Ja, weil er Bruno Bauer von dem Punkte an, wo dieser im Princip von ihm abweicht, nicht mehr begreift, so scheut er sich sogar nicht, das Mitleid für seinen Schüler in Anspruch zu nehmen, und das Entwürdigendste zu diesem Zwecke zu sagen, was man über einen Schriftsteller aussprechen kann: „In einer sorgenfreiern Lage würde er gewiß von der Vielschreiberei gern abstehen, und wenn die Regierung ihm eine philosophische Professur verliehe, so würde diese Großmuth ihn, auch ohne daß es ihm zur Bedingung gemacht würde, bewegen, seinen Studien eine ganz andere Richtung zu geben, ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge der Wissenschaft machen und ihn gewiß für immer zum lebhaftesten Dank verpflichten." Ist es Vielschreiberei, wenn man einige Bände in die Welt schickt, nachdem man über ihren Inhalt seit sechs oder acht Jahren Collegia gelesen hat? Der Dominikanerprior Prierio schrieb an Luther: „Wenn Du, mein lieber Luther, von unserm Herrn, dem Papste, ein fettes Bisthum bekämest, würdest Du wol gelindere Seiten aufziehen und

den Ablaß, welchen Du jetzt so schwarz machst, selbst erheben.“ Luther antwortete ihm: „Wenn ich nach einem Bisthume strebte, redete ich gewiß Das nicht, welches Dir so weh in Deinen Ohren thut; denn meinst Du, ich wisse nicht wie man in Rom zu Bisthümern und Prälaturen gelangt?“ Ich habe diesen harten Tadel unter häufigem Niederlegen der Feder und nicht ohne Wehmuth niedergeschrieben, Marheineke ist der Einzige, der sich mit so väterlicher Wärme Bruno Bauer's annahm, und grade ihm muß mit solchem Undank gelohnt werden. Es kam mir während des Schreibens oft so vor, als hätte ich eine Art Pietätsverpflichtung, so inniges Wohlwollen zu schonen; denn auch ich war einst Marheineke's Schüler. Aber konnte ich im Dienste der Wahrheit anders?

8.

No. 169. 18. Juni 1842.

Preussen.

o Berlin, 15. Jun. Bei unseren jetzigen Stadtverordnetenwahlen geht es zum Theil sehr lebhaft und aufgeregt zu. So trat in einem Bezirk ein Wahlmann auf, und erklärte unter lautem Beifalle vor dem vorsitzenden Stadtrathe, daß hinfort Oeffentlichkeit an die Stelle der Heimlichkeit kommen müße. Es erscholl sogar die Aeußerung, daß man gar nicht wählen werde, sondern nach Hause gehen, wenn jene Bedingung nicht festgestellt würde. Allerlei Transactionen erfolgten, und der Stadtrath meinte, es genüge ja, wenn der obige Antrag zu Protokoll gegeben würde. Das Resultat war, daß man den Antragsteller zum Stadtverordneten wählte, und dieser dann seinen Entschluß aussprach, in dem ihm von der Bürgerschaft anvertrauten Amt auf Oeffentlichkeit zu dringen. Auf die Bemerkung, daß das Verlangen eines einzelnen Bezirks nicht maßgebend sein könne, fiel die stürmische Erwiderung, daß die an-

dern Bezirke ohne Zweifel einen gleichen Beschluß fassen würden. — Der hiesigen Judenschaft ging ein Schreiben des Ministers Eichhorn zu, worin sie aufgefodert wurde, in den Schulen mehr auf Kräftigung der Sittlichkeit zu halten, weil es nach statistischen Ermittelungen feststehe, daß unter den Juden mehr Verbrechen vorfielen als unter den Christen. Einer der angesehenen Vorstände der Judenschaft begab sich hierauf selbst zum Minister, setzte ihm die Unrichtigkeit des statistischen Factums aus einander und verlangte eine öffentliche Widerrufung desselben. Mit dem Zugeständniß, daß eine gelegentliche Notiz in der Staatszeitung diese Berichtigung enthalten solle, erklärte sich Jener nicht zufrieden, sondern fand allein einen ausführlichen Widerruf genügend und angemeßen. Ob er erfolgen wird, steht noch dahin. — An die hiesige theologische Facultät erging ein Schreiben des Ministers Eichhorn, des Inhalts, daß sie erwägen möge, ob Prof. Marheineke nicht wegen Veröffentlichung seines Separatvotums eine Rüge verdient habe, da die vorgeschriebene Amtsverschwiegenheit verletzt worden sei. Marheineke selbst hatte als Dekan das Ministerialschreiben vorzutragen. Die Facultät entschied sich dahin, daß, zumal in der gegenwärtigen Lage, keine Rüge zu ertheilen sei. Zu gleicher Zeit wurde von Seiten des Ministeriums an die Facultät die Auffoderung gestellt, ihr Votum über Bruno Bauer zu veröffentlichen. Sie lehnte dies zwar nicht förmlich ab, meinte jedoch, daß eine Herausgabe des Votums unter den jetzt obwaltenden Umständen nur dann thunlich sei, wenn dasselbe entweder überarbeitet oder ein Nachtrag geliefert würde.

9.

Nr. 173. 22. Juni 1842.

Preußen.

** Königsberg, 15. Jun. Das nachstehende, von etwa hundert hiesigen Kaufleuten unterzeichnete Schreiben hat

der Vorstand der Kaufmannschaft, von kräftig unterstützenden Worten begleitet, an den König gelangen lassen. „An Ein Vorsteheramt der Kaufmannschaft hier. Dem Vernehmen nach sollen in Berlin russische Commissare eingetroffen sein, um mit Preußen einen neuen Handelstractat abzuschliessen. Wir dürfen uns jedoch nicht zu sonderlichen Hoffnungen berechtigt halten, obgleich diesmal wir aufgesucht werden. Russland hat mehr seine Grenzsperre als sein Prohibitivsystem im Auge, und sind ihm erst durch Erneuerung des Cartels wegen Auslieferung der Ueberläufer, jene aufrecht zu erhalten, die Mittel gegeben, dann werden nachträgliche Tarifsätze und Bestimmungen die aus Noth gemachten Concessionen vereiteln, wogegen uns weit mehr daran liegen muss, dass die Grenzsperre aufgehoben werde, was dann einen freiern Handelsverkehr nach sich ziehen wird. Gegen ein Prohibitivsystem gibt es Handelsrepressalien, selbst unter sonst befreundeten Nationen, und Russland könnte sie fürchten, da wir uns im Besitz der Mündungen der beiden Hauptströme Polens befinden, allein Repressalien gegen Grenzsperre sind unmöglich, ohne der Absicht des Gegners zu Hülfe zu kommen. Wir sagen absichtlich, des Gegners, indem eine Grenzsperre unverträglich mit aufrichtigen Bündnissen, und zuwiderlaufend jeder Nachbarlichkeit, nur geeignet ist Haß zu erzeugen. Dieser gibt sich vorerst kund gegen solche Maßregeln, die die beiderseitigen Länder bedrücken, und welche zu eludiren die nachbarlichen Anwohner sich in Gewinn und Schadenfreude vereinigen. Jedenfalls entsteht dadurch eine gefährliche Demoralisation, die besonders bei unsern Grenzbewohnern um sich greift. Von russischen Schmugglern verlockt, begleiten unsere Bauern die Contrebande in bewaffneten Haufen, wobei es mit dem jenseitigen Militair häufig zu den blutigsten Excessen kommt. Für den ersten Augenblick ist hiervon für die äußere Ruhe des Staats wol nichts zu fürchten; allein die Politik, die nur so lange ver-

gibt, als sie muß, vergißt nichts, sobald sie den Zahltag bestimmen kann, und es ist bekannt, wie empfindlich Regierungen für die Ehre und das Wohl ihrer Unterthanen sind, wenn zu einem gewünschten Kriege die scheinbaren Rechtsgründe gesucht werden. Jedenfalls sollten die hier bezeichneten Uebelstände die ganze Sorgfalt der höchsten Behörden in Anspruch nehmen, da unser glorwürdigstes Nationalinstitut, die Ehre unserer allgemeinen Waffenfähigkeit, wenn auch nur durch einzelne rohe Individuen compromittirt wird. Glücklicherweise ist die Abhülfe jetzt in Preußens Hand gegeben. Ohne einen starken militairischen Cordon kann nämlich Rußland sein doppeltes System nicht durchführen, und ohne Cartelconvention mit Preußen ist, wie die neuesten Erfahrungen lehren, ein solcher Cordon unmöglich. An demselben Tage, an welchem das alte Cartel ablief, begannen russische Soldaten zu uns bei Oletzko, Lyck etc. mit Waffen und Pferden zu desertiren, und nach den glaubwürdigsten Aussagen war ein ganzes Regiment in Auflösung begriffen. Leider wurden in Folge der provisorischen Verlängerung des Cartels mehre Soldaten ausgeliefert, von denen einige sofort erschossen wurden und einige unter Stockschlägen starben. Nach einem solchen, nur in Kriegszeiten zu rechtfertigenden Verfahren ist es dem Gewissen unserer wackern und loyalen Landräthe kaum zuzumuthen, die Cartelvorschrift, deren blutige Folgen sie vor Augen gesehen, ferner zu vollziehen, um so weniger, da sie überzeugt sein müssen, daß ihre auf Religion begründeten Scrupel mit der erhabenen Humanität unsers edelsten Monarchen übereinstimmen. Es darf ferner nicht außer Acht gelassen werden (und gestehen wir auch hiermit eine heimische Sünde ein), daß unsere Gendarmen und Bauern für das Einfangen solcher Deserteure russische Prämien empfangen und somit Menschenjagden veranstalten wie auf die wildesten Thiere. Durch diese Sachlage in unserm Innern aufs tiefste ergriffen und erschüttert, er-

suchen wir einen etc. der hiesigen Kaufmannschaft, Sr. Maj. unserm allverehrten Könige, dessen herrliches Gemüth jeder rein menschlichen Regung offen ist, dessen gotterfülltes Herz an fremden Leiden den rührendsten Antheil nimmt, unterthänigst zu unterlegen, daß «selbst die scheinbar vortheilhaftesten Concessionen des neuen Handelstractats uns nur schmerzlich sein würden, wenn ihm eine Cartelconvention zur Grundlage dienen sollte». Wir wären vielmehr bereit, das uns verarmende Prohibitivsystem Rußlands noch eine Zeit lang zu ertragen, es mit reinem Gewissen zu dulden, als uns durch das Blutgeld für ein solches Cartel zu bereichern. Auch werden die materiellen Vortheile eines auf Sittlichkeit begründeten Verfahrens nicht ausbleiben. Rußland in der Unmöglichkeit, seine Grenzsperre zu behaupten, wird bald auf richtigere Grundsätze zurückzukommen sich gezwungen sehen und alsdann Bedingungen beantragen, die sowol mit der Würde und Humanität Preußens als mit dem wohlverstandenen Interesse der beiderseitigen Unterthanen wahrhaft übereinstimmen." (Folgen die Unterschriften.) (Auch die hamburger Blätter veröffentlichen dieses Schreiben.)

10.

No. 174. 23. Juni 1842.

Preußen.

o Berlin, 19. Jun. Dem beabsichtigten neuen Judengesetz ist durch eine höchst unerwartete Instanz ein Einwand entgegegestellt worden. An den Cabinetsrath Müller gelangte nämlich ein Schreiben, das, wie sich nach Eröffnung desselben ergab, an den König gerichtet war und den mit kabbalistischer Gelehrsamkeit abgefaßten Nachweis enthielt, daß seit zweihundert Jahren jedes gegen die Juden erlassene Gesetz auf der Stelle irgend ein Unglück zur Folge hatte. Durch eine große Anzahl von Daten, die bis in das

kleinste Detail der Geschichte sich verlaufen, war das Factum constatirt. Der unterzeichnete Name ergab eine deutlich geschriebene und dennoch unentzifferbare Chiffre. Es war dem Könige daran gelegen, den Verfasser dieses Briefes kennen zu lernen, und Hr. v. Rochow erhielt den Auftrag, ihn wo möglich zu ermitteln, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken des Königs, daß er den Schreiber eines so gründlichen Aufsatzes schätze und nur im Sinne dieser Achtung seinen Namen zu erfahren verlange. Ein deshalb befragter Aeltester der Judenschaft wußte keinen Aufschluß zu geben, und der Verfasser selbst hat sich noch nicht gemeldet. So märchenhaft das Ereigniß aussieht, so ist doch mein Gewährsmann, weil selbst dabei betheiligt, glaubhaft genug, um seiner Erzählung das Gepräge unverfälschter Wahrheit zu geben, und ich trage deshalb kein Bedenken, dieselbe mitzutheilen. — Neulich fand sich in einer unserer Zeitungen unter der Ueberschrift „Lehrfreiheit" (die Aufschrift war einem Engelbild ähnlich, das auf einer moderdunstigen Todtengruft steht) folgender Anfang: „Ueber Lehrfreiheit auf den Universitäten oder vielmehr über die Begrenzung der Lehrfreiheit wird das Aufsichtsrecht von Theoretikern der Staatsverwaltung streitig gemacht. Der praktische Standpunkt hält die Sache unzweifelhaft. Jedem Rechte steht eine Pflicht gegenüber. Wem mit einem Lehramte das Recht übertragen ist, Jünglinge in einer bestimmten Wissenschaft zu unterweisen, dem ist zugleich die Pflicht damit auferlegt, sie nicht aus der Bahn sittlicher Menschen und treuer Unterthanen zu bringen." Klingt das nicht erhaben und unwiderleglich? Das ist der wahre Ton unserer guten Gesellschaft. Als ich es las, glaubte ich diesen und jenen mir bekannten Geheimrath, Hofrath und sonstigen Rath wohlgefällig sich aussprechen zu hören. So geistreich spricht nur, wer feine Manieren, Esprit und patriotisches Selbstgefühl hat. So ungewaschen freilich spricht auch kein Anderer. „Jedem Rechte steht eine Pflicht

gegenüber!“ O unumstößliches Philosophem, o prächtiger Satz eines großen Geistes, wie trefflich bist du zu gebrauchen! Wem mit einem Nachtwächteramte das Recht übertragen ist, die Stunden abzupfeifen, dem ist zugleich die Pflicht damit auferlegt, nicht von der Bahn eines frommen Hausvaters und eines christlichen Ehemannes zu weichen; wem mit einem Bettelvogtamte das Recht übertragen ist, das Vagabundengesindel im Zaume zu halten, dem ist zugleich die Pflicht damit auferlegt, sich nicht saumselig zu zeigen im andächtigen Lesen des Katechismus oder unregelmäßig im sonntäglichen Kirchgange. Dem Rechte des Nachtwächters steht die Pflicht des frommen Hausvaters und christlichen Ehemannes gegenüber; dem Rechte des Bettelvogts steht die Pflicht der fleissigen Katechismuslecture und des gewissenhaften Kirchenbesuchs gegenüber, und dem Rechte des Lehramts in einer „bestimmten Wissenschaft“ steht die Pflicht gegenüber, die Jünglinge in „Sittlichkeit und Unterthanentreue“ zu erhalten. „Wie scharfsinnig!‘ ruft der ganze exclusive Theezirkel. „Ist mir doch eine curiose Logik, das! brummt seitwärts ein unfashionabler Mutterwitz. Das geht ja bei diesen feinen Leuten wie Kraut und Rüben durcheinander! Wenn ich mir den hübschen moralischen Satz zu gehöriger Nutzanwendung zurechtlegen sollte, so würde ich sagen: Wem das Recht übertragen ist, Jünglinge in einer bestimmten Wissenschaft zu unterweisen, dem ist zugleich die Pflicht damit auferlegt, Alles ohne Rückhalt zu sagen, was der Geist dieser bestimmten Wissenschaft fodert, und dabei so unverzagt zu verfahren, daß er ein rechter und lauterer Jünger dieser Wissenschaft genannt zu werden verdiente. Dem Recht, eine bestimmte Wissenschaft zu lehren, steht ewig die Pflicht gegenüber, den Geist derselben, wie er ihr ihn ablauscht, mit unerschütterlichem Muthe zu offenbaren, ohne an ihm nach Rücksichten zu drehen und zu deuteln, und wäre dieser Geist auch so gewaltthätig, daß er, wie einst

der christliche, eine Jahrtausende alte Welt zusammenbräche. So würde ich mir den Satz auslegen. Paßt aber nicht in die feine Gesellschaft; will lieber schweigen.“ — Die Vossische Zeitung nahm eine empfehlende Anzeige der Rheinischen Zeitung, welche mehre Leser der letztern ihr zusendeten, auf; die Spener'sche dagegen weigerte sich, obgleich der Artikel als „eingesendet“ bezahlt wurde. Und der Grund? Ohne Zweifel ein höchst erbaulicher!

II.

Nr. 180. 29. Juni 1842.

Preußen.

○ Berlin, 26. Jun. Bei der jüngsten Landrathswahl des westhavelländischen Kreises kam das erste Mal keine Einigung zu Stande, und bei der zweiten, wirklichen Wahl wurde keiner derjenigen Candidaten gewählt, die sich gemeldet hatten und auf beste Empfehlung stützen konnten, sondern ein ganz anderer. Der Regierungscommissar zeigte auf diesem zweiten Kreistag an, dass er im Namen des Ministers (des Innern) sein Misfallen über die nicht zu Stande gekommene erste Wahl auszusprechen habe. Hiergegen trat der frühere Landrath, Hr. v. Hobe, dessen Name in diesen Blättern schon mehrfach genannt wurde, mit der Erklärung auf, dass sie es nicht gutheissen könnten, wenn der Minister im vorliegenden Falle sein Misfallen zu erkennen zu geben beliebe, und dass er verlange, es werde diese ihre Weigerung, dasselbe hinzunehmen, ins Protokoll gesetzt. Trotz der Gegenrede des Regierungscommissars drang die Motion des Landraths v. Hobe durch, indem zuerst die städtischen Deputirten derselben beitraten, dann aber auch die Mehrzahl des Adels sich anschloss. — Ueber die Versetzung unserer Beamten lässt sich eigentlich keinem Gerüchte recht trauen; denn sei es auch noch so bewährt, so tritt oft über Nacht ein Beweggrund ein, der das

am Tage Festbeschlossene wieder verflüchtigt. So hiess es anfänglich, der Kammergerichts-Vicepräsident v. Kleist, Milchbruder des Königs, werde als Oberpräsident nach Posen kommen. Jetzt wird versichert, er erhalte die Oberpräsidentur in Stettin, und an seine Stelle rücke der Criminalgerichtsdirector Bonseri.

12.

No. 188. 7. Juli 1842.

Preußen.

o Berlin, 4. Jul. Einem Briefe aus Königsberg zufolge hat die dortige Kaufmannschaft bereits auf ihr an den König eingereichtes Schreiben, welches bekanntlich die Bitte um Aufhebung des Cartelvertrags enthielt (Nr. 173), eine Antwort erhalten des Inhalts, dass zwar für ihre mercantilischen Interessen die möglichste Sorge getragen werden solle, ihre in die Politik streifenden Bemerkungen aber zurückgewiesen werden müssten, weil dergleichen Fragen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinaus lägen. — Insofern versichert wird, dass Dr. Mundt demnächst eine längst gewünschte Professur erhalten werde, scheint es gewiss zu sein, dass die zeither gegen das junge Deutschland bestandenen Massregeln völlig aufgehoben sind.

13.

No. 190. 9. Juli 1842.

Preußen.

o Berlin, 6. Juli. Der *Φ*-Correspondent schreibt in Nr. 184 Ihrer Zeitung über den Verein der „Freien“: „Von einer solchen Gesellschaft verlautet, wie wir versichern können, hier nichts.“ Heißt das nicht anmaßlich sprechen? Gegen die Versicherung: „Ich habe nichts davon gehört“, würde Niemand etwas einzuwenden haben, weil es Jedem gleichgültig sein kann, ob der Correspondent Dies und Das erfahren hat oder nicht. Aber „es verlautet hier (in ganz

Berlin) nichts davon!“ das ist eine unberechtigte Sprache. Ohnehin hätte er aus der Spenerschen Zeitung erfahren können, daß bereits bestimmte Namen der Mitglieder genannt werden. Ich kann dem *Φ*-Correspondenten aber auch die Gegenversicherung machen, daß ich mich persönlich von dem Dasein eines solchen Vereins zu überzeugen Gelegenheit hatte. Allerdings aber ist es ein Verein, dem man im materiellen Sinne diesen Namen streitig machen kann; es ist ein geistiger, kein bürgerlich constituirter, kein statutenmäßiger, ein Verein, von dem sich nicht sagen läßt, er sei hier oder dort; seine Mitglieder sind aller Orten, und ich stehe nicht dafür, daß, wenn ich mich in die nächste beste Gesellschaft begebe, ich mich nicht in der Mitte von Vereinsmitgliedern befinde. Eine Handhabe für die Polizei fehlt ihnen, und wenn ihrer zwanzig beisammensitzen und zusammenwirken, so würden sie doch einem Häscher, der sie hier gewiß zu fassen meinte, unter den Händen in ein Phantom zerrinnen, und an einem anderen Ort gleich wieder, vielleicht um einige Dutzend vermehrt, die Köpfe zusammenstecken und noch ein Stündchen traulich über die Autonomie des Geistes verplaudern. Wie der Königsberger Artikel beweist, scheinen sie wirklich der Versuchung nahe gewesen zu sein, ihre Namen zum Besten zu geben und dadurch handlich zu werden. Nachdem sie jedoch mannichfach davor gewarnt worden sind, unter Andern gleich durch den ersten Artikel Ihrer Zeitung, mögen die Freien wol jenen Plan aufgegeben haben, um vor der Hand ihre Wirksamkeit nicht durch förmliche Constituirung zu hemmen und eine geistige Macht vor der Gefahr zu bewahren, durch Voreiligkeit zu einer materiellen Ohnmacht herabzusinken. — Noch zuversichtlicher als jener Correspondent verfährt ein zweiter mit einem † in Nr. 181 gegen einige Ihrer übrigen Berichterstatter. Zunächst klagt er in der angezogenen Nummer einen, der über die die Zeitschriften betreffenden

Circularverfügung gesprochen hatte, ohne weiteres des Verbrechens absichtlicher Verdächtigung an, und bleibt den Beweis schuldig, oder vielmehr, er bleibt ihn nicht schuldig, sondern führt ihn durch eine Ungenauigkeit, die Jedem, der mehr als Eine Zeitung liest, in die Augen springt. Denn es ist eben nicht der Fall, daß „die deutsche wie die ausländische Tagespresse dem Geiste der Cicularverfügung über die periodische Literatur eine ungetheilte Anerkennung zolle", und man kann sich vom Gegentheil leicht durch Nachlesen der betreffenden Nummern überzeugen. Sein zweiter Vorwurf betrifft mich selbst. „Es kann versichert werden, daß Ihr Correspondent sich keineswegs im Irrthume befindet, wenn er am Schluß seines Berichts die Bemerkung macht, daß das Ereigniß märchenhaft aussehe." Kann man das widerlegen nennen? Einem dritten Correspondenten, der über Schärfung der königsberger Censur berichtet hatte, sagt er: es sei nicht wahr, denn Er müsse das wissen. Bei dem Scheinbeweise, zu welchem er sich herabläßt, übergeht er, daß unter den in einem besonderen Heft abgedruckten Artikeln der Königsberger Zeitung von ebendemselben Censor, der jene Artikel hatte passiren lassen, Stellen gestrichen worden sind, und außerdem alle Artikel über den Cartelvertrag wegfallen mußten. Mit solcher Geringschätzung sollte kein Correspondent das Publicum behandeln. „Ich versichere, daß Das und Das nicht wahr ist!" Welche Garantie aber bieten Sie uns, daß wir von Ihnen die Wahrheit erfahren?

14.

Nr. 193. Beilage. 12. Juli 1842.

Preußen.

○ Berlin, 8. Jul. Der Professor Jacobi wird, wie es heisst, von Königsberg hierher versetzt werden. — Kopisch arbeitet an einer Geschichte aller Denkwürdigkeiten, die sich

auf Sanssouci beziehen. Da der König das Werk in seinen besondern Schutz nimmt, so wird dem Verfasser Alles zugänglich sein, was er braucht, und die Bequemlichkeit einer ungemessenen Zeit nicht fehlen.

15.

No. 195. 14. Juli 1842.

Die Freien.

* Der Verein der „Freien", von dessen Dasein die Königsberger Zeitung die erste Kunde brachte, hat in rascher Aufeinanderfolge fast allen Blättern zum Gegenstande der Discussion dienen und zum Theil Angriffe ertragen müssen, so heftiger und fanatischer Art, daß selbst ein Widersacher, wenn er nicht geradezu die Unbesonnenheit zu einer Tugend ausprägen will, sich betroffen fragen muß, ob denn der Verein, solchen Feinden gegenüber, wirklich ohne alles Recht sei. Er verdient unstreitig als ein wichtiges Zeitereigniß angesehen zu werden, welchem Keiner, der geistige Bestrebungen zu würdigen versteht, seine Aufmerksamkeit versagen darf; wie auch zuletzt das Urtheil über ihn ausfallen mag, jedenfalls hat man ihn zuvor ruhig ins Auge zu fassen und das Beste vorauszusetzen, weil man bei jedem Gericht und jeder Kritik von dieser Voraussetzung anfangen muß. Mit wüthendem Sturme brachen die meisten Zeitungen gegen die „Freien" vor, an der Spitze die Spener'sche mit dem Schreckenrufe: „Die Autonomie des Geistes sei die Frucht knabenhafter Selbstüberhebung und sündlicher Verkennung der Schranke menschlicher Erkenntniß, und die christliche Gemeinde, in deren Schoos eine solche Propaganda des Unglaubens sich erzeugen könnte, würde sich selbst das Urtheil tiefer Entartung sprechen"; sie läutet die Sturmglocke gegen die Ketzer und weist deutlich genug auf die Knüttel der Berliner hin, womit sie die schöne Pöbelscene der Züricher gegen Strauß auch auf unserm Markt aufführen sollen: „Sicher würde

Jedem, der sich in unserer Stadt zu einer Lehre offen bekennen wollte, welche anstatt des Gottesdienstes eine Anbetung (!) des menschlichen Geistes proclamirt, die tiefste Verachtung seiner Mitbürger treffen, welche in ihrer Mitte das Treiben einer Gesellschaft nicht dulden würden, deren Ansichten nur dazu dienen könnten, alle sittlichen Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft zu untergraben, der gesetzlosesten Willkür Thor und Thür zu öffnen und Grundsätzen Eingang zu verschaffen, vor deren praktischen Folgen es gerathen sein müßte, Panzerhemden unter den Kleidern anzulegen und Haus und Familie vollständig zu verschließen." Was die Spenersche in diese wenigen würdelosen Worte kleidete, das paraphrasirte die „Kölnische" drei große Spalten lang, und machte damit ihrer Schwester alle Ehre, sich selbst aber, und der gebildeten und christlichen Welt, die sie doch zu vertreten sich das Ansehen gibt, desto weniger. Nein, wer über das Leben und gar über den Werth geistiger Bewegungen seiner Zeit ein öffentliches Wort sich erlauben zu dürfen glaubt, der sollte wenigstens in seiner Haltung ein ebenes Maß von Bildung, in seinen Aussprüchen die Würde eines gereiften Gedankens, in seiner Kritik die Spuren eines mindestens versuchten Eindringens in die Sache verrathen. Das Publicum liest ja die Blätter nicht, um zitternde Exclamationen einer unmännlichen Furchtsamkeit zu bemitleiden, sondern um eine achtungswerthe Sprache zu vernehmen. Wie viel würdiger wußte sich hierbei die Aachener Zeitung zu betragen, die, obwol gleichfalls eine Gegnerin der Freien, mit dem untadeligsten Freimuth auftritt und jedem Einschreiten „von Regierungswegen" sich widersetzt. Aber auch Ihr Blatt hat bereits in der vordersten Reihe die Angelegenheit besprochen und jene Gerechtigkeit dabei bewiesen, welche nie aus blindem Vorurtheil verdammt. Die Sache ist in der That in unserer, von allerlei liberalen Tendenzen vielbewegten Zeit so inhaltschwer und bedeutend, daß man

ihr so weit als irgend möglich auf den Grund zu kommen, ihre Motive ihr abzulauschen, ihr etwaniges Recht vor halsstarriger Verwerfung zu sichern suchen muß, und kein Ton kann hierfür passender sein als der von Ihnen bereits angeschlagene ruhiger und furchtloser Betrachtung. Wer der Gefahr ins Auge schaut, der überwindet sie, wenigstens schreckt sie ihn nicht mehr. Daß und in welcher Weise ein Verein der Freien wirklich besteht, haben Sie unlängst schon berichtet, und ich überführe mich von Tag zu Tag mehr davon und will hier nur noch hinzusetzen, daß die Mehrzahl und, wie das denn so kommt, auch die Stimmführer sich die unsinnigsten Vorstellungen von demselben bilden und durch sein Dasein um ihr Liebstes gebracht zu werden fürchten. Einige Schuld trägt gewiß die abgerissene und eilfertige Darstellung, welche die Königsberger Zeitung von seinen Bestrebungen liefert. Sehen wir aber hiernach selbst zu, was die Freien denn eigentlich wollen. „Ihre Grundsätze äußerlich geltend machen." Zunächst, worin bestehen diese Grundsätze? Darin, „die Autonomie des Geistes als Fahne zu erheben und die Grundüberzeugung der modernen Philosophie aus der begrenzten Sphäre der Wissenschaft auch in die weitern Kreise des Lebens einzuführen und daselbst geltend zu machen." Es ist hier gewiß nicht der Ort, diese Grundüberzeugung zu prüfen, und sie schlechtweg anzuerkennen oder zu verwerfen. Sie liegt in den wissenschaftlichen Werken der modernen Philosophie vor und wird ihre Gegner auf diesem Felde finden und siegen oder unterliegen. Zuvörderst ist es eine „Ueberzeugung", zu der sich zu bekennen Niemandem das Recht streitig gemacht werden kann, und wenn die „Freien" sie zu vertreten sich anheischig machen, so wird man sie deshalb nicht tadeln oder gar verdammen, sondern einzig mit den Waffen der Ueberzeugung bekämpfen dürfen. Allein sie wollen diese Ueberzeugung auch „in die weiteren Kreise des Lebens einführen", und

dies scheint der nächste Sinn des „äußerlich Geltendmachens“ zu sein. Wiederum läßt sich nicht einsehen, was dagegen einzuwenden wäre, wenn Leute, die selbst eine bestimmte Ueberzeugung gewonnen haben, auch Andere mit ihr vertraut machen, sie möglichst Allen mittheilen und entgegenstehende Ueberzeugungen, wenn sie der Kraft, sich zu halten, ermangeln, stürzen wollen. Der gegenseitige Austausch von Ueberzeugungen muß frei sein, und wenn auch der Preßzwang ihn momentan hemmt, statt ihn zu befördern, so bleiben doch die unbeschränkbaren Handelswege des mündlichen Verkehrs offen, die grade um so eifriger befahren werden, je sorgsamer man die Landstraßen der Literatur vor Schmuggelwaaren gehütet findet. Was man einander ins Ohr sagt, dringt tiefer ins Herz hinunter, als was sausend unter dem Gewirre von tausenderlei Stimmen an den Ohren vorüberfliegt. Man kann sich für den Wunsch, die Gemüther mit dieser oder jener verbotenen Ueberzeugung recht gründlich zu erfüllen und zu erhitzen, kaum einen günstigern Zustand denken, als den eines temporairen Preßzwanges: es darf dann nur die Eine Partei, die bevorzugte, reden, und sie kommt richtig durch ihr Reden um allen Credit, und was sie vertheidigt und preist, wird den Lesern allmälig verächtlich und widerlich. Ja jeden Gran von Freiheit, den man einer Ueberzeugung, welche sich äußern will, entzieht, legt das Publicum als ein Pfund guten Vertrauens auf die Wagschale dieser Ueberzeugung und fügt, es ist so natürlich, noch einen Centner schweren Mißtrauens gegen die Schrankensetzenden hinzu. Wenn die Freien daher ihre Ueberzeugung verbreiten wollen, wer darf, wer kann sie daran hindern? Wer es versuchte, würde die Verbreitung befördern, und den Heißhunger darnach rege machen: verbotene Frucht schmeckt am süßesten. Ob den Freien aber ein „Verein“ zu diesem Zwecke förderlich oder wenigstens nöthig ist, das wäre eine andere Frage. Mit

welchem Schrecken man sie jetzt aufgenommen hat, davon haben sie sich sattsam überzeugen können; wer also unter diesem Namen aufträte, der würde sich, wenigstens für den Augenblick, die Zugänge verstellen und aus Gespensterfurcht abgewiesen werden. Von dieser Seite betrachtet, was soll da ein Verein? Ungesetzlich wäre er nicht, wohl aber unklug. Indess scheinen die Freien durch einen zweiten Grund bewogen zu werden, zu einem Verein zusammenzutreten. „Der Verein will versuchen, seinen Austritt aus der Kirche öffentlich und mit der Namensunterschrift aller seiner Mitglieder zu erklären." Hier wird wol ein Mißverständniß obwalten. Die Kirche, wenigstens die protestantische bei uns, ist ja keine Macht mehr, die dem Einzelnen irgend einen Zwang auferlegte; die Kirche zwingt nicht zur Taufe, Confirmation, Trauung etc. Zwänge sie, so würde ihr Zwang sich durch Kirchenstrafen zu erkennen geben. So aber hat Derjenige, der z. B. sich nicht confirmiren ließe, nur die bürgerliche Strafe zu erwarten, daß er jedes bürgerlichen Rechtes verlustig geht. Wo der Staat nicht durch Polizeigewalt die Einzelnen zu den kirchlichen Handlungen anhält, da sieht sich die Kirche verlassen, und wenn Jemand, außer zur Taufe und Confirmation, sein Lebtage nicht mehr in die Kirche wandert, so kann die Kirche doch ihm keine Buße auflegen, ja, was noch mehr ist, Leute, die so unkirchlich leben, werden darum nicht um ein Haar weniger geachtet, wie unter Andern Jean Paul beweist, der sich nach der Versicherung seiner baireuther Mitbürger um Kirchenbesuch und Abendmahlsgenuß nicht im entferntesten bekümmerte. Dadurch, daß sie keine Macht mehr über den Einzelnen ausübt, hat sich die protestantische Kirche in eine unsichtbare und innerliche verwandelt, was sie zur Zeit ihrer vollen Blüte, wo die Kirchenbußen im Schwunge waren, nicht gewesen war. Was soll nun bei einer unsichtbaren und innerlichen Kirche ein sichtbarer und äußerlicher Austritt bedeuten? Wer die

Predigt nicht hören, das Abendmahl nicht genießen mag, der kann es ja lassen: die Kirche thut ihm keine Gewalt an. Tausende handeln so bis an ihren Tod, und Niemand fragt darnach; sind sie nur sonst achtungswerthe Menschen, so entgeht ihnen die Verehrung ihrer Mitbürger nicht und man setzt sie wol gar, wie Jean Paul, unter die unsterblichen Genien des Menschengeschlechts. Man fühlt es, daß die Kirchlichkeit eine innerliche Sache des Menschen ist, die Jeder mit sich abzumachen und vor Niemandem zu verantworten hat. Gegen eine so harmlose und zwangsfreie Sache, wie die Kirche ist, geharnischt in die Schranken treten zu wollen, wäre zwecklos und mit Recht gehässig. Da ich nun mir vorgenommen habe, bei den Freien nach der Wahrheit zu spüren, die etwa ihrer Tendenz zu Grunde liegt, und deshalb von der Voraussetzung ausgehe, daß sie nicht, wie ihre knirschenden Feinde behaupten, lediglich einen „knabenhaften Uebermuth" ausschütten wollen, so nehme ich an, daß „Austritt aus der Kirche" nur ein schlecht gewählter Ausdruck für Das sei, was sie eigentlich beabsichtigen. Auch stößt diese Annahme auf keinen Widerspruch in dem königsberger Artikel. Und doch hat grade dieses verunglückte Wort ihnen so viel Haß und Feindschaft zugezogen. Man denkt, sie wollen sich durch ihren Austritt zu Feinden aller Derer machen, welche einen kirchlichen Sinn bewahren und einen christlichen Wandel fortführen zu müssen glauben; man denkt, sie wollten die Kirche vernichten, die jeder Christgläubige braucht, sie wollten den Christen das Unentbehrliche rauben. Das liegt wenigstens nicht in ihren Worten, und es kommt mir vor, als müßte man ein sehr ängstliches und verzagtes Herz haben, wenn man es ihnen überhaupt unterlegt. Sie wollen eine Ueberzeugung verbreiten, die „Grundüberzeugung der modernen Philosophie von der Autonomie des Geistes". Möglich, daß im Gefolge dieser Ueberzeugung sich auch der Grundsatz einfindet, daß Derjenige, der sich

zur Autonomie des Geistes bekennt, der christlichen Kirche nicht mehr bedürfe. Wen sie für diese Ueberzeugung gewinnen, der wird eben thun, was so Viele gethan haben und noch alle Tage thun: er wird die Kirche für sein Bedürfniß außer Acht lassen. Was folgt daraus für Diejenigen, welche von jener Grundüberzeugung unberührt bleiben? Etwa, daß ihnen, die einer andern Ueberzeugung leben, gleichwol die Kirche zerbrochen, das Christenthum entwendet werden soll? Wo ist das ausgesprochen, und mit welchen Rechte rennt man zu dem barbarischen Vorwurfe, daß die „Freien" Bilderstürmer seien? Sie wollen eine „Ueberzeugung" ins Leben einführen und glauben durch ihren Austritt schon einen Theil des Beweises zu führen, daß die Kirche nicht unbedingt nothwendig sei; heisst das so viel, als die Absicht kund geben, auch den Nichtüberzeugten Gewalt anzuthun, heisst das das Christenthum zerstören für Alle, die doch grade an diesem Christenthume hangen? Nein, es heisst nichts Anderes als eine Ueberzeugung männlich aussprechen und männlich vertreten. Es heisst, mit Einem Wort, auf dem Wege der „Ueberzeugung" wandeln, nicht auf dem der Stürmens und Revolutionirens. Darum ist die Gefahr wohl zu bedenken, daß nicht, wer gegen sie, die Freien, stürmt und Gewalt oder Verbot braucht, ein schlimmerer Revolutionair sei, als Jene, die es gar nicht sind. Gleichwol aber hat der „Austritt aus der Kirche" keinen Sinn, und das Gehässige seines Scheines konnte gänzlich vermieden werden. Der Austritt ist ein innerlicher, kein äußerlicher. Sehen wir genauer zu, so war auch die Erklärung nicht gegen die Kirche gerichtet, sie war es gegen den Staat, nicht gegen die Ohnmacht der Kirche, sondern gegen die Gewalt des Staats. Die Erklärung der Philalethen, daß „sie sich den kirchlichen Förmlichkeiten, auf deren Erfüllung der Staat besteht, wie Ehe und Taufe, ‚nothgedrungen' unterwerfen", darf wol zugleich den Freien in den Mund gelegt werden. Dieses

„nothgedrungen" bezeichnet erst die Noth, welcher durch einen Verein abgeholfen werden soll. Da sehen wir denn die Schwachen gegen die Starken, ein kleines Häuflein gegen die ungeheure Mehrzahl auftreten. Wer läuft dabei am meisten Gefahr? Nicht Die, welche mit materieller Ohnmacht eine Opposition zu bilden versuchen, sondern die Andern, die dem Versucher stehen müssen und seinem bösen Rathe, das „Recht des Stärkern" geltend zu machen. Ich höre häufig sagen, es sei nicht zu verlangen, daß der Staat um einiger Wenigen willen ein Gesetz oder eine Institution ändere. Im Gegentheil, auch um Eines Menschen willen müßte er sogar ein tausendjähriges Gesetz umstoßen, wenn eben dies Gesetz ein Unrecht wäre. Von den Engländern wird schon längst gar manches alte Gesetz, dessen Ausführung ein Unrecht wäre, gebeugt, und besser handelten sie noch, wenn sie es auf der Stelle brächen. Was das Verlangen der Freien betrifft, der Staat solle das Staatsbürgerthum nicht länger an ein religiöses Bekenntniß knüpfen, so ist das gar nicht einmal mehr die Stimme Weniger. Die Juden können, wenn sie ihren Wunsch nach Emancipation auf die letzte Basis zurückführen, nichts Anderes als eben diese Trennung des Religionsbekenntnisses von dem Staatsbürgerthum begehren. Es laufen überhaupt in diesem von den Freien unverdeckt aufgestellten Punkte die wichtigsten Fragen des gegenwärtigen Staatslebens zusammen, und in letzter Instanz dreht sich Alles um die Alternative, ob der moderne europäische Staat ein „christlicher" sei oder ein „humaner". Man sagt: „Unsere europäischen Staaten haben sämmtlich das Christenthum zur Grundlage." Beweis? „Dessen bedarf es nicht, es ist ein unumstößliches Axiom!" Sehr schön, ein mathematisches Axiom bedarf des Beweises nicht, aber eine wurmstichige Einbildung darf sich auch nicht für ein Axiom ausgeben. Die obige Behauptung von der Grundlage des Christenthums ist durch und durch falsch und ein Zeichen

von großer Unkenntniß der Geschichte und noch größerer Unfähigkeit eines unbefangenen Nachdenkens. Daß unsere Staaten nicht christliche seien, dies darzuthun ist zwar keine schwere, wohl aber eine umfangreiche Aufgabe, die zur Zerstreuung des Vorurtheils in Bälde gelöst werden muß; daß sie es nicht sein können, läßt sich sehr bald einsehen. Hier, wo uns ein beliebiges Schalten mit dem Raume nicht gestattet ist, nur wenige kurze Andeutungen. Es scheint so klar zu sein, daß, da wir Christen sind, auch unser Staat ein Werk des Christenthums sei, und doch ist er es eben so wenig als die von Christen ausgebildete Naturwissenschaft eine christliche Naturwissenschaft oder die von christlichen Deutschen so reich entwickelte Philosophie eine christliche Philosophie ist. Der Staat ruht vielmehr auf dem Princip der „Bildung, der Civilisation". Der Staat ruht auf dem Princip der „Weltlichkeit", das Christenthum auf dem des „Himmelreichs" („Mein Reich ist nicht von dieser Welt"). Gegen Alles, was im Staate von großer Bedeutung ist, verhält sich das Christenthum völlig gleichgültig; ihm erscheint Alles unwesentlich, selbst die Freiheit. — Von der Höhe der „Freiheit der Kinder Gottes" schaut der Christ mitleidig auf jede andere Freiheit, als auf eine „äußere" herab. Ob Fürst oder Lump, Herr oder Knecht, Frei oder Sklave, arm oder reich, roh oder gebildet etc., das berührt den Christen nicht. Eine Ohrfeige, dem Grafen oder dem Bettler gegeben, wird nicht als verschiedene Injurie bestraft: der Graf wie der Bettler müssen die andere Backe anbieten. Das Weltliche soll den Christen keine Sorge machen, er soll sich nur so weit damit abgeben, als die unvermeidliche Noth ihn dazu treibt. Auf die Bildung aber, auf die Schule sind alle unsere gegenwärtigen Verhältnisse, unser gesammtes Staatsleben gegründet, und das falsche Axiom muß sich in folgendes umwandeln: „Unsere europäischen Staaten haben sämmtlich die Bildung zur Grund-

lage.“ Das aber muß zugegeben werden, obwol es ohne weitere, hier nicht zulässige Ausführungen schwerlich von Allen richtig verstanden werden wird, daß die „werdende“ Bildung sich an ihrer ergänzenden Stütze, dem Glauben, emporrankt: ihr bleibt ja, so lange sie wird, immer etwas übrig, was sie nur glauben kann. Die gediegene, volle Bildung dagegen besteht in einem freien Wissen und Wollen, und der wahrhaft Gebildete ist ein freier Geist, ein Freigeist in der reinsten Bedeutung des Wortes. Was nun schließlich die Freien betrifft, so haben sie ihre reelle Bedeutung nicht der Kirche, sondern dem Staate gegenüber, und ihre Opposition gegen eine seiner Institutionen ist eine loyale, so loyal als z. B. die Opposition Derer, welche gegen die Censur sprechen und diese Ueberzeugung geltend zu machen suchen: es ist eine „gesetzliche Opposition“.

16.

No. 201. Beilage. 20. Juli 1842.

Königsberger Skizzen.

* Die unlängst erschienenen „Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz“, an welche schon vor ihrer Herausgabe mehrfach in öffentlichen Blättern große Hoffnungen geknüpft wurden, leisten in That Alles, was ihre Vorrede verspricht, in reichlichem Maße, wenn auch das vollste Maß nicht überall erreicht wird. An diesem Mangel ist nicht etwa eine Nachlässigkeit des Verfassers Schuld, sondern die mittlere Höhe seines Standpunktes, der noch von manchen Nebeln einer leise verschwebenden Romantik umflossen ist. Hätte ich mich hier auf eine Kritik einzulassen, die, wie es sich für wissenschaftliche Kritiken geziemt, auch dem Autor zu statten kommen und ihm, so weit die Kräfte des Kritikers gehen, Belehrung gewähren sollte, so müßte ich meine Behauptung erhärten und belegen. Aus leicht ersichtlichen Gründen läßt sich das an dieser Stelle nicht

thun, und es kann nur, als auf Belege, darauf hingewiesen werden, wie z. B. in den Artikeln des ersten Bandes (den zweiten habe ich noch nicht gelesen) der Pauperismus nicht, was das Hauptaugenmerk hätte sein müssen, scharf und bestimmt aus dem Wesen des „christlichen" oder überhaupt religiösen Staats entwickelt wird; das Gefängnißwesen zwar mit praktischem Sinn einer humanen Verbesserung empfohlen, das Verbrechen aber, aus dessen richtiger, von der bisher in unsern Staaten gäng und gäben Vorstellung ganz verschiedener Auffassung allein eine radicale Aenderung erfolgen kann, ganz bei seinem althergebrachten Begriffe gelassen wird; die Judenfrage einer aus Christlichkeit und moderner Bildung gemischten Beurtheilung überlassen bleibt etc. Lasse sich aber der Leser durch diese Ausstellungen nicht stören, und wenn er sie nicht selbst bestätigt findet, so nehme er sie für so gut als nicht gesagt. Das Buch enthält so viel Herrliches und erfrischt so durch und durch, daß Jeder, der es ungelesen läßt, sich um einen großen Genuß bringt. Ich sage: Jeder. Denn wenn auch nur Der, welcher Königsberg und jene Gegend kennt, von allen Schilderungen angeheimelt wird, so spricht doch so viel Leben und Anschaulichkeit aus ihnen und zieht sich durch Alles ein so einfaches und natürliches Gewebe allgemein menschlicher Reflexionen, daß eine Neigung, Seiten zu überschlagen, sich kaum irgendwo einstellen kann. Gar Manches verdiente in öffentlichen Blättern einen Platz zu finden, damit ihm die weiteste Verbreitung zu Theil würde, und ich will zwei derartige Stellen herausheben, deren Text in unserer Zeit schon manche Variationen erfahren hat und, namentlich was den zweiten betrifft, noch oft erfahren wird. Sie mögen den Leser mit Rosenkranz's Art und Weise vertraut machen.

„In der neuesten Zeit ist bei uns auch von der Befestigung unserer Stadt die Rede gewesen. Eine bedeutende militairische Autorität wurde angeführt, nach deren

Meinung Königsberg zu einer uneinnehmbaren Festung soll umgeschaffen werden können. Möglich, aber für meine Empfindung widrig. Mir erscheint die Leichtigkeit, mit welcher die Stadt sich jetzt jeden Augenblick über die Wallinie ausdehnen und die vor ihr gelegenen Etablissements in sich aufnehmen könnte, ihrer Universalität und ihrer Anlage zum Fortschritt ganz entsprechend. Die Universalität (als Universalität und Verständigkeit charakterisirt Rosenkranz die wesentliche Natur Königsbergs) hat eine unendliche Peripherie, der Fortschritt ein unendliches Ziel. Der Wall als eine bald verrückbare, bald zu erneuernde Grenze erscheint mir als der alle Bildung zusammenhaltende Verstand, der, um mit dem alten Kant zu reden, keine constitutive, nur eine regulaire Function hat. Daß die Militairs in Friedenszeiten sich dem Festungsbaue zuwenden, ist ganz natürlich. Dass sich dabei viel Kenntniß, Scharfsinn, Genie, Kunst entwickeln läßt, ist begreiflich. Daß die Einsicht, auch in diesem Zweige menschlichen Thuns frühere Versuche zu übertreffen, schmeichelhaft wirkt, ist in der Ordnung. Daß man bei der durch die neuere wissenschaftliche Geographie so viel weiter gekommenen Terrainkunde die Systeme der baulichen Vertheidigung mit viel größerer Angemessenheit an die Flußnetze, Höhenzüge, Ebenen anschmiegen wird, ist nothwendig. Daß endlich bei dem Festungsbaue wie bei dem Landstraßenbau eine Masse Proletarier Brod finden können, liegt auf der Hand. Wenn uns aber gesagt wird, daß durch Festungslinien ein Staat auf das vollkommenste geschützt sei, so ist das ein Irrthum. Für die Operationen bloßer Armeen gebe ich zu, daß die Thore einer Festung, die sich einem fliehenden Corps öffnen, daß die Vorräthe, die sie an Munition und Lebensmitteln beherbergt, von entscheidender Wichtigkeit sind. Sobald aber Völker sich mit einander schlagen, sind Festungen dies keineswegs. Ein Volk ist überall und kann wol in seinem Heere geschlagen, aber

nicht besiegt werden, wenn es anders siegen will. Warschau kann man eben daher nicht anführen, denn wir wissen, daß Polens Sache schon verloren war, bevor Warschau im letzten Kriege fiel. Die innere Entzweiung der Polen, ihr Erbübel, hatte sie schon vorher wieder vernichtet, und der glückliche Sturm der Russen auf die Hauptstadt, die den Kampf beendete, war nur das letzte äußere Resultat der Selbstentzweiung und Selbstverrätherei der Polen. Für Frankreich als den Staat, der bisher — denn was die Zukunft bringt, kann man doch nicht so apodictisch vorher wissen — das Centralisationssystem auf die äußerste Spitze getrieben hat, dürfte die Befestigung von Paris eine große Bedeutung haben. Mir ist es peinlich, die Stadt des europäischen Amusements von Festungswerken eingeschlossen zu sehen. Die heitere Beweglichkeit des pariser Treibens scheint mir in zu grellem Widerspruche mit den starren Mauern und Thürmen zu stehen. Vielleicht sind auch diese Wälle nur Vorarbeiten zu künftigen Boulevards, wenn die wachsende Bevölkerung wieder einen neuen Ring um die Stadt gelegt haben wird. Wenn man gegen den Bau von Festungen an Napoleon's Verfahren erinnert, sie zu ignoriren, ihnen vorüberzumarschiren, so sagen die Militairs, er sei ein Genie gewesen, und für ein solches seien keine Regeln da; es modificire Alles. Wer steht ihnen denn aber dafür, daß nicht wieder ein Genie des Krieges kommt?"

Ueber das häufige Betteln in Königsberg sagt Rosenkranz unter Anderm: „Einer der allgemeinsten Gründe scheint mir die Indolenz der hiesigen untern Volksklassen zu sein. Der gemeine Mann ist schwerfällig, langsam, unerfinderisch, ja arbeitsscheu. Er setzt noch keine Ehre darein, sich selbst zu unterhalten, keine Unehre darein, unterhalten zu werden. So lange er sich im Nothstande befindet, verspricht er alles Mögliche zu leisten. „Erbarmen Sie sich!" ist dann das dritte Wort, womit er uns antritt. Aber kaum ist der dringendste Moment vor-

über, so wird er schon wieder apathisch, unwillfährig, besinnt sich, ob er einen Antrag annehmen soll, und fängt an, übertriebene Foderungen zu machen, deren Ausdruck öfter bis zur Grobheit geht. Der kleine Handwerker wird bei uns den Termin zur Ablieferung einer Arbeit selten einhalten und sich ungeheuer bezahlen lassen. Wenn daher Jemand in bedrängte Umstände geräth, so wird er hier nicht zunächst in sich Hülfsquellen aufsuchen, sich wieder eine bessere Lage zu schaffen, sondern er wird sich bedenken, wer ihm wol eine Unterstützung geben könne. Daß er sich in Verlegenheit befindet, reicht für ihn hin, die Voraussetzung zu machen, daß man ihm helfen müsse. Das Abwarten aber der Hülfe, die von außen kommen soll, der Zeitverlust, der dadurch entsteht, die niedergeschlagene Stimmung, welche sich durch die Einbildung nährt, daß Andere doch etwas thun müßten, verderben den Charakter. Es entsteht eine oft kolossale Passivität, die im Erdulden von Entbehrung oft eine negative Stärke entwickelt, welche sich nur positiv zu äußern brauchte, um sogleich diese ganze Summe von Elend unnütz zu machen. Dieser Richtung auf Unterstützung von außen her entspricht nun wirklich eine solche in Königsberg, dem Systeme des Nehmens eins des Gebens. Königsberg ist außerordentlich wohlthätig. Gewiß ist Alles buchstäblich wahr, was uns davon gesagt wird, wie himmlisch es sei, die Thräne eines nothleidenden Bruders zu stillen, den Hungernden zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Entblößten zu kleiden. Aber das maßlose Wohlthun macht die Armuth zu einem organisirten Stande, oder richtiger, nicht die Armuth, denn diese erhält sich noch selbst, wenngleich mit Mühe und Entbehrungen, sondern die faule Dürftigkeit. Das ist das rechte Wort. Es ist der größte, längst anerkannte Misverstand, der Noth durch bloßes Geben abhelfen zu wollen. Momentan, in gewissen Fällen, muß dies geschehen, aber es darf nicht Princip werden, denn Noth ist auch die göttliche Mutter

der Erfindungen, der vervielfachten und erhöhten Thätigkeit. Daß die Noth, wenn ihr nicht von außen Einhalt geschieht, sogleich zum Verbrechen, zum Betrug und Diebstahl, führen müße, ist eine Meinung, die zwar verbreitet genug ist, die man aber nicht genug bekämpfen kann. Friedrich der Große schon durchschaute diese weiche, in sich versinkende Indolenz und schrieb das harte Wort, daß nur durch die Verzweiflung etwas aus dem hiesigen Volke werden könne. Die Hülfe, die Jemandem von außen kommt, pflegt schnell genug aufgebraucht zu sein, und dann ist die alte Noth von neuem da und erwartet abermals ein Wunder. — So wird die Trägheit, die allerdings oft dürftig ist, aber es nicht zu sein brauchte, durch die Wohlthaten groß gezogen, und dann weiß man nicht, wie es zugeht, daß der Abgrund, statt sich zu schließen, immer größer wird. Je mehr die Wohlthätigkeit zu einem Systeme sich entwickelt, um so trotziger wird die Foderung, die man an sie macht. Sie erkennt ja die Noth und ihre Verpflichtung, sie aufzuheben, an, sie berechtigt ja den zufällig Leidenden, Hülfe zu erwarten. Die bisher betrachtete Passivität und die Wohlthätigkeit sind also in ein Wechselverhältniß gegenseitiger Steigerung getreten. Die Wohlthätigkeit ist nämlich eine derjenigen Tugenden, die am schnellsten gedeihen, denn von seinem Ueberfluße sich etwas für einen Andern abbrechen, ist nicht zu schwer. Materielles Wohlthun ist ferner ostensibel. Die Namen der Wohlthäter können genannt, können gedruckt werden. Der Eitelkeit wird geschmeichelt, den Dürftigen als ein kleiner Deus ex machina erschienen zu sein. Wenn nun eine fürstliche Person aus einem vollen Säckel den Stadtarmen bei einem vorübergehenden Aufenthalt einige Hundert Thaler schenkt, so ist das recht löblich; hat ihr diese That aber die geringste Aufopferung, die kleinste Anstrengung gekostet? Versagt sie sich deshalb etwas von ihren luxuriösen Gewohnheiten? Auch eröffnet sich hier in

der Gesinnung vieler Menschen eine religiöse Verworrenheit. Die Werkheiligkeit beschleicht das Herz. Der Glaube, daß Gott unser Wohlthun auch an uns, d. h. an unsern irdischen Gütern, segnen und es uns nie daran werde mangeln lassen, damit wir wohlzuthun nicht zu unterlassen brauchen, nistet sich ein. Der Aberglaube, am Wohlthun eine Assecuranz für die eigene Wohlfahrt bei Gott zu begründen, verunreinigt unser Wohlthun. Die Formeln, mit denen der Bedürftige dankt, sind auch sämmtlich darauf eingerichtet, solchen Aberglauben zu unterhalten. Eine Wohlthat, die uns von Gott dreifach vergolten werden soll, ist demnach nur der Einsatz eines Capitals, das wir mit reichlichen Zinsen zurückzuempfangen erwarten. Wer unter uns wäre wol, der sich rühmen könnte, im Momente des Handelns von diesem pharisäischen Calcul immer frei zu sein?" Habe ich nun wol Unrecht, wenn ich sage, Rosenkranz hätte hier noch einen Schritt thun sollen, den letzten, entscheidenden, ohne den doch selbst das Obige mehr oder weniger un — erbaulich klingt?

In dem letzten Abschnitte: „Das kirchliche Leben", sagt Rosenkranz: „Mit Erstaunen habe ich im Kreise meiner beschränkten Erfahrung wahrgenommen, daß preußische Gutsbesitzer einen ganzen Winter consequent Seite vor Seite von Strauß durchgelesen, durchgesprochen haben, ja nachher für ihre abweichenden Ansichten mit einander in Briefwechsel getreten sind. Wollten sich die Straußianer, was übrigens anzunehmen gar keine Thatsachen vorliegen, als Confessionen constituiren, so würde keine Macht der Erde sie daran hindern können." — Jene Nachricht von der Theilnahme der Gutsbesitzer an der Straußischen Ansicht bestätigt auf eine auffallende Weise die ohnehin sichere Nachricht, daß auf die erste Kunde von dem Verein der „Freien" eine Anzahl dortiger Gutsbesitzer nach den genaueren Umständen sich eifrigst erkundigte und ihre Bereitwilligkeit erklärte, dem Vereine beizutreten. Wenn man

den in dieser Sache verkehrten Ausdruck „Confession" streicht, der nur auf kirchlichem und religiösem Gebiete Geltung hat, so scheinen grade die „Freien" der Anfang eines solchen Vereins zu sein, den „keine Macht der Erde hindern kann".

17.

No. 208. 27. Juli 1842.

Preußen.

○ Berlin, 24. Jul. In der nächsten Umgegend Berlins hat kürzlich ein Superintendent (der Name kann hier unerwähnt bleiben, da der Mann vielleicht selbst sich berufen fühlen wird, mit seiner redlichen Ueberzeugung hervorzutreten) auf einer sogenannten Synode seinen Geistlichen die Frage vorgelegt, ob Prediger sich mit dem Lesen kritischer Schriften, wie sie die heutige Theologie bringt, beschäftigen und überhaupt von ihnen Notiz nehmen sollen. Beiweitem die Mehrzahl der Geistlichen beantwortete die vorgelegte Frage mit einem aufrichtigen Nein, und nur Einer derselben kündigte an, daß er, da seine Ueberzeugung dem zuwider laufe, nächstens eine Abhandlung darüber lesen wolle, wie die berüchtigten Synoptiker des Bruno Bauer aufzufassen seien. Bedenkt man, wie gefährlich in neuerer Zeit die Wissenschaft, und zwar diese in weitester Durchbildung als Philosophie, der althergebrachten Theologie zu werden droht, und wie jüngst schon der Vorschlag gehört wurde, die Jünger der Theologie in eignen Predigerseminaren für ihren künftigen Beruf einzuschulen, ja wie Marheineke selbst in seinem theologischen Votum auf diesen, wie er meint, gräßlichen Ausgang mit Schaudern hinweist: so wird man in dem obigen Geständniß, daß die Wissenschaft der unbefangenen Ausübung des geistlichen Amtes nur störend in den Weg trete, nichts Auffallendes mehr finden, sondern den Freimuth der Unschuld anzuerkennen genöthigt sein, der sich das Unvermeidliche nicht dünkelhaft verhehlt. Bisher wurde

auf die herrliche Aushülfe, welche in dem völligen Aufgeben der so gefährlichen Wissenschaft dargeboten wird, nur theoretisch und schüchtern hingewiesen; die angeregte Frage des Superintendenten und der Beifall seiner Amtsgenossen bilden den ersten erfreulichen Fortschritt zu einer offenen Praxis und zu der furchtlosen Würdigung Dessen, was Noth thut. Gegenüber diesem klaren Bewußtsein von dem Berufe eines heutigen Geistlichen, gegenüber der Einsicht, daß der Prediger nur dann heiter und sorglos fungiren könne, wenn er sich von allen bedrohlichen Untersuchungen der unbarmherzigen Kritik fern halte und durch keine wissenschaftlichen Bedenken oder Zweifel die Sicherheit seines Glaubens trüben laße, gegenüber dieser einfältigen und höhern Selbstschätzung wird der besagte Opponent mit seinem Eingehen auf die Synoptiker einen schweren Stand haben und jedenfalls deshalb unterliegen, weil allein die Ansicht des Superintendenten die consequente und wahre, die seinige dagegen eine gesuchte und erkünstelte ist. Man muß es in allen Fällen lo[illegible], wenn nach dem Sprüchwort der Schuster darüber mit sich einig wird, daß er bei seinem Leisten bleiben solle. — Das in Ihrer Zeitung (Nr. 194) mitgetheilte, dem Frankfurter Journal entnommene „Glaubensbekenntniß der Freien" ist in der That das lächerlichste Product von der Welt. Daß dergleichen Cruditäten den „Freien" auch nicht im Traume einfallen, dieser Versicherung bedarf es kaum für Diejenigen, welche die Gegenwart kennen. Für Leichtgläubige will ich aber die Versicherung hersetzen, daß ich eine Anzahl „Freier" über diese Mystification in fröhlicher Gesellschaft herzlich lachen hörte; sie waren Alle darüber völlig unbesorgt, daß irgend ein Mensch den Unsinn des Correspondenten im Frankfurter Journal, welcher „sich durch Zufall im Besitze des sogenannten Glaubensbekentnißes seiner Sektirer" zu befinden vorgibt, für Sinn halten könnte, und meinten, es sei schon verkehrt genug, bei den

Freien nur überhaupt von einem „Glaubensbekenntniß" zu reden, und man werde daran leicht die ganze Fabel erkennen. Ich hätte Ihnen gern einen Wink darüber gegeben, daß Sie nicht ein so blindes Vertrauen in die unbefangene Einsicht aller Leser setzen sollten, getraute mirs aber nicht. Hier jedoch will ichs sagen. — Unser Opernplatz hat dadurch eine anmuthige Verschönerung erhalten, daß längs der Gartenmauer des daran belegenen Palais der Fürstin Liegnitz mehre durch Ein Dach verbundene, geschmackvolle Buden erbaut worden sind, in denen seit einigen Tagen die aufgestellten Blumen und Früchte, die feinen Porzellan- und sonstigen Quincaillerie- und Nippwaaren einen reizenden Anblick gewähren. Früher bot die alte Mauer nur angeklebte Zettel und mancherlei Unreinlichkeit dem Auge dar; Hr. Faust, dem diese Buden gehören, hat uns auf dankenswerthe Weise davon befreit. Nur wäre zu wünschen, daß man sichs angelegen sein ließe, an mehren Stellen für ein Bedürfniß zu sorgen, dem diese wie ähnliche Mauern bisher unangenehmer Weise hat dienen müssen. Große Städte bedürfen solcher Anstalten und zwar für beide Geschlechter.

18.

No. 209, 210 u. 211. Beilagen. 28., 29. u. 30. Juli 1842.

Der Proceß des Dr. Jacoby.

* Ganz Deutschland nimmt den lebendigsten Antheil an dem Processe des Dr. Jacoby in Königsberg, und selbst das Ausland verfolgt ihn mit Aufmerksamkeit. Durch das Erkenntniß des Criminalsenats des königl. Kammergerichts ist bekanntlich folgende Verurtheilung ausgesprochen: „Auf die von dem Criminalrathe Richter geführte Criminaluntersuchung wider den praktischen Arzt Dr. Johann Jacoby zu Königsberg in Preußen erkennt der Criminalsenat des königl. Kammergerichts nach Lage der

Acten für Recht: daß Inculpat Dr. Johann Jacoby von der Anschuldigung des Hochverraths völlig frei zu sprechen; wegen Majestätsbeleidigung dagegen, sowie wegen frechen, unehrerbietigen Tadels und Verspottung der Landesgesetze und Erregung von Misvergnügen mit zwei und einem halben Jahre Festungsarrest ordentlich zu bestrafen, auch des Rechts, die preußische Nationalcocarde zu tragen, für verlustig zu erklären, und die Kosten der Untersuchung zu tragen gehalten, welche im Falle seines Unvermögens bis auf die aus dem Malefizfonds zu entnehmenden baaren Auslagen niederzuschlagen." Von diesem Urtheil erster Instanz wird Dr. Jacoby den weiteren Weg der Appellation einschlagen. Da die Sache aber durch Publication dieses Erkenntnisses zu einem Abschlusse gediehen ist, so müssen wir auf sie, als auf eine historische Thatsache, deren Bedeutsamkeit für die Gegenwart Niemandem entgehen kann, zurückblicken, und dies um so mehr, als Dr. Jacoby selbst seine „Rechtfertigung" durch den Druck veröffentlicht hat. Er erzählt darin die Stadien seines Processes in folgender Weise: „Zum Schlusse sei noch ein kurzer Rückblick auf die nunmehr bald jährige Untersuchung gestattet. Das Verfahren, welches befohlenermaßen das königsberger Oberlandesgericht gegen mich einleitete, hatte von vorn herein den doppelten Character des Accusations- und Inquisitionsprocesses. Es wurde nicht dem Gericht überlassen, die Schuld oder Unschuld meiner Schrift zu ermitteln, sondern eine ausführliche, im Ministerium des Innern und der Polizei verfaßte Anklage zur Basis der Untersuchung genommen. In zwanzig peinlichen Verhören hatte ich nicht sowol die Aeußerungen meiner Schrift zu erklären, als vielmehr gegen den Nothbehelf accusatorischer Bedeutungen anzukämpfen. Demnächst war die anfangs so eifrig betriebene Untersuchung plötzlich abgebrochen, die noch nicht geschlossenen Acten nach Berlin gesendet und fünf Monate lang eine Aus-

setzung der Verhöre für gut befunden; meine dem Oberlandesgerichte überreichte Vorstellung, sowie eine an den Justizminister gerichtete Beschwerde blieben nicht nur unbeachtet, sondern sogar unbeantwortet, und erst in Folge eines Immediatschreibens an Se. Maj. den König wurde dem Gerichtshofe die Beschleunigung der Sache geboten. Wie die Unabhängigkeit des Richters eng verbunden ist mit seiner unbestreitbaren Competenz, so ist es auch Pflicht jedes Redlichgesinnten, an den einmal durch das Gesetz geheiligten Formen festzuhalten. Daher habe ich, auf Grund des Gesetzes vom 25. April 1835, gegen die Urtheilsbefugniß meines ordentlichen Gerichtsstandes protestirt, und so selbst den vielleicht nicht unwichtigen Vortheil aufgegeben, von Mitbürgern, denen mein Wandel bekannt ist, gerichtet zu werden. Nachdem der Justizminister den Proceß zurückgewiesen, ward diesem Conflicte durch das Dazwischentreten königlicher Gnade die rechtliche Abhülfe zu Theil. Und so stehe ich denn, aus freier Wahl verzichtend auf jede Ausnahme von dem Gesetze, vor Richtern, denen meine Person unbekannt ist und dem preußischen geheimen Proceßgange nach auch unbekannt bleiben wird. Das gute Recht ist der beste Schutz. Es liegt nicht in dem Geiste der Schrift, die Landesgesetze zu verspotten; fern ist ihr jede Beleidigung so des Königs wie des Staates. Ohne Scheu würde ich auch jetzt noch öffentlich aussprechen, daß Beamtenallgewalt und politische Nichtigkeit der selbständigen Bürger das Gebrechen des Vaterlands; Oeffentlichkeit und wahre Vertretung die Heilmittel dieses Gebrechens; daß das preußische Volk durch geistige Bildung zu einer größern Theilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung des Staats eben so befähigt, wie durch Geschichte und Gesetz dazu berechtigt; daß ein innigeres Band der verschiedenen Landestheile, mag es durch die der Nation verheißenen Reichsstände oder durch die vereinten Landtagsausschüsse aller Provinzen geknüpft

werden, zum Wohle des Ganzen erfoderlich ist; daß nur eine solche Einigung dem Volke die politische Bildung und die sittliche Kraft geben kann, durch welche allein es den Kampf mit nahenden Stürmen, wenn nicht glücklich, mindestens würdig zu bestehen vermag. Dies sind die Grundzüge einer Schrift, die an den Stufen des Thrones niedergelegt zu haben ich selbst jetzt nicht bereue. Die Thatsachen der vaterländischen Geschichte sind mir heilig; ich habe sie weder entstellt, noch daraus neue Rechte freventlich hergeleitet. In der Stille der Weihe ertheilte Friedrich Wilhelm III. seinem Volk jene organischen Gesetze und Rechte, denen Preußen seine Wiedergeburt verdankt; er sprach am 22. Mai 1815, als Preußens Jugend wiederum den Schlachtfeldern zueilte, den herrlichsten Segen über sie aus. Diese Urkunde der Verheißung ward freiwillig ausgestellt, ein Ergebniß moralischer Nothwendigkeit. Wer darin nur das vergängliche Gebot einer vorübergegangenen Noth sieht, verkennt die Größe jener Zeit, des Volkes Hingebung und die Erhabenheit des noch betrauerten Fürsten. Anders unser König und Herr! Er hat Mahnungen nicht gnädig aufgenommen, aber zugleich ihr wohlbegründetes Recht anerkannt. Ihm werden die väterlichen Verheißungen heilig sein! Hier ist mein Bekenntniß; ich habe nichts verschwiegen und nichts zu widerrufen. Frei spricht mich die Ueberzeugung, frei das Gewissen, und — ich stehe vor selbstgewählten, gewissenhaften Richtern.“ Da der Criminalsenat selbst sich genöthigt sah, die Anklage auf Hochverrath zurückzuweisen, so hat der auf diese Anschuldigung bezügliche Theil der Rechtfertigung kein augenblickliches Interesse mehr. Die beiden anderen Punkte der Anklage, Majestätsbeleidigung und frecher, unehrerbietiger Tadel der Landesgesetze, sind vom Senate bestätigt worden. Wie sich Dr. Jacoby gegen beide Beschuldigungen vertheidigt, das kann hier unmöglich ausführlich gezeigt werden: man müßte dann eben die ganze „Rechtfertigung“

abschreiben. Es wird auch genügen, wenn einzelne Stellen hier Platz finden, die schon für sich ein größeres Publikum ansprechen.

Was zunächst die Denunciation der Majestätsbeleidigung betrifft, so heisst es in diesem Artikel der „Rechtfertigung": „Kaiser Tiber war der Erste, der Urtheile (judicia) für crimina majestatis erklärte (Tacit. Annal. I. 72); dieser Ursprung schon spricht über den Werth der Maßregel ab und sollte mindestens in Anwendung derselben Vorsicht empfehlen. Für das Recht der Urtheilsfreiheit in Bezug auf Regierungshandlungen erklärten sich von je her die ausgezeichnetsten Rechtslehrer: «Die Frage, sagt einer derselben, die Frage: wer hat dem Schriftsteller das Recht gegeben, über diese oder jene Staatsangelegenheiten zu urtheilen? verräth allemal entweder den Unverstand des Fragenden oder seine schlechte Denkart. Den ersten, wenn er wirklich glaubt, es sei irgend eine Erlaubniß dazu erfoderlich; die zweite, wenn er sklavisch und kriechend Alles, was Könige und Minister thun, für unfehlbare Götterschlüsse will gehalten wissen, weil er sich als Schmeichler persönlich wohl dabei befindet. Lächerlich ist es, wenn man anders bei so gewichtigen Betrachtungen lachen darf, daß die Frage: wer dem Tadler oder dem Beurtheiler die Befugniß dazu gegeben habe? gemeiniglich von Leuten aufgeworfen wird, die mit vollen Backen Alles loben und anpreisen, was Se. Majestät, Se. Durchlaucht und Se. Excellenz beschlossen, angeordnet und gethan haben. Wer hat ihnen denn die Befugniß gegeben zu loben? Oder ist Lob nicht auch Urtheil? Soll man Staatseinrichtungen ein für allemal als unfehlbare Götterbeschlüsse verehren, so muß man ja weder loben noch tadeln, sondern anbeten und schweigen. Der Tadel ist gleichwol an sich nie schädlich, oft heilsam; das Lob aber mehrentheils schädlich und selten heilsam» (s. Weber über Injurien II. 215.) In Preußen ist die Urtheilsfreiheit der Schriftsteller durch Herkommen und

Gesetz sanctionirt, und wenngleich nicht immer von den Censoren, doch stets von den Gerichtshöfen anerkannt worden. Bedarf es hierzu noch eines Beleges, so erinnere ich an die vielen Schriften, die das Verfahren der Regierung gegen den Erzbischof von Köln auf das schärfste angriffen, ohne Criminaluntersuchung zur Folge zu haben ..... Angenommen, ein Publicist nenne, auf so einleuchtende Thatsachen gestützt, die Jetztregierung minder liberal als die frühere, kann, frage ich, dieses historische Urtheil als eine strafwürdige Beleidigung gelten? Schon in älterer Zeit machten die Rechtsverwalter den Versuch, gegen Angriffe auf ihre Verwaltung sich durch die lex majestatis zu schützen; sie zogen sich aber dadurch nur selbst den Tadel der Geschichtsschreiber und Rechtsverständigen zu. Moralisch wie gesetzlich muß ein Urtheil über die (politische) Meinung eines Mannes von dem Urtheile über dessen Gesinnung wohl unterschieden werden. Die politische Meinung auch des höchstgestellten Mannes öffentlich zu bestreiten, steht Jedem frei, nur wer die Gesinnung desselben verdächtigt, macht sich einer Beleidigung schuldig. Es kann Jemand die Rückkehr zu längst abgestorbenen Principien als den Gipfel des Völkerglückes betrachten und doch ein ganz ehrenwerther Mann sein; hieraus folgt, daß die Aeußerung, Jemand sei reactionair oder antiliberal, schon deshalb keine Injurie ist, weil derselben die Hauptbedingung jeder Injurie, die Ehrverletzung des Andern, abgeht. Setzen doch manche Staatsdiener sogar ein Verdienst darein, offen über den Liberalismus der Gegenwart den Stab zu brechen; nimmermehr können sie daher durch eine Aeußerung wie die obige sich verletzt fühlen, geschweige denn eine gerichtliche Anklage darauf zu begründen geneigt sein .... Majestät ist die dem Staatsoberhaupte zukommende höchste bürgerliche Ehre. Verletzung dieser Ehre, Majestätsbeleidigung, umfaßt daher alle diejenigen Handlungen, welche, wenn sie gegen eine Privatperson gerichtet wären,

als Injurien gelten würden. Dies stimmt ganz mit der Definition des Allgemeinen Landrechts (Tit. 20. Thl. II. §. 196): «wer das Oberhaupt des Staats in seiner Würde persönlich beleidigt, begeht das Verbrechen der Majestätsbeleidigung», überein. Nothwendige Folgen dieser Begriffsbestimmung sind: 1) daß absichtliche, wirkliche Ehrenkränkung eine unerläßliche Bedingung, wie jeder Injurie, so auch der Majestätsbeleidigung ist; 2) daß nur allein das Staatsoberhaupt, nicht also die zu seiner Familie gehörigen Personen, geschweige denn seine hingeschiedenen Vorfahren, Gegenstand des Verbrechens beleidigter Majestät sein können; 3) daß ein, nicht gegen die Person des Königs, sondern gegen eine von ihm oder seinen Räthen ausgehende Sache, wie Gesetze, Anordnungen, Landtagsabschiede etc. gerichteter Angriff keine Klage auf Majestätsbeleidigung begründet."

Gegen die zweite Denunciation auf frechen, unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze soll, abgesehen von den einzelnen Rechtfertigungen, nur diese allgemeinere Stelle hier stehen. „Unter der Regierung des Tiberius war eine allgemeine Anklagewuth ausgebrochen, die den friedlichen Staat mehr verheerte als alle bisherigen Bürgerkriege. Niemand war sicher. Jede Gelegenheit wurde ergriffen, selbst im Rausche gesprochene Scherzworte eifrig aufgefangen, um diese Wuth zu befriedigen. Man war nicht einmal gespannt auf das Schicksal der Angeklagten. Denn der Ausgang war stets ein und derselbe. Zu jener Zeit, die uns von Seneca also geschildert wird, galt es für die höchste Frechheit, vor der Bildsäule des Kaisers sich umzukleiden, einen Diener zu züchtigen, der eine Silbermünze des Tiberius bei sich führte, ein durch Alter beschädigtes Bild des Kaisers auszubessern oder mit dem Garten zugleich die kaiserliche Statue in demselben zu verkaufen. Jetzt werden ähnliche Vorgänge von Jedermann als völlig gleichgültige Handlungen betrachtet, und unsere Rechtslehrer

zählen die darauf gesetzten Strafen zu den historischen Curiositäten. Man lernt hieraus, wie unbestimmt der Begriff: Frechheit, wie sehr er von den jedesmaligen Ansichten der Zeit abhängig ist. Als das Gesetz des Allgemeinen Landrechts (Thl. II. Tit. 20. § 151) abgefaßt wurde, es geschah dies in den Jahren 1780—1784, bestand noch zwischen Regierung und Regierten eine so große Kluft, daß man von unten her sich um die Staatsangelegenheiten wenig kümmerte, von oben blinder und stummer Gehorsam für die höchste Tugend eines guten Bürgers gehalten wurde. Das Volk, in Zünften und Corporationen gehörig organisirt, kaum aber noch zu einem selbständigen Leben erwacht, war damals aus Mangel an politischer Bildung so wenig einer eigenen Prüfung fähig, daß es durch publicistischen Tadel der Staatsverwaltung, selbst wenn derselbe allen Grundes entbehrte, leicht aus seiner Stumpfheit aufgeregt und den Machthabern gefährlich werden konnte; daher man es für nöthig hielt, jedes öffentliche Urtheil zurückzudrängen und jeden Tadel des Bestehenden für sträfliche Anmaßung zu erklären. Wie sehr aber hat sich seit jener Zeit der gesellschaftliche Zustand und vor Allem die Ansicht über das sittliche Verhältniß der Regierung zu den Bürgern verändert! Vereinzelte Anachronismen sind es, wenn hier und da noch Jemand in der Staatsverwaltung militairische Begriffe geltend zu machen, die Bürger wie Soldaten zu commandiren versucht. Nicht leidenden Gehorsam verlangt die Gegenwart, sondern Selbsturtheil und thätigen Gemeinsinn; Fürst und Volk stehen einander nicht mehr feindlich gegenüber; traurige Erfahrungen haben sie einander näher gebracht. Seit jener Zeit hat namentlich Preußens Volk in der Noth seine Treue, im Kriege seine Mannhaftigkeit und im Frieden seine Reife, Wahres vom Falschen zu unterscheiden, bewährt. Hat unter solchen Umständen die Regierung von dem unbegründeten Tadel eines Schriftstellers etwas zu fürchten, und kann der be-

gründete ihr anders als lieb sein? Hat unser König es nicht selbst ausgesprochen, daß in Zukunft ihm Niemand mehr das Vertrauen zu seinem Volke rauben wird? Und dennoch sollte der Staat zur Vertheidigung gegen rein geistige Angriffe noch immer seiner Gefängnisse und Festungen bedürfen? Sollte auf seine innere Intelligenz und innere Kraft so wenig vertrauen können, daß noch immer jeder Zweifel an der Regierenden Unfehlbarkeit als frecher unehrerbietiger Tadel, jede schriftstellerische Opposition als Hochverrath verfolgt werden müßte? Wahrlich! Besser wäre es, jenes Kriegsgesetz des vorigen Jahrhunderts aufzuheben, als das durch die königliche Amnestie verscheuchte Gespenst der Demagogenfurcht wieder aufleben zu lassen."

Die Entwickelung Preußens in dem Zeitraume, welchen die gerichtliche Untersuchung einnahm, hat die Schrift mehr gerechtfertigt, als es ein Rechtsanwalt zu thun vermöchte. Daher schließt denn auch Dr. Jacoby damit, daß er „einige bis Ende 1841 bekannt gewordene, den Einwand der Wahrheit rechtfertigende Thatsachen" hinzufügt, deren Aufzählung Jedem willkommen sein wird. „1) Es wird mir vom Denuncianten der Vorwurf gemacht, daß ich die «Verfassung in Censurangelegenheiten böswillig ignorire», weil ich die Censur «den schlimmsten Feind der Presse» und die Art, wie sie in unserm Vaterlande gehandhabt wird, eine »Bevormundung und Unterdrückung der öffentlichen Meinung» genannt habe. Antwort auf diesen Vorwurf geben nicht nur die zahlreichen Petitionen aus Köln, Saarbrücken, Koblenz etc., sondern auch die Verhandlungen des preußischen und rheinischen Landtags, in welchen die bei uns obwaltende Censur mit noch viel grelleren Farben geschildert wird, als es in meiner Schrift geschehen. «Obgleich, so heißt es in dem Ausschußberichte der rheinischen Stände, obgleich in dem Art. 2 des Censuredicts vom 18. Oct. 1819 ausdrücklich gesagt ist, daß die ‚Censur keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der

Wahrheit hindern, noch den Schriftstellern ungebührlichen Zwang anlegen solle', so unterwirft dennoch derselbe Artikel so viele Gegenstände der strengen Aufsicht der Censur, daß es ihr fast zur Pflicht gemacht ist und jedenfalls ihrem Ermessen anheimgestellt wird, jede noch so bescheidene Besprechung in- und ausländischer Angelegenheiten zu unterdrücken.» Und der preußische Landtag: «Die Verhältnisse, welchen die Presse zur Zeit im preußischen Staat unterliegt, wirken höchst nachtheilig auf Geist und Herz des Volkes. Den Worten der Verordnung vom 18. Oct. 1819 entgegen, hat die Censur seit längerer Zeit eine Richtung genommen, welche besonders dahin geht, jede irgend freimüthige, wenn auch anständig gehaltene und gründlich motivirte Erwähnung oder Beleuchtung der inneren Verhältnisse des Staats ängstlich zu überwachen oder vielmehr zu verhüten» etc. Ich will nicht weiter citiren; aber, welche Stelle meiner Schrift über Censurangelegenheiten man incriminiren mag, ich mache mich anheischig, aus den genannten Documenten eine schärfere daneben zu stellen. Um jeden Zweifel zu heben, sei hier noch des bekannten königl. Zeugnisses, des Briefes an Hrn. von Brünneck, erwähnt, welches vom 11. Juni 1841 datirt ist. 2) Meine Aeußerungen über die Unpopularität und die geringe Wirksamkeit der Provinzialstände werden mir als «frecher Tadel« ausgelegt. Ich brauche nicht erst an den westfälischen Landtag im Jahre 1830 zu erinnern, auf welchem über die «Unzulänglichkeit der Provinzialstände» und über «den Mangel an Vertrauen, den dieselben schmerzlich empfinden», geklagt wurde; neuere Parallelstellen bieten die Protokolle der letzten schlesischen Ständeversammlung. So heißt es daselbst: «Bei Berathung über die allerhöchsten Propositionen sprach sich vielseitig die Meinung aus, daß, wenn häufig der Landtag einer wünschenswerthen Popularität entbehrte, dies hauptsächlich in dem Mangel der Publicität seiner Bestrebungen lag;» und ferner: «Es wurde

ferner, nachdem erwähnt worden, daß schon die Provinziallandtage jetzt zu wenigen Anklang gefunden, erwidert: daß dies nur darum der Fall gewesen, weil man keine Resultate gesehen, jetzt werde dies ganz anders sein.“ Facit Deus! 3) Was ich mit Bezugnahme auf den bekannten Ausspruch des Ministers v. Stein über die große «Macht der Beamten» und die «politische Nichtigkeit der übrigen Bürger» gesagt, ward in noch weit entschiedenern Worten von dem diesjährigen Landtage zu Danzig bestätigt. «Der preußische Beamtenstand, heisst es in den gedruckten Verhandlungen, an Bildung und Charakter vielleicht der ausgezeichnetste, sei wie durch eine Schranke vom Volke getrennt, entbehre großentheils der gegenseitig belebenden Wechselwirkung mit dem letztern, und bilde daher mit seinen Ansichten und Ideen gewissermaßen einen Staat im Staate. Der Nachtheil, den dieser Umstand für die Beamten rücksichtlich der richtigen Auffassung ihres Berufs habe, sei eben so groß als derjenige, welcher dadurch auf die richtige Beurtheilung amtlicher Maßregeln von Seiten des Volks ausgeübt werde; man dürfe kaum zweifeln, daß hierin alle gebildeten Vaterlandsfreunde übereinstimmen.» 4) In meiner Schrift ist von der administrativen Absetzbarkeit der Justizcommissare gesprochen, die als Vertheidiger der Angeklagten grade die freieste und unabhängigste Stellung einnehmen sollten. Es haben sich seitdem mehre Stimmen über die ungünstige und abhängige Lage der preußischen Advocaten vernehmen lassen. Man vergleiche Dr. Straß's «Reform des Advocatenwesens, Berlin 1840», und den Nachtrag zum Conversationslexikon der Gegenwart (36. Heft. Artikel: Proceßreform), woselbst ein Mann, der über 40 Jahre als Richter in höhern Gerichten gearbeitet hat, sich misbilligend darüber ausspricht, daß man den Advocatenstand «in eine Unterordnung unter die Gerichte zurückzubringen suche, welche zur wahren Unterwürfigkeit wurde». Auch höhern Orts scheint man auf

dies Misverhältnis aufmerksam geworden zu sein; denn vor kurzem ist in Folge der Cabinetsordre vom 12. Juli 1841 an die Oberlandesgerichte, und durch diese an die preußischen Advocaten eine Auffoderung ergangen, nach gemeinsamer Berathung Vorschläge über eine zweckmäßige Aenderung ihrer Stellung zu machen. 5) Die Bemerkungen über Administration werden in der Anklage als «freche Schmähungen» bezeichnet, namentlich die Ausdrücke: «Unvollständigkeit und Oberflächlichkeit» des veröffentlichten Finanzetats (d. h. des Voranschlags der Einnahmen und Ausgaben für das kommende Jahr; denn wie weit derselbe in der Wirklichkeit befolgt werden konnte, wird nicht bekannt gemacht). Ich habe auf diesen Vorwurf in den Verhören geantwortet und verweise hier nur noch auf eine seitdem in Breslau erschienene Schrift: «Ueber den preußischen Haupt-Finanzetat für 1841», welche weitere Belege für die Wahrheit des Gesagten liefert. Bisher ist der Inhalt derselben weder officiell noch von Privaten bestritten worden. — Jetzt hätte noch besonders die Schrift des Hrn. von Bülow-Cummerow angeführt werden können. — 6) Der große Einfluß, welchen die Minister wie überall so auch auf die Justizpflege ausüben (der Denunciant nennt dies irrthümlich Ministerwillkür), scheint nicht blos mir aufgefallen zu sein. Die Zeitungen melden aus Berlin, daß man gegenwärtig mit der Absicht umgehe, dem geheimen Obertribunal oder einer besondern Abtheilung desselben die Entscheidung über Beschwerden in Justizsachen zu übertragen, während bisher, kraft der Verordnung vom 6. Sept. 1815, die Gerichte in allen formellen oder materiellen Gegenständen der Rechtspflege, welche nicht grade Erkenntnisse sind, unbedingt den Befehlen des Justizministers Folge zu leisten haben. Ein ähnlicher Antrag ist auch von dem provisorischen Landtage zu Berlin gemacht worden. 7) Seite 17 meiner Schrift stehen die Worte: «Bis zum Jahr 1832 konnte kein Justizbeamter wider seinen Willen ver-

setzt werden. Seitdem aber wird in den Bestallungspatenten nicht mehr wie früher der Ort ihrer künftigen Wirksamkeit genannt, sondern es erfolgt die Anstellung ‚für die preußische Monarchie'; somit sind sie nicht mehr gegen willkürliche Versetzung geschützt.» Wie öffentliche Blätter berichten, ward vor kurzem verfügt, daß künftig eine unfreiwillige Versetzung der Richter nicht anders als durch Urtel und Recht erfolgen solle, damit die ihnen so nöthige Selbständigkeit nicht gefährdet werde. 8) Seite 18 meiner Schrift stehen die Worte: «Alle Erkenntnisse in Untersuchungen wegen Hochverrath, Majestätsbeleidigung etc. unterliegen der ministeriellen Bestätigung und sind vor derselben nur als ‚Gutachten' anzusehen, die zur Publication nicht geeignet sind.» Eine vor wenigen Monaten publicirte Cabinetsordre (vom 12. Sept. 1841) lautet: «Die in §. 508 der Criminalordnung vorgeschriebene, in der Cabinetsordre vom 4. Dec. wiederholte Bestimmung, nach welcher alle Erkenntnisse in den wegen des Verbrechens beleidigter Majestät geführten Untersuchungen an den Justizminister zur Bestätigung eingesendet werden sollen, wird hiermit aufgehoben.» 9) Ich habe in meiner Schrift von dem bei uns noch immer bestehenden «heimlichen Gerichtsverfahren» gesprochen und den Wunsch geäußert, daß dem Volke eine größere «Einsicht in die richterliche Staatsthätigkeit» vergönnt werde. Man vergleiche nur einen an den König erstatteten Generalbericht des Justizministers Mühler. Die Zeitungen haben diesen Bericht irrthümlich als eine Neuigkeit mitgetheilt; denn derselbe ist bereits vor drei Jahren abgestattet worden, und die «Cabinetsordre vom 3. Aug. d. J.», welche «Prüfung und schleunige Abhülfe» befiehlt, rührt nicht von dem jetzigen, sondern von dem verstorbenen Könige her. Der Sache selbst aber geschieht dadurch kein Abbruch; sie ist noch heute eben so wahr wie 1839. Der letzte rheinische Landtag hat aufs neue die Wiederherstellung des öffentlichen

und mündlichen Verfahrens bei politischen Vergehen beantragt, und auf einem dem preußischen geh. Ober-Justizrath Ruppenthal gegebenen Feste vernahm man die denkwürdigen Worte: «Aus aufrichtiger Liebe für mein Vaterland wünsche ich nichts sehnlicher, als die, dem Geiste unserer Zeit und der Verfassung des Staats anpassende Wiederherstellung der uralten deutschen Gerichtsverfassung, die auf dem Grundsatze der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit erbaut war. Ich wünsche, und Jeder, der das Gute will, muß mit mir wünschen, daß die übrigen Provinzen des Reichs Dessen theilhaftig werden mögen, was das Rheinland besitzt.» Ueberall auf seiner Rundreise durch die Rheinprovinzen mit Jubel empfangen, erkannte auch Ruppenthal Oeffentlichkeit und Mündlichkeit als das höchste Palladium der bürgerlichen Freiheit an, pries laut die Vorzüge dieser echt germanischen Institution und sprach die Hoffnung aus, sie bald in ganz Deutschland angenommen zu sehen. Nach allem Diesem dürfte mein Ankläger sich wol in einem Irrthume befinden, wenn er das Verlangen nach «Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens» mit zu den Ergebnissen einer «seichten Zeitungsweisheit» rechnet."

Nun soll Einiges aus dem umfangreichen, dem Dr. Jacoby publicirten Erkenntniß des Criminalsenats in Betreff der beiden Anklagepunkte (der Hochverrath kann übergangen werden) dem Vorigen an die Seite gestellt werden. Zuvörderst ein paar Worte über die Person des Dr. Jacoby. Der Angeschuldigte Johann Jacoby, ein Sohn des verstorbenen Kaufmanns Jersohn Jacoby und dessen noch lebenden Witwe Eleonore, geborene Jonas, ist gegenwärtig 37 Jahre alt, bekennt sich zur jüdischen Religion, hat sich niemals in Militairverhältnissen und früher noch nicht in Untersuchung befunden. Nachdem er die Schulbildung auf dem Collegio Friedericiano in Königsberg empfangen, hat er vier Jahre hindurch auf der Universität in Königsberg Medicin studirt, und demnächst im Jahr 1828

in Berlin die Staatsprüfung bestanden. Hierauf hat er sich eine Zeit lang in Heidelberg in der Geburtshülfe geübt, und sodann in Königsberg als praktischer Arzt niedergelassen. Gelegentlich erfährt man aus den Auslassungen des Angeschuldigten, daß er eine Zeit lang den Redacteur der Königsberger Zeitung vertreten; auch wird in einem bei der stattgefundenen Haussuchung in Beschlag genommenen Briefe, gezeichnet Nitzki Heilsberg, den 2. Febr. 1840, erwähnt, daß der Angeschuldigte seit Jahren an der Spitze eines Lesezirkels stehe, welchem durch seine Hand besonders Sachen politischen Inhalts zugingen, und in einem gleichfalls bei ihm vorgefungenen Schreiben, unterzeichnet Sachs den 16. Jan. 1841, wird bemerkt, daß der Angeschuldigte Unterschriften zur Theilnahme an einer dem Minister v. Schön darzubringenden öffentlichen Ehrenbezeigung sammle. Ueber die Theilnahme an der Verbreitung des Libells hat der Angeschuldigte während der ganzen Untersuchung ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet, um, wie er vorgibt, selbst unschuldig zur Criminaluntersuchung gezogen, zu verhüten, daß andere Unschuldige ein ähnliches Loos treffe. Auf die Zurückweisung der Majestätsbeleidigung von Seiten des Angeklagten erwidert das Erkenntniß nach weitläufiger Motivirung: „Selbst wenn man auch bei dem in Rede stehenden Verbrechen die Bosheit als ein besonders nachzuweisendes Requisit erachten müßte, so ergibt sich dieselbe doch auch aus den angeführten Stellen des Libells ganz unzweifelhaft. Die Behauptung, daß Wissen und Handeln ausschließliches Monopol der Minister sei, der Vorwurf, daß der Allerhöchste Landtagsabschied leere und unbestimmte Worte enthalten habe, um die Stände einstweilen zu beschwichtigen, die Aufstellung: «es könne von der in dem Allerhöchsten Erlasse erwähnten Mißdeutung wol nicht die Rede sein»; die Bemerkung: «es liege nicht in der Macht eines Einzigen, Institutionen, die sich bereits überlebt hätten, ihre

künftige Entwicklung vorzuschreiben»; alle diese Anführungen beweisen zur Genüge die Bosheit, mit welcher Inculpat die dem Landesherrn schuldige Ehrfurcht bei Seite setzte.“ Was nun die Anschuldigung des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze betrifft, so wird zunächst über den Tadel der Censur gesagt: „In solcher Weise darf ein Unterthan über die Gesetze und Anordnungen im Staate sich nicht auslassen, die Behauptung, daß jede das öffentliche Interesse nur entfernt berührende Andeutung, um veröffentlicht zu werden, sich außerhalb der preußischen Grenze flüchten müsse, daß die Censur, wie sie in Preußen gehandhabt werde, eine anmaßende Bevormundung, eine wahrhafte Unterdrückung der öffentlichen Meinung involvire, enthalten der Sache und den Worten nach frechen Tadel und verletzen die dem Staate schuldige Ehrerbietung. Die Aufstellung aber, daß dadurch eine höchst bedenkliche, dem Volke wie dem Könige gleich gefährliche Eigenmacht der Beamten gefördert werde, beweist deutlich deutlich die Tendenz, Misvergnügen und Unzufriedenheit mit den also geschilderten Institutionen zu veranlassen.“ In Betreff des wegen die revidirte Städteordnung vom Verfasser motivirten Tadels werden demselben Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten vorgeworfen, und es heißt: „Die unlautere Gesinnung und die verwerfliche Tendenz seiner Schrift gibt sich aber ganz besonders kund aus den Beispielen, welche Inculpat zum Beweise jener von ihm aufgestellten Parallelen folgen läßt, indem er hierbei die von ihm allegirten Bestimmungen der beiden Städteordnungen theils unrichtig, theils unvollständig und entstellt wieder gibt.“ Ueber eine andere Stelle der bezüglichen Schrift liest man: „Wem es nur darum zu thun ist, seinem Vaterlande zu nützen, der wird nicht nachzuweisen bemüht sein, daß früher eine dem Volk ersprießlichere Richtung verfolgt sei, welche man jetzt immer mehr und mehr verlasse und mit einer dem Gemeinwohl schädlichen Tendenz

vertausche. Eine solche Vergleichung des frühern, vorgeblich bessern Zustandes mit dem gegenwärtigen, ist durchaus unnöthig, um die vermeintlichen Mängel der bestehenden Verfassung aufzudecken; sie kann daher keinen andern Zweck haben, als die Ansicht hervorzurufen, daß es jetzt nicht mehr so gut um das Wohl der Nation stehe wie früher, um solchergestalt Misvergnügen und Unzufriedenheit zu erregen." Endlich veranlaßt eine andere Stelle das Erkenntniß zu den Worten: „Das Gefühl eines jeden Patrioten muß durch solche Redensarten auf das Aeußerste beleidigt werden. Stände es wirklich so schlimm um die Verfassung, um das Wohl des preußischen Vaterlandes, so müßte jeder Preuße sich von dem äußersten Misvergnügen durchdrungen fühlen, daß die Regierung das Heilmittel, welches Inculpat als das einzige und so nahe liegende bezeichnet, unbenutzt läßt, und den Staat einem sichern und schon nicht mehr fernen Untergange entgegenführt. Die Frechheit und Unehrerbietigkeit, welche ein solcher Tadel enthält, ist von selbst klar. Faßt man den Sinn desselben kurz zusammen, so liegt darin die Behauptung: «die jetzt bestehende Verfassung trage den Keim in sich, welcher sich nothwendig zu dem Verfalle des Staates durch innere Zerspaltung und ausländische Unterjochung entfalten müsse». Dieses Gebrechen sei von Allen bereits erkannt, nur die Regierung verkenne dasselbe oder wolle es nicht erkennen. Schon habe jener Keim zu einer nahen Gefahr sich fort entwickelt. Ueber das Mittel, derselben entgegen zu treten, sei gleichfalls überall kein Zweifel, da aber die Regierung die Krankheit verkenne, so thue sie auch nichts, diese nahende Gefahr abzuwenden; ihr ganzes Bestreben sei vielmehr nur dazu geeignet, das Uebel zu vermehren und die Gefahr zu erhöhen. Inculpat hat in seiner Defension besonders darauf hingewiesen, wie bedenklich dergleichen Fälle seien, in welchen die richterliche Entscheidung hauptsächlich auf das

Gefühl basirt werden müsse. Allerdings ist die Beurtheilung darüber, was frech und unehrbietig sei, nicht allein aus der Anschauung des Verstandes, sondern zugleich auch aus dem Ermessen des Gefühls zu entnehmen. Eine abstracte Feststellung der Begriffe: frech und unehrerbietig, ist unmöglich, weil die Verschiedenartigkeit der Personen, Umstände und Beziehungen darauf den wesentlichsten Einfluß üben. Auch selbst in dem einzelnen Falle kann die Entscheidung darüber, ob etwas frech oder unehrbietig sei, nicht ausschließlich durch eine logische Begründung bestimmt werden, eben so wenig wie die Beurtheilung, ob etwas injuriös und ob darin eine schwere oder nur eine leichte Beleidigung enthalten sei. Die Entscheidungsnorm beruht vielmehr in dergleichen Beziehungen zum Theil auch auf dem Gefühle für Anstand und Sitte; sie erscheint deshalb aber keineswegs als eine unsichere, indem darüber, was unter den concreten Umständen als eine Verletzung des Anstandes und der Sitte anzusehen ist, kein Zweifel obwalten kann. Im vorliegenden Falle liegt überdies die Frechheit und Unehrerbietigkeit, mit welcher Inculpat die bestehende Verfassung angegriffen hat, so klar zu Tage, daß zur Erkenntniß seiner Schuld die Appellation an das Zartgefühl in der That unnöthig erscheint. Frech ist Derjenige, welcher sich anmaßt zu belehren, ohne selbst gehörig unterrichtet zu sein, denn er stellt sich eigenmächtig auf einen Standpunkt, welcher ihm nicht gebührt; frech ist Derjenige, welcher behauptet, ohne zu wissen, denn seine Behauptung muß nothwendig Lüge enthalten; seine Frechheit ist um so größer, je öffentlicher er seine Lehre verbreitet, je öffentlicher er seine Behauptung aufstellt, noch frecher aber ist Derjenige, welcher vorsätzlich lügt oder absichtlich die Wahrheit entstellt. Insoweit liegt die Frechheit in der Sache selbst. Je rücksichtsloser dabei in Ansehung der Worte, der Personen und Verhältnisse verfahren wird, je größer ist die Frechheit der Form nach. In allen

diesen Beziehungen trifft den Inculpaten der gerechte Vorwurf der Frechheit. In der wichtigsten Angelegenheit des Landes hat er sich unterfangen, das Volk zu belehren und demselben die Mängel der bestehenden Verfassung offenbaren zu wollen, ohne sich zuvor selbst gründlich von der Richtigkeit Dessen zu überzeugen, woraus er seinen Tadel herleitet, indem er sich begnügt hat, aus Zeitschriften und Büchern zu schöpfen, ohne auf die gesetzlichen Bestimmungen selbst zurückzugehen. Er hat aus Unwissenheit oder mit Absicht Behauptungen zur Begründung seines Tadels aufgestellt, welche mit der Wahrheit nicht übereinstimmen, er hat die Gesetze unvollständig aus dem Zusammenhange gerissen und nicht sinngetreu wiedergegeben, und die Mannichfaltigkeit der von ihm aufgestellten Unrichtigkeiten führt zu der Ueberzeugung, daß er hierbei die Wahrheit absichtlich entstellt oder verschwiegen. Nicht in dem Tone ruhiger Erörterung sucht er sein Urtheil zu begründen, sondern er ergeht sich in heftigen, mit Spott und Bitterkeit angefüllten Declamationen nicht prüfend, sondern schmähend. Inneren Zerfall und äußere Unterjochung enthüllt er dem Blicke des Volks als unausbleibliche und schon nicht mehr ferne Folge der bestehenden Verfassung, und als das einzige Mittel der Rettung bezeichnet er die von des Königs Majestät bereits abgelehnte Organisation reichsständischer Verfassung. Nicht allein stehen bleibend bei den vermeintlichen Mängeln der gegenwärtigen Staatseinrichtung, ist er stets darauf bedacht, die frühere Tendenz der Regierung als eine dem Volk ersprießlichere darzustellen, dem Volke das Gefühl zu erregen, es habe früher bessere Zeiten gegeben, und solchergestalt Misvergnügen und Unzufriedenheit zu verbreiten.“ Mit diesem Wenigen und Hauptsächlichsten ist wenigstens so viel Einsicht in die so bedeutungsvolle Proceßsache des Dr. Jacoby gewährt, als der Raum einer Zeitung gestattet.

19.

Nr. 218. Beilage. 6. August 1842.

Rosenkranz über die Lehrfreiheit.

o Berlin, 2. Aug. Die Frage über die Lehrfreiheit, insbesondere über die Freiheit auf dem theologischen Lehrstuhle, hat in unsern Tagen eine Wichtigkeit gewonnen, von welcher schwerlich Viele eine richtige Vorstellung haben. Den Zeitungen vor Allem liegt die Pflicht ob, das Bewusstsein des Volkes darüber wach zu erhalten und aufzuklären; denn nicht blos in Deutschland, auch in Frankreich und England beginnt der geistige Kampf, bewusst oder unbewusst, sich um diesen Punkt zu scharen. Wenn daher ein Mann wie Rosenkranz, auf dessen Wort eine nicht geringe Zahl begierig lauscht, in einem grössern Werke nebenbei diesen Gegenstand bespricht, so darf das Publicum erwarten, dass öffentliche Blätter seine Rede weiter verbreiten werden. In seinen „Königsberger Skizzen" berührt er diese Sache in folgender Weise: „Es denkt Niemand daran, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, in der Philologie, Geschichte und Philosophie, ja selbst in der Rechtswissenschaft die unbedingte Freiheit der Lehre als Princip in Abrede zu stellen. Nur die Theologie scheint hier in Verlegenheit gesetzt zu werden, aber nur so lange, als ihre Darstellung auf der Universität sich von dem Zwecke der Praxis abhängig macht und nicht der Wissenschaft an und für sich die Ehre gibt. Soll die theologische Facultät eine directe kirchliche Vorbereitungsschule, eine Anstalt zur Bildung von Geistlichen sein, so muss im Verlaufe der Zeit die Schranke des confessionellen Symbols mit dem universellen Triebe der Wissenschaft in Conflict treten, weil das Symbol, wie die Theologie dies selbst begreiflich machen muss, nur eine Stufe in der erscheinenden Selbsterkenntniss des Christenthums ausmacht. Das Symbol ist nur ein relativ Absolutes, und jedem theologischen Pro-

fessor, mag er sich vor den Grössen der Vergangenheit noch so sehr erniedrigen, flüstert der Geist der Geschichte in die Ohren, dass Luther und Melanchthon, Calvin und Beza ja auch Professoren gewesen wären. Früherhin waltete gar kein Zweifel ob, dass nicht der Universitätstheolog die Dogmatik, Exegese, Kirchenhistorie ganz nach dem Standpunkte seiner Confession vorzutragen habe. Seit der Periode der Aufklärung, seit der französischen Revolution, seit dem Bestehen einer Wissenschaft des Canons, einer comparativen Symbolik, einer wahrhaft philologischen Interpretation, einer aus weltgeschichtlicher Perspective aufgefassten Kirchenhistorie, endlich einer speculativen Dogmatik und kirchlichen Union des Protestantismus — ist dies unmöglich. Strauss hat das Losungswort in der Vorrede zu seiner Glaubenslehre ausgesprochen, dass von jetzt ab alle confessionellen Differenzen, selbst die des Katholicismus und Protestantismus, in den Gegensatz der Heteronomie und Autonomie des Wissens zusammengesunken wären. Am interessantesten ist für das Verhältniss der Theologie zur Philosophie in der letztern Zeit die Erscheinung gewesen, dass theologische Facultäten solche Mitglieder, welche die gemeinten Grenzen ihres positiven Wissens durch Philosophie überschritten, drängten, ihren Austritt aus der Facultät nehmen zu sollen, um sich in der philosophischen Facultät mit ihrer speculativen Häresis abzulagern. Die armen Theologen! Wahrlich, ihre Lage ist oft sonderbar, und ich wundere mich nicht, wenn sie im entschiedenen Streben nach Herrschaft oft einen Ausweg aus ihrem gepressten Innern suchen. Wie oft wird ihnen der Vorwurf der Heuchelei gemacht! Das kahle Gefühl, der platte Verstand sind bald fertig, einen Andersgläubigen als Lügner zu behandeln. Eben so ist die kluge Welterfahrung, die mit den Winkeln und Falten menschlicher Gebrechlichkeit vertraute Psychologie des Hrn. v. Knigge dazu bereit. Allein welche Stufen gibt es nicht vom Anlügen einer

Ueberzeugung, vom Selbstbetrug, von der Selbstbelügung, vom Schwanken und Wechseln zwischen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer, bis zur selbstbewussten Heuchelei! Diese Scala, welche Daub's noch wenig gelesenes, noch weniger bisher verstandenes, seine Epoche erst erwartendes Buch: Ueber die Selbstzucht in der Theologie, so gründlich entwickelt, diese Scala lässt man den armen Theologen so wenig zu Gute kommen. Man ahnt nicht, in welchem geheimen Zwiespalt ihre Intelligenz oft mit sich lebt und für die Philosophie sich bald begeistert, bald sie wieder als eine Verrätherin fürchtet. Man ahnt nicht, welche moralischen Vorgänge in ihrem Leben sie leiten, welche entsetzliche Erfahrungen sie ganz im Stillen an sich von der Sünde und ihrer dämonischen Gewalt, von der Hülfsbedürftigkeit des Menschen, von göttlicher Vorsehung gemacht haben und wie nun diese verborgene biographische Empirie ihre öffentliche Kanzeltheologie gestaltet. Man ahnt nicht, welchen Kampf sie oft bestehen mit Dem, was sie lehren, bald, indem sie sich im Geheimen sagen müssen, in der That nicht zu wissen, ob, was sie verkünden, die ewige Wahrheit sei, und deshalb desto eifriger dem Glauben sich zuwenden; bald, indem sie den Widerspruch erkennen, worin ihr Handeln, ihr Empfinden noch mit der vom Glauben gefoderten Heiligkeit des Wandelns steht! Wie glüht ihnen oft der Pfahl im Fleische! Wie sind sie in verzehrende Schönseligkeit versunken! Es ist vorgeschlagen worden, für die protestantischen Theologen zwischen der Universität und dem Amte Seminarien eintreten zu lassen, wo sie durch technische Vorbereitung für den Kirchendienst eingeschult werden sollen. Preussen besitzt sogar ein solches in Wittenberg. Aber der protestantische Candidat hat nicht, wie der katholische, viel Aeusserlichkeiten zu lernen. Die Hauptsache bleibt einmal bei uns Protestanten die Predigt als die Urform der Darstellung des Christenthums."

20.

Nr. 257. 14. September 1842.

Preußen.

† Aus Preußen, 8. Sept. Hr. v. Savigny sprach bekanntlich unserer Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab. Unserer Zeit? Wol möglich, dass er ihn auch der Gegenwart abspricht; als jenes Wort aber fiel, da lebten wir in einer andern Zeit, nicht in „unserer Zeit." Wir krochen damals als behäbige Schmarotzerthierchen auf dem phlegmatischen Fettkörper der Reactions- oder Restaurationsperiode umher und mästeten uns ehrlich und stillvergnügt mit der quabblichen Nahrung der — Liebe. Liebe, Vertrauen, Ergebenheit, väterliche Fürsorge und kindliche Pietät, das sind recht schöne Sachen; man darf aber den gesetzkundigen Hrn. v. Savigny nicht tadeln, wenn er seine Ueberzeugung aussprach, das seine Zeit, die von der Liebe lebt, keine Gesetze machen kann. Unsere venerationssüchtige Liebesperiode hat jenen Satz bewährt. Verordnungen und Rescripte — die Ebenbilder dazu kommen in jeder Haushaltung täglich vor — haben wir in flutender Masse erhalten, Gesetze sind ausgeblieben bis auf den heutigen Tag; denn die Liebe liebt den Status quo, und dem Liebenden ist „Ruhe die erste Bürgerpflicht". An allen Gestalten dieser Periode liesse sich der Nachweis führen, wie sie unter dem schwebelnden Princip der Liebe elendiglich verkümmerten, und der Nachweis wird auch zum Erschrecken schlagend geführt werden. In Einer Sache liegen einstweilen die sprechendsten Daten vor in einer Schrift, die grade durch solche factische Zusammenstellung einen unschätzbaren Werth hat; es ist dies der Entwurf „zu einer zeitgemässen Verfassung der Juden in Preussen". Nicht die Rathschläge sind in diesem Buche hoch anzuschlagen, nicht der Gedanke der Judenemancipation, der, wie es meistentheils bei diesem Hülfsgeschrei der Fall ist, den

eigentlichen Nerv der Sache unberührt lässt, kann bedeutend genannt werden, sondern die geschichtliche Darlegung des Betragens, welches die Christen während der Liebesperiode gegen die Juden beobachteten, der unwiderlegliche Nachweis, dass Hr. v. Savigny zu „seiner Zeit" ganz Recht hat, Das ist es, was man diesem Schriftchen nicht genug danken kann. Ein herzbrechender Anblick in der Tat, wenn man sieht, wie die christliche Liebe alle Tage an ihre hohle Brust schlägt, um ein Judengesetz herauszuklopfen, und stöhnt und ächzt mit der Hoffnung auf die Zukunft und Alles dabei in Statu quo lässt. Die christliche Liebe kann dem Juden kein anderes Gut geben als die — Taufe; und die christliche Liebe verspricht ihm doch ein Vierteljahrhundert lang Tag für Tag ein — ja was? sie weiss es selbst nicht — ein, nun irgend ein sehr schönes Gesetz. Das ist das ewige Spiel zwischen dem Juden und dem Christen. Der Christ kann euch nur bekehren wollen, ihr Juden; in diesem Willen zeigt er euch seine Liebe. Was klagt ihr ihn nun der Ungerechtigkeit an, dass er euch sich nicht gleich stellen wolle? Will er das etwa nicht, will er euch nicht zu Christen machen und schickt euch seine Missionare? Ja, der Christ will eure Gleichstellung, ihr aber mögt sie nicht, ihr weiset seine Liebe von euch. Der Christ ist unschuldig und ihr seids auch. So lange ihr Beide seid, was ihr seid, wird es immer bei dieser — Unschuld bleiben.

21.

Nr. 259. 16. September 1842.

Preußen.

o Berlin, 13. Sept. Jetzt, bei dem herannahenden Zusammentritte der Ausschüsse, darf es nicht unterlassen werden, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die das Institut der Provinzialstände mit einer Klarheit und Schärfe auffasst, wie sie bis jetzt diesem Gegenstande nur

sporadisch zu Theil geworden ist. In der „Bedeutung der Provinzialstände in Preussen von L. Buhl, Berlin 1842" verbindet der Verfasser mit einer geschichtlichen Entwickelung des preussischen Ständewesens eine geistvolle Würdigung der wahrhaften Bedeutung desselben für die Gegenwart, und zeigt auf die schlagendste Weise, dass die Provinzialstände selbst bei ihrer Weiterförderung durch die Ausschüsse nichts weiter als eine Landesvertretung sind, von einer Volksvertretung aber auch nicht die leiseste Spur aufzuweisen haben. In jener werden ja nur die Leiber vertreten, die an der Scholle des Vaterlandes hängen, in der Volksvertretung müssten die Geister handeln, die auf der Basis des freien Willens stehen. Dem Princip der Provinzialstände zufolge, wonach nur die Schollen-Angehörigen, die Grundbesitzer, ihre Meinungen und Rathschläge vortragen dürfen, sind die Capacitäten ausgeschlossen, da es ganz zufällig bleibt, ob ein Grundbesitzer nebenbei auch eine Capacität ist. Und doch sind grade die Capacitäten die einzigen Staatsangehörigen, während die Andern nur dem Vater-„Lande" angehören; denn der Staat ist ein Geist, und ein Geist ist nur für Geister, d. h. für Capacitäten. Ein Mensch, der „nichts hat", kann ein grösserer Geist, ein wahrhafterer Staatsangehöriger sein als ein Standesherr, der eine grossmächtige Scholle des „Landes" inne hat. Die Provinzialstände sind an ihrem Platze, wenn das „Land" vertreten werden soll; ihr Dasein zeugt für den herrschenden Materialismus, über welchen der zartsinnige Adel und die ganze Reaction so sehr zu klagen weiss, während grade sie ihn aufs auffallendste repräsentiren. Wo aber der Staat, der unsichtbare, dem Geist allein verständliche Geist, kaum gewinnen soll, sich durch die Thaten freier Menschen darzustellen, da sind die Provinzialstände so bedeutungslos, als es der kölner Dom wäre, wenn er architektonisch den Geist unserer Gegenwart ausdrücken, oder der Adel, wenn er für mehr als ein Ueberbleibsel der Vergangenheit gelten sollte.

22.

Nr. 270 27. September 1842.

Preußen.

○ Berlin, 24. Sept. Sie haben eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die ein Correspondent Ihrer Zeitung (Nr. 262) beging. Er befürchtete, dass durch die neueste Caricatur, welche den Umsturz des Kreuzes vorstellt, auch andere harmlosere Caricaturen leiden möchten. Er fand sie schlecht, weil sie etwas Heiliges dem Spotte preisgebe, woran Millionen Herzen mit Inbrunst hingen. Das Gesetz verpönt solche Angriffe allerdings, die Vernunft aber kann das Verbot nicht rechtfertigen. Ist etwas in dem Sinne heilig, dass es vernünftig ist, so weiss es den Spott zu ertragen und — muss ihn tragen, denn erst daran, dass es die Widerwilligen, die seiner spotten, durch den Nachdruck seiner überzeugenden Wahrheit endlich gewinnt, bewährt es sich selbst. Das wäre mir ein sauberer Heiliger, der gegen die Spötter — die Polizei zu Hülfe riefe! Aber Ihr Correspondent will ja die Angriffe auf das Heilige der „Wissenschaft" überlassen wissen, damit nur „der Pöbel es nicht verlache." Ist denn Das, was man so das Heilige nennt, nur für die Elite der Gesellschaft vorhanden? Für wen war denn die Diana von Ephesus heilig? Demetrius klagt gegen Paulus, „dass der Tempel der grossen Diana für nichts geachtet und ihre Majestät untergehen werde, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt". Für ganz Asia und den Weltkreis ist sie „heilig", und Paulus hätte, um diese Heiligkeit als eine Nichtigkeit aufzudecken, die ganze Sache nur unter den Schriftgelehrten ausfechten sollen? Sodann findet es der Correspondent auch noch ganz natürlich, dass eine solche Caricatur des Hohns von allem Humor entblösst sei. Heisst Humor so viel als unschuldige Harmlosigkeit, so trifft der Vorwurf allerdings; aber der Humor der Weltgeschichte ist auch ein Humor der Entrüstung. — Der Professor Kähler an der königsberger Universität kam wegen

schwerer Krankheit um seine Entlassung ein. Man gewährte sie ihm indess nicht, sondern veranlasste ihn, seine Aemter zu behalten. Da auch seine Kräfte sich wieder fanden, so erklärte er, dass er seine Professur behalten wolle, aber von seinem Amte als Prediger entbunden zu sein wünsche. Auf diese Bitte erhielt er die Entlassung von seinen Aemtern als Prediger und als Professor. — Der Verein für fromme Candidaten gibt sich die eifrigste Mühe, seine Schützlinge an Gymnasien unterzubringen, findet aber bis jetzt noch bei den meisten Directoren einen hartnäckigen und ungläubigen Widerstand.

23.

No. 275. 2. October 1842.

Preußen.

* Berlin, 28. Sept. Allem Anschein nach wird es noch einige Zeit dauern, bis unsere Tagespresse sich aus ihrer Beiläufigkeit und Bedeutungslosigkeit erhebt. Noch haben wir hier keine einzige Zeitschrift, welche sich ernstlich bemühte, ein treuer Spiegel der öffentlichen Meinung zu sein. Berlin scheint ein schlechter Boden für Tagesblätter. In neuerer Zeit ist wieder ein Beweis dafür geliefert worden. Bekanntlich mußte die Zeitschrift Athenäum mit Ende vorigen Jahres zu erscheinen aufhören; ihr Schatten wollte jedoch nicht aus Berlin weichen. Jetzt hat auch er den Geist aufgegeben. Der frühere Verleger der Zeitschrift hatte die Erlaubniß erwirkt, das Blatt fortzusetzen, sobald er einen in jeder Hinsicht qualificirten Redacteur in Vorschlag brächte. Dr. Meyen, welcher das Athenäum die ganze Zeit hindurch factisch redigirt hatte und vor mehreren Jahren Redacteur der Literarischen Zeitung gewesen war, wurde von der Behörde aus uns unbekannten Gründen nicht genehmigt. Alsdann kam der Verleger von neuem ein, da Dr. Nauwerk, Privatdocent bei hiesiger Universität, die Redaction übernehmen wollte. Letzterer gab von den Grundsätzen des künftigen Zeitblattes eine Darstellung,

welche dem Gesuche des Verlegers vom 19. März beigefügt wurde. Fünf Monate nachher erhielt dieser ein Rescript des Oberpräsidiums der Provinz, des Inhalts, daß ihm, nach Entscheidung der drei dem Censurwesen vorgesetzten Ministerien, die Bewilligung zur Fortsetzung des Athenäums nicht ertheilt werden könne, weil ihm als „Herausgeber" die wissenschaftliche Befähigung abgehe, welcher Mangel durch Annahme eines qualificirten Redacteurs nicht ergänzt werden könne. Allerdings hatte der Verleger sich in seiner letzten Eingabe als Herausgeber bezeichnet; dieser Ausdruck konnte jedoch nicht misdeutet, sondern bei dem vorliegenden Gesuche um Genehmigung des neuen Redacteurs, blos als „materieller und technischer Unternehmer" verstanden werden. Der Verleger, statt dieses Misverständnis einfach zu berichtigen, hat sich bebewogen gefunden, auf die Fortführung des Athenäums gänzlich zu verzichten. Vielleicht war er durch die neunmonatliche Dauer seiner Bemühungen „ermüdet." — Wunderliche Dinge kommen zu Tage. Ein Büchlein von sechs Seiten, betitelt: „Aus den Papieren eines berliner Bürgers, Nr. 1 die Judenfrage." Der Schreiber scheint ein alte ehrliche Haut zu sein, die grade heraussagt, was sie meint, Schläge nach allen Seiten austheilt, poltert und schilt, und der Hauptsache nach den Nagel auf den Kopf trifft. Nachdem er die Juden tüchtig heruntergerissen und ausgepufft hat, meint ers wieder herzlich gut mit ihnen und will sie mit uns verbrüdern und — verschwägern: „Am sichersten würden die Juden bei uns ein wahrhaftes Vaterland und wir an ihnen wahrhafte Mitbürger gewinnen, wenn ihnen die Ehe mit den Christen gestattet würde." Der Mann spricht der Wahrheit aus dem Herzen. — Daß die theologischen Vota in Sachen Bruno Bauer's auf Befehl des Ministeriums veröffentlicht werden sollen, ist längst gemeldet worden. Jetzt steht es fest, daß diese Veröffentlichung der Facultät in Bonn übertragen worden ist.

24.

No. 282, 283 und 284. 9., 10. und 11. October 1842.
Beilagen.

Dr. Jacoby's weitere Vertheidigung.

* Nachdem wir in Nr. 209fg. den hauptsächlichsten Inhalt sowol der ersten Vertheidigungsschrift des Dr. Jacoby in Königsberg als des trotz ihr condemnirenden Erkenntnisses des Criminalsenats gegeben haben, dürfen wir nicht unterlassen, die weiteren Stadien dieses verhängnißvollen Processes dem aufs innigste betheiligten deutschen Leser mitzutheilen, und namentlich jetzt ihm eine Einsicht in die „weitere Vertheidigung" zu gewähren, welche Dr. Jacoby „wider die gegen ihn erhobene Anklage der Majestätsbeleidigung und des frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze" durch den Druck zu einem der Geschichte angehörigen Wort erhoben hat. Wären wir im Besitz einer amerikanischen Mammuthzeitung, die in einer einzigen Nummer einen ganzen dreibändigen Roman umfaßt, so könnten wir ihre Spalten nicht heilsamer verwenden, als wenn wir die ganzen 80 Seiten dieser „weitern Vertheidigung" in ihren Raum aufnähmen: denn wir sind der politischen Belehrung sehr bedürftig und könnten sie aus keinen andern Händen besser empfangen als aus denen des „Inculpaten, der die Fähigkeit, sich klar und präcis auszudrücken, in einem nicht gewöhnlichen Grade sich zu eigen gemacht hat". Dies mußte selbst der Richter, der sich hierin wie auch sonst mehrfach die Eigenschaft des „literarischen Kritikers" zulegte, anerkennen, und daß der Leser nicht, wie in dem Erkenntnisse geschehen ist, aus dieser Tugend des Schriftstellers einen „Grund zur Strafverschärfung" herleiten werde, dafür bürgt uns des Lesers Gesinnung. „Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! Es wäre ihm nützer, daß man einen Mühlstein an seinen Hals

hängete, und würfe ihn ins Meer, denn daß er dieser Kleinen Einen ärgere.“ Kam das Aergerniß durch Christus oder die stabilen Juden, kam es durch Luther oder den Papst, durch die Revolutionsmänner oder den absoluten König Ludwig XVI., durch die Chartisten oder die Aristokraten, durch —? Doch wozu weiter fragen? Wer diese „politische Frage“ zu beantworten versteht, der weiß selbst weiter zu fragen. Einen Mühlstein wird sich darum doch keiner vor der Zeit an den Hals hängen lassen. Was den seit anderthalb Jahren schwebenden Proceß des Dr. Jacoby betrifft, so lernen wir an ihm, wie der einzelne Mensch ein allgemeiner ist. Wer kennt den Doctor im fernen Osten, diese Ziffer unter Millionen? Und doch bekümmert ihr euch um dieses unscheinbare Wesen, fragt nach seinem Schicksale, nach seinem Thun und Denken. Es ist nicht der Doctor, der so und so viele Menschen gesund gemacht und andere an das Grab geleitet hat; es ist der „Mensch“, der eine — Idee in sich „persönlich“ werden ließ und nun die zeitlichen Leiden der Idee an seinem Leibe zu tragen hat: es ist der „Mensch“, der ihr auch seid oder werden wollt. Und wer fragt nach dem Richter des Criminalsenats, wenn er nicht einen Proceß dort hat? Ihr aber fragt nach ihm; denn ihr seht mehr in ihm, als er vielleicht selbst. Nun merkt wohl und bedenkt es weiter: dieses „Mehr sehen als das Einzelne“, das ist der Anfang eines „politischen Bewußtseins“. Wenden wir uns indessen zu dem Processe. Die erste Rechtfertigung des Dr. Jacoby hatte zur Folge, daß der Criminalsenat des königl. Kammergerichts ihn „wegen Majestätsbeleidigung, sowie wegen frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze zu zwei und einem halben Jahre Festungsarrest und zum Verluste der preußischen Nationalcocarde“ verurtheilte. Appellirend richtet daher Jacoby die vorliegende „Weitere Vertheidigung“ an seine Richter zweiter Instanz, und leitet sie ein mit den Worten: „Ich werde in Folgendem die Ungerechtigkeit

dieses Urtheils darzuthun versuchen.“ Da er in dem Erkenntnisse vom Hochverrathe freigesprochen wurde, so hätte er von diesem Punkte der Anklage jetzt schweigen können. Allein die Freisprechung gab den Unwillen des Freisprechenden dadurch kund, daß sie durch die Art ihrer „Abfassung“ den Charakter des Angeklagten wenigstens „verdächtigte“. Daher weist Jacoby nochmals auch diese Anklage zurück und verbreitet sich dann weitläufiger über den zweiten Punkt des frechen, unehrerbietigen Tadels, um schließlich die Beschuldigung der Majestätsbeleidigung für eine Ungerechtigkeit zu erklären. Wir theilen nun aus diesen drei Abschnitten Folgendes mit. In dem Capitel vom Hochverrathe heißt es unter Anderm in dem Erkenntnisse: „Daß Inculpat die Stände wirklich nur habe auffodern wollen, Dasjenige, was sie bereits gethan, noch einmal zu wiederholen, dabei jedoch zu erwähnen, daß Gesetze nur in der durch das Allgemeine Landrecht geordneten Form aufgehoben werden können, und daß daher das Edict vom 22. Mai 1815, weil es in solcher Weise nicht widerrufen sei, auch gegenwärtig noch als Gesetz bestehe, erscheint kaum glaublich. Unwillkürlich wird man zu der Vermuthung hingeleitet, daß der Angeschuldigte mehr habe andeuten wollen, als die Worte in ihrem trockenen Verstand ausdrücken; der nothwendige Gedankengang des Inculpaten kann mit einer solchen nichtssagenden Idee nicht abgeschlossen haben, und auch die Gedanken des Lesers können darin ihre Grenze nicht finden. Es dringt sich vielmehr nothwendig die Frage auf: Was aber will der Angeschuldigte, daß geschehe, wenn der Antrag der Stände abermals abgelehnt wird?“ Jacoby erwidert: „Auf diese Frage lautet die einfache Antwort: Der Angeschuldigte wünscht, daß, wenn der Antrag abermals abgelehnt wird, die Stände immer aufs neue darauf zurückkommen mögen; er wünscht den preussischen Ständen die edle Beharrlichkeit Wilberforce's, der seinen Antrag auf Sklavenemancipation

19 Mal im englischen Parlamente wiederholte und — so gering auch anfangs die Aussicht auf Erfolg war — zuletzt doch den herrlichsten Sieg davontrug. Dieses Beispiel lehrt schon, daß meine Worte, in ihrem «trockenen Verstande» genommen, keineswegs eine so «nichtssagende Idee» ausdrücken, wie der Richter zu glauben scheint. Die «Gedanken des Lesers» können, die des Strafrichters müssen sogar in dieser Idee ihre «Grenzen finden». Es forscht der erkennende Richter in meinem Gedankengange nach einer andern Bedeutung jener Worte. Er bedient sich hierzu der am Schlusse der Schrift gebrauchten biblischen Redewendung, welche er (seiner eignen Bezeichnung nach) «im Geist einer verbrecherischen Tendenz» auszulegen versucht. Statt also aus den Worten des Schriftstellers auf dessen Tendenz zu schließen, wird hier aus einer vorausgesetzten Tendenz auf den Sinn der Worte geschlossen. Ostpreußen, so lautet die Auslegung, habe zuerst gesagt, was dem Lande Noth thut, und nicht werden die übrigen Provinzen nachstehn. In dem Streben nach wahrer Volksvertretung vereint, werden sie alle einmüthig zusammenhalten; denn, wenn so die ganze Nation dem Herrscher gegenübersteht, dann wird sich die Verheißung erfüllen: «daß es Preußens Bestimmung sei, die Früchte der französischen Revolution auf friedlichem Wege sich anzueignen.» Ein solcher Gedanke habe unverkennbar in der Seele des Inculpaten gelegen. Aus der hier angeführten Aeußerung über Preußens Bestimmung — beläufig ein von Hardenberg herrührender Ausspruch — folgert der Richter, daß mir (mithin auch Hardenberg) «die Illusion einer friedlichen Revolution» vorgeschwebt habe, und fährt dann also fort: «Der Gedanke einer friedlichen Revolution schließt aber nothwendig die Idee von einem zwiefachen Ausgange in sich. Entweder der Regent gibt nach oder er fügt sich nicht dem gemeinsamen Willen, und die Nation verläßt ihn alsdann und verändert ohne seine Zustimmung die Verfassung. Einen

solchen Zustand provociren, dessen Ausgang etc.» Mag man auch den Ausdruck: friedliche Revolution (eigentlich eine contradictio in adjecto) gelten lassen: unmöglich kann doch der Fall, «wenn eine Nation ihren Regenten verläßt», unter den Begriff einer friedlichen Umgestaltung der Dinge subsumirt werden. Einen Zustand provociren, der des Volkes Abtrünnigkeit herbeiführen könnte, wäre allerdings geeignet, «Verdacht zu erwecken»; wodurch aber hat der erkennende Richter seine Behauptung, «daß ich meine eignen Ideen mit dergleichen Eventualitäten beschäftigte», auch nur wahrscheinlich gemacht? Aus der hier beleuchteten, eben so willkürlichen als unlogischen Deduction folgt dies sicherlich nicht, eben so wenig aus der herbeigezogenen Exegese der Bibelstelle, die in dem Erkenntnisse selbst als eine «künstliche» bezeichnet wird. Was berechtigte also den Richter zu dem Ausspruche: «Wie verwerflich auch die Gesinnung des Inculpaten in politischer Hinsicht sein mag, so ist doch sein Frevel jedenfalls im Bereiche der Gedanken geblieben?» Worin besteht das Verwerfliche meiner politischen Gesinnung, worin der Gedankenfrevel? Ich habe (kein Unbefangener wird mehr in meiner Schrift finden) nur die patriotische Besorgniß geäußert, daß einseitige Ausbildung der Provinzialverfassung ohne Reichsstände eine Gefahr für die Zukunft sein dürfte. Was bestimmt den Richter, mir statt dessen die Idee einer unpatriotischen Drohung unterzulegen? Ich habe auf Grund dieser Besorgniß den Wunsch geäußert, daß Preußens Provinzialstände ihren Antrag auf Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815 wiederholten, und die Stände der übrigen Landestheile ihrem Beispiele folgten. Eine solche Uebereinstimmung, der sicherste Beweis eines allgemeinen und tiefgefühlten Bedürfnisses, würde dem Fürsten die freudige Ueberzeugung gewähren, daß seine treuen Unterthanen zu Männern herangereift seien, die auch in den mächtigern Landesangelegenheiten ihm rathend zur Seite zu stehen

verdienten. Größere Betheiligung des Volkes an dem Staatsleben, innigere organische Einigung der verschiedenen Provinzen, sittliche Kräftigung Preußens und des gesammten deutschen Vaterlandes wären die unausbleiblichen, nicht genug zu preisenden Folgen dieser königlichen Ueberzeugung gewesen. Wie hier, so habe ich in der incriminirten Schrift unverhohlen meine politische Ansicht ausgesprochen. Wird deshalb meine Gesinnung für eine «verwerfliche» erklärt, so theile ich dieses Geschick mit den tüchtigsten Männern unserer Zeit; habe ich, also urtheilend, einen «Gedankenfrevel» begangen, so haben die treuesten Diener des Staats, Stein und Hardenberg, gleichfalls gefrevelt. «Cogitationis poenam nemo patitur!» Nur allein auf Grund dieses Rechtssatzes spricht mich das Erkenntniß vom Hochverrathe frei. Derselbe Rechtssatz hätte mich aber auch vor jeder Gedanken-Inquisition schützen sollen, während er nun — nach dem Versuche mich möglichst zu verdächtigen — nur als warnendes Zeichen einer ironischen Großmuth dasteht. Der freisprechende Richter hat sich nicht auf den Nachweis beschränkt, daß in meiner Schrift keine Auffoderung zu einer die Verfassung umstürzenden Thathandlung enthalten sei; er versucht zugleich darzuthun, daß es nicht etwa meine loyale Gesinnung gewesen, die mich von dem Verbrechen abgehalten, sondern nur die kluge Erwägung der Unausführbarkeit derselben. «Eine Auffoderung — so lauten seine Worte — eine Auffoderung an das gesammte preußische Volk, von der Regierung abzufallen, ist ein so widersinniges Unternehmen, daß man dasselbe nicht für dargethan erachten kann, wenn es nicht klar und unzweideutig ausgesprochen ist. Wer ernstlich etwas beabsichtigt und nicht geisteszerrüttet ist, wird zu seinem Zweck nicht ein Mittel wählen, welches nach den gegebenen Umständen unmöglich das beabsichtigte Ziel treffen kann.» Während sonst Geisteszerrüttung unzurechnungsfähig macht, werde ich freigesprochen, weil ich

nicht geisteszerrüttet bin. Nur weil ich die hochverrätherischen Ideen, die «unverkennbar in meiner Seele ruhten», nicht «klar und unzweideutig» ausgesprochen habe, findet das Erkenntniß «den gegen mich hinsichtlich des Hochverraths entstandenen Verdacht nicht haltbar genug, um auch nur die absolutio ab instantia darauf zu gründen;» nur weil keine andere incrimirende Handlung mit der «aus dem Libell sich ergebenden Tendenz» combinirt ist und auch einige «loyale Aeußerungen» in der Schrift vorkommen, wird mir, «wenngleich die Entscheidung zwischen der völligen und der vorläufigen Freisprechung nicht unzweifelhaft ist», die absolutio plenaria ertheilt. Die Verdächtigung, welche in dieser ganzen richterlichen Ausführung liegt, muß ich auf das entschiedenste zurückweisen. Wer der Reinheit seiner Absichten sich bewußt ist, kann es sich nicht gefallen lassen, daß man ihn von der Strafe freispricht und doch zugleich seine Gesinnung als so frevelhaft und verwerflich darstellt, daß sie (wie das Erkenntniß sich ausdrückt) «zu Polizeimaßregeln Anlaß geben könnte.»"

„Das zweite Kapitel muß sich mit den einzelnen Beschuldigungen beschäftigen, und hat namentlich darzuthun, daß die vom erkennenden Richter schuldgegebenen «Unrichtigkeiten» in Wahrheit gar nicht vorhanden sind, mit Ausnahme zweier Kleinigkeiten. Zu diesem Zwecke mußten die einzelnen Gegenstände besonders beleuchtet werden, als: Censur, Communalverfassung, Provinzialstände, Rechtspflege, Administration. Einiges daraus muß hier genügen: S. 8 der inculpirten Schrift heißt es: «Und welchen Antheil an der Regierung hat dieses an Sitte und Intelligenz so hochstehende Volk? Erröthend müssen wir gestehen: kaum den allergeringsten.» Das angefochtene Urtheil macht mir den Vorwurf, daß ich durch diese Worte die Stimmung des Lesers zu meinen Zwecken vorbereite, indem ich gleichsam dasjenige Gefühl in Anspruch nehme,

welches in einem Mündiggewordenen durch zu große Beschränkung hervorgerufen zu werden pflegt. «Erröthen» ist der Ausdruck des Schamgefühls. Der Affect aber, welcher in einem Mündigen durch zu große Beschränkung erweckt wird, ist wol eher Entrüstung als Scham. Aus dem Zusammenhange wie aus der vorangehenden Frage ergibt sich deutlich der Sinn meiner Worte: das preußische Volk, so hervorragend in sittlicher und intellectueller Hinsicht, ist an politischer Bildung (erröthend müssen wir es gestehen) weit hinter den andern Nationen zurückgeblieben. Der Grund dieser Thatsache liegt theils in äußern Umständen, theils im Volke selbst. Wahr ist es, daß unsere Institutionen bisher der bürgerlichen Selbstthätigkeit nur einen geringen Spielraum verstatteten, nicht minder wahr aber, daß das Volk (ich spreche von der Zeit, da meine Schrift entstand) nur wenig Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten gezeigt hat. Hätten die Bürger nicht den Staat als etwas außer ihrem Bereiche Liegendes angesehen, hätten sie durch Wort und That einen lebendigern Gemeinsinn bekundet, so würde eine weise Regierung ihnen sicherlich einen größern Antheil am Staatsleben eingeräumt haben. Nur über diese in ihm selbst liegenden Ursachen kann das preußische Volk Scham empfinden, nur über diese hat es Grund zu «erröthen». Eine solche «Stimmung» bei dem Leser hervorzurufen, dürfte dem Publicisten wol eher zum Lob als zum Tadel gereichen. In Bezug auf die Censur: «In solcher Weise, so sagt das Erkenntniß, darf der Unterthan über die Gesetze und Anordnungen im Staate sich nicht auslassen; die Behauptungen, daß jede das öffentliche Interesse nur entfernt berührende Andeutung, um veröffentlicht zu werden, sich außerhalb der preußischen Grenzen flüchten müsse, daß die Censur, wie sie in Preußen gehandhabt werde, eine anmaßende Bevormundung, eine wahrhafte Unterdrückung der öffentlichen Meinung involvire, enthalten der Sache und

den Worten nach frechen Tadel und verletzen die dem Staate schuldige Ehrerbietung. Die Aufstellung aber, daß dadurch eine höchst bedenkliche, dem Volke wie dem Könige gleich gefährliche Eigenmacht der Beamten gefördert werde, beweist deutlich die Tendenz, Misvergnügen und Unzufriedenheit mit den also geschilderten Institutionen zu veranlassen.» Der Richter hat sich hier eine kleine Veränderung meiner Worte erlaubt. Ich habe nicht gesagt: durch die Art unserer Censur werde eine bedenkliche Eigenmacht der Beamten «gefördert» (dies würde auf ein Vorhandensein solcher Eigenmacht hindeuten), sondern nur: «sie führe endlich zu einer bedenklichen Eigenmacht» etc. Für die Unverfänglichkeit dieses Ausdrucks spricht schon sein Ursprung: es ist derselbe einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's III. (vom 20. Febr. 1804) entlehnt, in welcher es heißt: «Die Publicität ist für die Regierung und für die Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der Beamten, die ohne sie eine bedenkliche Eigenmacht erhalten würden.» Die «Tendenz, Misvergnügen und Unzufriedenheit mit der oft geschilderten Censur zu veranlassen», ist an sich noch nicht straffällig. Weder der §. 151 des Strafrechts noch die Declaration vom 18. Oct. 1819 spricht von «Unzufriedenheit mit den getadelten Institutionen», sondern (wie überdies schon die Rubrik: «Verbrechen gegen die innere Ruhe und Sicherheit des Staats» es heischte) lediglich von der «Unzufriedenheit der Bürger gegen die Regierung». Diese nicht unwichtige Verwechselung wird um so auffälliger, da das angefochtene Erkenntniß auch bei den Citaten des §. 151 die Worte: «der Bürger gegen die Regierung» weggelassen hat. Keine Folge ist unrichtiger als die: wer eine Anstalt (hier die Censur) tadelt, der beleidige den Urheber derselben (die Regierung). Unzufriedenheit mit der getadelten Sache will jeder Tadelnde erregen; wenn daher der allegirte Paragraph die Erregung solcher Unzufriedenheit

strafen sollte, müßte jeder — auch der anständigste — Tadel strafbar sein. In den Protokollen, deren Anführung hier um so nothwendiger ist, je weniger sie von dem Richter beachtet worden, habe ich mich über die incriminirten Aeußerungen also ausgelassen: «Es wird wol nicht geleugnet werden, daß alle und jede Censur eine ‚Bevormundung' ist; eben so wenig läßt sich überhaupt der Begriff der ‚Anmaßung' von dem der Censur trennen, da doch so häufig der censirte Schriftsteller in jeder Hinsicht bedeutend höher steht als sein Censor. Wollte ich die Klagen unserer vorzüglichsten Geister über Censurzwang zusammenstellen, so würde ich nicht so bald ein Ende finden. Kant's beste Schriften wären ungedruckt geblieben, hätte er sie nicht im Auslande drucken lassen. Herder beschwert sich bitter darüber, daß die Rücksicht auf die Regierung ihm in seinen geschichtlichen Arbeiten ein stetes Hemmniß sei etc. Die Censur wird mehr oder minder zu einer ‚anmaßenden Bevormundung', zu einer ‚Unterdrückung der öffentlichen Meinung' (insoweit sich diese durch die Presse kund gibt), je nachdem dieselbe mit größerer oder geringerer Strenge gehandhabt wird; daß sie aber in Preußen beiweitem strenger als in den andern an Bildung uns keineswegs nachstehenden Ländern ausgeübt wird, ist allgemein anerkannt. Es ist das eine Thatsache, für welche Niemand Beweise zu geben braucht, außer mir, der ich wegen des Aussprechens dieser Thatsache zu einem Criminalprocesse verurtheilt bin.» Die von mir vorgebrachten Belege meiner Behauptung — mehre Censurexemplare der Königsberger Zeitung, in denen ganz unverfängliche inländische Artikel gestrichen; die durch ein hohes Ministerialrecsript verbotene Besprechung der hannoverschen Angelegenheiten; Bescheide der höhern Censurbehörde, welche erst drei bis sechs Monate nach der Beschwerde erfolgten etc. — die Richtigkeit aller dieser Beläge wird nicht in Abrede gestellt, sondern nur dabei bemerkt, «daß einzelne Beispiele für den

Werth oder Unwerth enier Staatseinrichtung überhaupt nichts beweisen». Handelte es sich darum, die Zahl dieser Beweise zu vermehren, so würde es nicht schwer halten, aus jedem preußischen Orte, wo nur eine Presse existirt, Beiträge die Hülle und Fülle zu erlangen. Es bedarf derer aber nicht, da ja die auch dem Richter bekannte Censurinstruction vom 24. Dec. v. J. das officielle Geständniß enthält, daß durch die ängstliche und engherzige Ausübung der Censur unsere Presse «unstatthaften, nicht in des Königs Absicht liegenden Beschränkungen» unterworfen gewesen sei. Allein die Richtigkeit der Sache zugegeben, soll doch die «Form» meiner Schilderung den Vorwurf der Frechheit und Unehrerbietigkeit fortbestehen lassen. «Ich urtheile — so sagt das Erkenntniß — nicht in ruhig erörternder Weise, sondern tadle in solchen Ausdrücken, welche, wenn sie gegen Personen gerichtet gewesen wären, unzweifelhaft als Injurien anzusehen sein würden; ich verletze dadurch die Ehrerbietung, welche ich den Gesetzen und Anordnungen im Staate schuldig sei.» Der juridische Beweis des Gesagten sollte dem Richter schwer fallen, doch darum scheint es überall nicht zu thun; ihm genügt die Berufung auf das Gefühl. Nun so möge er denn sein Gefühl fragen, ob nachstehende, unter preußischer Censur gedruckte Aeußerungen den Charakter größerer Mäßigung an sich tragen.“ Jacoby citirt nun schlagende Beispiele aus andern, seitdem unter preußischer Censur erschienenen Schriften. Alles, was Jacoby in seiner Schrift zur Vergleichung zwischen der ältern und der revidirten Städteordnung aufstellt, ist aufs unumwundenste bereits ausgesprochen in dem durch ein Rescript des Hrn. v. Rochow angelegentlichst empfohlenen Werke von v. Rönne über die Städteordnungen, z. B.: „Bei Entwerfung der revidirten Städteordnung ging man von dem Hauptgesichtspunkt aus, daß das Oberaufsichtsrecht des Staats eine größere Ausdehnung erhalte, daß das Bürgerrecht an Bedingungen,

welche den Unbemittelten davon ausschließen, geknüpft und die Wahlfähigkeit beschränkt werde, um die ärmere, ungebildete Klasse der Bürger in der Regel aus dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung zu entfernen". Nur ein Beispiel, wie der Richter, der „sich auf das ihm fernliegende Gebiet eines literarischen Kritikers begeben hat" (denn einen großen Theil des Erkenntnisses nehmen die Versuche ein, dem Dr. Jacoby Unrichtigkeiten nachzuweisen), abgefertigt wird. „Es wird mir zuerst, sagt Jacoby in dem Abschnitt: Communalverfassung, der Vorwurf gemacht, daß ich in Betreff der Erwerbung des Bürgerrechts und der Wählbarkeit zum Stadtverordneten «verschwiegen» habe, daß nach der revidirten Städteordnung auch Solche, welche das vorgeschriebene Einkommen nicht besitzen, sich aber eines «ausgezeichneten Vertrauens» würdig beweisen, durch übereinstimmenden Beschluß des Magistrats und der Stadtverordneten zum Bürgerrechte gelangen, sowie unter die Wählbaren aufgenommen werden können. «Verschwiegen» habe ich nichts, nur weggelassen, was ich bei Abfassung meiner Schrift für unwesentlich hielt und auch jetzt noch dafür halte. Nur von der Berechtigung zum Bürgerwerden und zur Wählbarkeit ist hier die Rede, nur in Bezug auf diese Berechtigung werden die beiden Städteordnungen verglichen. Berechtigt ist aber zum Erwerbe des Bürgerrechts nach der revidirten Städteordnung nur Der, welcher ein Grundeigenthum von 300—2000 Thlr. oder aus einem stehenden Gewerbe eine reine Einnahme von 200—600 Thlr. oder aus andern Quellen ein Einkommen von wenigstens 400—1200 Thlr. hat; wahlberechtigt ist nach der revidirten Städteordnung nur derjenige Bürger, der eine Grundeigenthum von 1000—12,000 Thlr. besitzt oder ein jährliches Einkommen von 200—1200 Thlr. nachweisen kann. Nach der älteren Städteordnung dagegen ist jeder unbescholtene Einwohner der Stadt «ohne Rücksicht auf seine persönlichen Ver-

hältnisse» zur Gewinnung des Bürgerrechts berechtigt, und jeder stimmfähige Bürger (d. h. Jeder, der ein Grundstück ohne Rücksicht auf den Werth desselben oder ein Einkommen von 150—200 Thlr. hat) zum Stadtverordneten wählbar. Daß in einzelnen Fällen die revidirte Städteordnung zu Gunsten minder vermögender Einwohner eine Ausnahme gestattet, ist unwesentlich, denn, abgesehen von der Seltenheit solcher Beispiele, sind diese Mindervermögenden nicht etwa zum Bürgerrecht und zur Wählbarkeit berechtigt, sondern in dieser Beziehung ganz von dem übereinstimmenden Beschlusse des Magistrats und der Stadtverordneten abhängig. An einer andern Stelle sagt das Erkenntniß: «Wem es nur darum zu thun ist, seinem Vaterlande zu nützen, der wird nicht nachzuweisen bemüht sein, daß früher eine dem Volk ersprießlichere Richtung verfolgt sei, welche man jetzt immer mehr und mehr verlasse und mit einer dem Gemeinwohle schädlichen Tendenz vertausche. Eine solche Vergleichung der frühern, vorgeblich bessern Zustandes mit dem gegenwärtigen ist durchaus unnöthig, um die vermeintlichen Mängel der bestehenden Verfassung aufzudecken; sie kann daher keinen andern Zweck haben, als die Ansicht hervorzurufen, daß es jetzt nicht mehr so gut um das Wohl der Nation stehe wie früher, und solchergestalt Misvergnügen und Unzufriedenheit zu erregen.» Jacoby bemerkt hierzu: „Ich habe hier die Worte des Erkenntnisses getreulich wiedergegeben; den logischen Zusammenhang derselben vermag ich aber nicht einzusehen. Sollte nur Der seinem Vaterlande nützen, der das Bestehende gut heißt? Sollte eine Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart so durchaus unnöthig sein, um bestehende Mängel aufzudecken? Und wenn unnöthig — kann eine solche Vergleichung keinen andern Zweck haben, als einen staatsverbrecherischen? Mit denselben Gründen, wie das Erkenntniß sie vorzubringen kein Bedenken trägt, könnte man jeden laudator temporis acti,

hätte man Schiller wegen seines Liedes: «Freunde! es gab bess're Zeiten!» zu der im §. 151 vorgeschriebenen Strafe verdammen können. Ich habe es überall kein Hehl gehabt, daß ich das seit 1819 in Preußen herrschende Verwaltungssystem für minder liberal halte als die Regierung der vorangehenden Jahre, und habe in meiner Schrift, wie in deren Rechtfertigung die Wahrheit dieser Ansicht durch nicht wegzuläugnende Thatsachen erhärtet. Liegt in dem Aussprechen dieser allgemein verbreiteten Ansicht eine strafwürdige Frechheit? Kann dieses Aussprechen keinen andern Zweck haben als den verbrecherischen, Misvergnügen und Unzufriedenheit zu erregen? Liegt es nicht viel näher, das Gute der Vergangenheit in der Absicht zu schildern, daß auch die Gegenwart es sich aneigne? Und heißt dies etwa nicht seinem Vaterlande nützen? Wahrlich! wem dergleichen Dinge erst bewiesen werden müssen, dem können sie nicht bewiesen werden."

In Bezug auf Provinzialstände enthält das Erkenntniß den Vorwurf: „Ein offenbar frecher und unehrerbietiger Tadel ist es, wenn Inculpat das Institut der gegenwärtigen Provinzialstände in Bezug auf die allgemeine Wohlfahrt ein völlig nichtiges nennt, denn die Wohlfahrt der einzelnen Provinzen und die allgemeine Wohlfahrt des Landes bedingen sich einander gegenseitig, und Inculpat kann daher zu seiner Entschuldigung nicht geltend machen, daß er den Ausdruck: allgemeine Wohlfahrt, im Gegensatze zu dem Sonderinteresse der einzelnen Provinzen gebraucht habe." Jacoby erwidert hierauf: „Recht und Gesetz sind die Losungsworte des Richters; politische Ansichten sollte er weder vertreten noch verdammen. «Die Wohlfahrt der einzelnen Provinzen und die allgemeine Wohlfahrt des Landes bedingen sich einander gegenseitig!» behauptet der Richter. Mit Unrecht! Die Wohlfahrt der einzelnen Provinzen kann sehr groß — und dennoch die allgemeine Wohlfahrt des Landes sehr gefährdet sein, wenn das geistige,

die einzelnen Landestheile verknüpfende Band fehlt. Wie bei einem Actienvereine nicht der Reichthum der einzelnen Mitglieder, sondern nur der Grad ihrer Betheiligung an dem gemeinsamen Unternehmen Sicherheit gewährt, so ist es auch nicht die Wohlfahrt der einzelnen Provinzen, sondern nur der innige Zusammenhang unter einander, durch welchen die Wohlfahrt des Landes bedingt wird. «Nur durch Volksrepräsentation kann ein Geist, ein Nationalinteresse an die Stelle ihrer Natur nach immer einseitiger Provinzialansichten treten»; so spricht Hardenberg in der von mir angeführten Rede. Schon um dieses Gewährsmannes willen hätte der Richter nicht meine Behauptung misbilligen, geschweige denn mich des «frechen, unehrerbietigen Tadels» bezüchtigen sollen. Nicht in jeder Beziehung habe ich das Institut der Provinzialstände «nichtig» genannt, sondern nur «in Bezug auf die allgemeine Wohlfahrt», d. h. in Bezug auf allgemeine Landesangelegenheiten, über welche zu berathen ihnen gesetzlich verwehrt ist.“ In dem Abschnitte: Rechtspflege, folgende Stelle: „Zu dem Satze: das Gerichtsverfahren ist in Preußen von Anfang bis zu Ende ein heimliches und einzig und allein in Händen besoldeter, vom Cabinet eingesetzter Beamten“, macht das angefochtene Erkenntniß folgende Bemerkung: «Schon diese Ausdrucksweise, insbesondere das unpassende Epitheton ‚heimlich‘ für geheim oder nicht öffentlich, beweist die Tendenz der Herabwürdigung; und durch die Worte: ‚besoldeter, vom Cabinet eingesetzter Beamten‘ will Inculpat augenscheinlich auf Cabinetsjustiz hinweisen». «Geheim» und «heimlich» sind ziemlich gleichbedeutend. Bei unserer Justiz, die mit der Vollstreckung des Urtels nichts zu schaffen hat, kann das Epitheton durchaus keinen Nebenbegriff haben; es deutet nur Das an, was eine oft eingeschärfte Amtsverschwiegenheit, die selbst das Bekanntwerden der Acten abgethaner Sachen verbietet, deutlich ausspricht. Dem Sprachgebrauche nach bilden «Ge-

heimniss» und «geheim» den Gegensatz zu «Offenheit» und «offen»; Heimlichkeit und heimlich den Gegensatz zu Oeffentlichkeit und öffentlich. Wir sprechen von der Heimlichkeit der Justizpflege im Gegensatze zur Oeffentlichkeit, nicht aber von dem Geheimniss der Justizpflege; und ebenso dürfte es auch passender sein, von einem «heimlichen» Gerichtsverfahren zu sprechen, als von einem geheimen. Will der Richter mir etwas dafür anhaben, so appellire ich an Eberhard's Synonymik. Nicht minder gehaltlos ist der zweite Vorwurf. «Cabinetjustiz» (der Richter verzeihe, wenn ich als Laie mich irre) hielt ich bisher für eine solche Justiz, die ohne Beobachtung der gesetzlichen Formen durch bloße Befehle des Königs (Cabinetsbefehle) geübt wird. Davon ist aber «augenscheinlich» an der incriminirten Stelle nicht die Rede; es bedarf nur einer geringen Ueberlegung, um zu erkennen, daß daselbst von unserm gewöhnlichen Gerichtsverfahren im Gegensatze — nicht zur Cabinetsjustiz, sondern — zu dem echt deutschen Brauch der Geschworenengerichte gesprochen wird. Bei letztern fällen nämlich unbesoldete, selbständige Bürger das Urtel, während bei uns dies durch «besoldete, vom Cabinet eingesetzte Beamten» geschieht. Die Vorzüge der Geschworenengerichte zu vertheidigen, wäre hier nicht am Orte; nur ein wichtiges Zeugniß erlaube man mir anzuführen: «Die gefährlichste Wendung — so schreibt Möser vor 70 Jahren — welche wir zu befürchten haben, ist diese, daß Ungenossen (Gelehrten, vom Staate angestellten Richtern) eben die Macht gegeben werde, welche vordem die Genossen (Geschworene) hatten.» Bemerkenswerth ist hier auch, daß Dr. Jacoby in dem gegen ihn gefällten Erkenntniß vom 5. April 1842 im Sinn einer Anordnung gerichtet wird, welche bereits am 12. Sept. 1841 durch eine Cabinetsordre aufgehoben wurde. Ferner weist Jacoby ein paar Mal nach, daß ebenderselbe Richter, der ihm so oft ein Verschweigen schuld gebe, bei Anführungen grade die „wich-

tigsten Worte weglasse, durch welche des Richters ganze Deduction widerlegt wird". Die Vertheidigung gegen den frechen, unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze schließt mit folgenden Worten: „So weit meine Antikritik! Welche Irrthümer sind es nun, die der Richter mir nachgewiesen? Daß seit 1820 das Budget nicht drei, sondern fünf Mal veröffentlicht ist, und daß schon vor 1838 die Justizcommissare im administrativen Wege entlassen werden konnten. Und deshalb wird mir «Unwahrheit», «absichtliche Täuschung», «verbrecherische Tendenz», «unreine Gesinnung», «Ignoranz» und «Frechheit» zum Vorwurfe gemacht! Die noch übrigen Anschuldigungen und Declamationen bedürfen keiner ausführlichen Widerlegung. Sie beruhen theils auf der falschen Prämisse, daß ich mir Entstellung der Wahrheit erlaubt habe, theils auf dem völlig unklaren Begriffe, welchen der Richter mit den Worten «frech» und «unehrerbietig» verbindet. Wenn man (wie im Erkenntnisse geschieht) «Frechheit» mit Irrthum, Uebereilung u. dgl. verwechselt, wenn man diesem Begriff eine so weite Ausdehnung gibt, daß jeder «nicht mit Zucker umhüllte» Tadel der Regierung, jede nicht unterthänige Aeußerung über bestehende Mängel bequem hineingezogen werden kann, wenn man, unter Voraussetzung verbrecherischer Tendenzen, die Worte eines Schriftstellers argwöhnisch durchforscht und aus dem Zusammenhange gerissene Stellen in diesen Sinn auszulegen sich bemüht: dann freilich wird der §. 151 des Strafrechts zu einer schaudererregenden Angriffswaffe gegen Jeden, der über öffentliche Angelegenheiten ein freimüthiges Urtheil auszusprechen sich unterfängt; die Milderung der Censur wird dann nur dazu dienen, die Gefängnisse zu füllen, und — als unausbleibliche Folge — wird bald im ganzen Land ein Stillschweigen herrschen, das den Regierungen von je her verderblicher war, als der lauteste Tadel. Es kann dem Richter nicht verstattet werden, seine politische Ansicht zu einem Strafgesetze zu er-

heben. Mag der über mich erkennende Richter immerhin die bestehende Staatseinrichtung für die beste halten, mag er immerhin glauben, daß Preußen keiner Volksvertretung bedürfe und auch ohne festere Vereinigung der Provinzen jedem künftigen Feinde gewachsen sei: diese Ueberzeugung gibt ihm keineswegs das Recht, mich, weil ich die entgegengesetzte Ansicht vertrete, einer «unreinen, verwerflichen, unpatriotischen Gesinnung» zu bezüchtigen. Mit Unwillen weise ich diese Imputationen des politischen Gegners zurück."

Aus dem dritten Capitel: «Majestätsbeleidigung» entnehmen wir nur Folgendes: «Boshaft» und «ehrfurchtverletzend» sollen folgende Stellen des dritten Abschnitts der betreffenden Schrift sein: 1) S. 37: «Welcher Bescheid ward den Ständen? Anerkennung ihrer treuen Gesinnung, Abweisung der gestellten Anträge und tröstende Hindeutung auf einen künftigen unbestimmten Ersatz.» 2) Auf derselben Seite: «Insofern die bald nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 wahrgenommenen Ereignisse in dem Landtagsabschiede nicht näher bezeichnet worden, dürfte auch jedes Urtheil über die Bedeutsamkeit derselben hier unzulässig erscheinen.» 3) S. 42: «Der Reichsstände erwähnt der Landtagsabschied nicht, verspricht aber dafür eine ersprießlichere Entwickelung der Provinzialverfassung. Zu der Weisheit des neuen Regenten herrscht gewiß das unbedingteste Zutrauen, aber es liegt nicht in der Macht eines Einzigen, Institutionen, die sich bereits überlebt haben, ihre zukünftige Entwickelung vorzuschreiben». 4) S. 43: «Die Unbestimmtheit des königlichen Bescheids mußte nothwendig mehrfache Deutung veranlassen.» Die hier citirten Stellen sind von dem Richter also ausgelegt worden: «Die Stände seien von des Königs Majestät mit schönen Worten abgespeist worden.» «Des Königs Majestät hätten die Stände vorläufig mit unbestimmten Worten vertröstet, auf daß er sie einen Augenblick entferne.» «Der aller-

höchste Landtagsabschied enthalte leere und unbestimmte Worte, um die Stände einstweilen zu beschwichtigen.» Hat der Richter die Befugniß, anständige, schickliche Worte eines Schriftstellers durch unziemliche, ehrfurchtverletzende Redensarten zu commentiren? Und hat er diese Befugniß nicht — mit welchem Ausdrucke soll man es bezeichnen, wenn er auf Grund eines solchen Sinn und Wort entstellenden Commentars mich der ärgsten Vergehen schuldig erklärt? Den selbstgeschaffenen Inculpaten, nicht mich, hat das Erkenntniß verdammt! In den Bemerkungen über den Landtagsabschied ist weder ein logischer noch ein historischer Irrthum enthalten; Ungeziemendes der Form nach liegt nicht in meinen Worten, sondern kommt erst durch den Commentar des Richters hinein; somit bleibt kein Grund zu einem Strafurtel, wenn anders man nicht jede öffentliche Besprechung eines Landtagsabschieds für strafwürdig hält. Und dies — so unwahrscheinlich es klingt — scheint allerdings die Meinung des erkennenden Richters zu sein. In Betreff der incriminirten Aeußerung: «Die Unbestimmtheit des königlichen Bescheides mußte nothwendig mehrfache Deutung veranlassen», hatte ich in der ersten Vertheidigung folgende Bemerkung gemacht: «Ist etwa ‚Unbestimmtheit' ein Wort, das im gemeinen Leben als geringschätzend oder ehrfurchtverletzend gilt? Wie oft wird in ministeriellen Declarationen derselbe Ausdruck auf landesherrlich vollzogene Gesetze angewendet, und wem in aller Welt fällt es dabei ein, an Majestätsbeleidigung zu denken?» Das vorliegende Erkenntniß antwortet: »Inculpat kann hiergegen nicht geltend machen, daß nicht selten, sowol von Behörden als von einzelnen andern Schriftstellern gesetzliche Bestimmungen als unklar und unbestimmt dargestellt wurden. Zunächst besteht nämlich ein sehr erheblicher Unterschied zwischen einem Gesetz und einer bei einer besondern Veranlassung ausgesprochenen speciellen Willensmeinung Sr. Majestät. Ein fernerer

bedeutender Unterschied ist aber auch vorhanden zwischen einer in ihrem Berufe sich äußernden Behörde oder einem mit besonderer Erfahrung und Kenntniß ausgestatteten, von redlichem Eifer erfüllten Autor und einem solchen, welcher von Bitterkeit und Unzufriedenheit durchdrungen die Einrichtungen im Staate anfeindet, ohne dabei irgend eine Rücksicht der Schicklichkeit gegen das Oberhaupt des Staats und die von diesem eingesetzten Beamten zu beachten, und welcher überdies weder durch einen besonderen Beruf, noch durch seine Ausbildung und Erfahrung zu einem solchen Unternehmen berechtigt erscheint.» Allerdings ist zwischen einem «Gesetz» und einer «Willensmeinung des Königs» ein erheblicher Unterschied. Dem Gesetze ist jeder Unterthan unterworfen; die Willensmeinung des Königs aber hat, so lange sie nicht durch die vorgeschriebene Form zum Gesetz erhoben ist, nur für die königlichen Diener bindende Kraft. Wird der Unterschied richtig aufgefaßt, so ergibt sich für den vorliegenden Fall folgender Satz: Da man den Ausdruck «unbestimmt» auf Gesetze anwenden darf, so muß es um so mehr erlaubt sein, die bei einer besondern Veranlassung ausgesprochene specielle «Willensmeinung Sr. Majestät» auf gleiche Weise zu bezeichnen. Das angefochtene Erkenntniß scheint jedoch diese Folgerung nicht gelten zu lassen, sondern die königliche Willensmeinung höher zu stellen als das Gesetz: namentlich für die Rechtspflege eine gefährliche Lehre! Es unterscheidet das Erkenntniß ferner zwischen einer «in ihrem Berufe sich äußernden Behörde oder einem von redlichem Eifer erfüllten Autor und — einem solchen, der ohne besondern Beruf und ohne Beachtung der Schicklichkeit die Einrichtungen im Staat anfeindet». Durch diesen Unterschied wird mir der doppelte Vorwurf der Unschicklichkeit und Beruflosigkeit gemacht. Allein die Unschicklichkeit soll ja hier erst vom Richter bewiesen werden, kann daher unmöglich selbst — als ein Argument gelten. Auf

den zweiten Vorwurf diene zur Antwort: Ich habe in mir den Beruf gefühlt, öffentlich auszusprechen, was ich für Wahrheit und Recht halte; ob dieses Gefühl ein richtiges war, darüber steht nicht dem einzelnen Richter, sondern allein der Stimme des Volks die Entscheidung zu." Die männliche Vertheidigung krönt folgender würdiger Schluß: „Dieses sind die Rechtsgründe, kraft deren man in den härtesten Ausdrücken der Criminalsprache über meine Gesinnungen den Stab bricht und mich zu mehrjähriger Gefängnißtrafe verurtheilt. Außerdem mußte ich (so endet die vollgeschriebene Schuldtafel) «in Gemäßheit der Verordnung vom 22. Febr. und der Declaration vom 30. Sept. 1813 des Rechts, die preußische Nationalcocarde zu tragen, verlustig erklärt werden». Die Nationalcocarde war einst das Erkennungszeichen herzerhebender Begeisterung; Feigheit und Mangel an Patriotismus schlossen mit Recht von der allgemeinen Ehre aus. Aber der hohe Sinn des Gesetzgebers würde erzürnen, vernähme er, wie die Bestimmungen seines Gesetzes, wie der Patriotismus nunmehr gedeutet werden. Im Jahr 1813 — unmittelbar nach den Siegen an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz — sollte der Monarch eine Declaration — zur Strafschärfung für vermeintliche Ehrfurchtsverletzungen gegeben haben! Die Bürgerehre steht in der öffentlichen Meinung zu hoch, um von den Consequenzen eines willkürlich herbeigezogenen Gesetzes abhängig zu sein. Königsberg, den 14. Jul. 1842. Dr. Jacoby." Und welches wird nun das Urtel zweiter Instanz sein? So fragt Preußen, Deutschland, ja das politisch gebildete Europa! Die Antwort? Wol Mancher mag sie sich schon gegeben haben!

25.

No. 288. Beilage. 15. October 1842.

Ueber die Absetzbarkeit der Geistlichen und Schullehrer in Preussen.

* Die Suspension des Oberlehrers Witt hat in Königsberg das Erscheinen einer kleinen Schrift veranlasst, betitelt: „Was bestimmt das Gesetz über die Absetzbarkeit der Geistlichen und Schullehrer? Ein juristisches Gutachten." Diese Schrift erfüllt ihre Aufgabe, den Witt'schen Fall leidenschaftslos und vorurtheilsfrei in seine rechtlichen Bestandtheile zu zerlegen, um vom rechtlichen Standpunkt aus ein möglichst sicheres Urtheil zu bilden. Nach einer vollständigen und klaren Zusammenstellung der einschlagenden Gesetze und Verordnungen gelangt das Gutachten zu dem Resultate, dass nach den Grundsätzen des Rechts die von Seiten der vorgesetzten Behörde ausgesprochene Untersagung der ferneren Theilnahme des Oberlehrers Witt an der Redaction der Königsberger Zeitung, sowie die darauf gegründete Suspension vom Amte nicht gerechtfertigt erscheint. Auch wird dargethan, dass die Frage: ob vom politischen Standpunkt aus die Theilnahme des Hrn. Witt an dem Redactionsgeschäft einen Einfluss auf seine amtliche Thätigkeit als Lehrer geäussert habe, oder mit Grund eine solche Aeusserung zu befürchten stehe und dieselbe mit seinem Lehramte unvereinbar sei, mit Bestimmtheit verneint werden müsse. Doch wir lassen hier das Gutachten selbst sprechen. „Dass keine gesetzliche Bestimmung existirt, welche den Vorgesetzten berechtigte, einem Untergebenen die Uebernahme einer Privatnebenbeschäftigung zu erlauben oder zu untersagen, daraus folgt: dass das Verbot einer solchen Nebenbeschäftigung mit den Amtsbeziehungen zunächst und an sich in keiner Verbindung steht, sodass die Weigerung eines Untergebenen, sich diesem Verbote seines Vorgesetzten zu fügen, an sich kein Vergehen

wider die Subordination enthält, mithin für einen solchen Fall die Cabinetsordre vom 12. April 1822, die gegen Lehrer und Geistliche sehr scharfe Bestimmungen enthält, aber als Ausnahmegesetz die demagogischen Umtriebe betrifft, nicht in Anwendung treten kann. Vielmehr muss der Civilbeamte in dieser Hinsicht wie jeder andere Unterthan als völlig frei und unabhängig betrachtet werden, sofern — was gern zugegeben wird — diese Nebenbeschäftigung mit seinen Amtspflichten nicht in Collision tritt. Diese letzte Clausel führt folgende Schlussbetrachtung herbei: Läge der Fall vor, dass irgend eine Nebenbeschäftigung die Zeit, die geistigen oder körperlichen Kräfte eines Beamten dergestalt in Anspruch nähme, dass er darüber sein Amt vernachlässigte, so würde dies gleichwol den Vorgesetzten nicht ermächtigen, von ihm die Aufgabe dieser Beschäftigung zu verlangen und ihm entgegengesetztenfalls amtliche Strafen anzudrohen. Vielmehr würde die Vernachlässigung des Amts an sich der eigentliche Grund des wider den säumigen Beamten einzuleitenden Verfahrens sein, und höchstens wäre die Behörde berechtigt, sofern es sich um einen Verweis handelte, den Beamten auf den muthmasslichen Grund seiner Säumniss aufmerksam zu machen. Im vorliegenden Fall ist von einer Versäumniss des Oberlehrers Witt nicht die Rede. Vielmehr gibt ihm sein unmittelbarer Vorgesetzter das glänzendste Zeugniss über seine amtliche Wirksamkeit und sein sittliches Verhalten. Die Beziehung desselben zur Redaction der Zeitung hat mithin bisher auf sein Amt nicht eingewirkt. Es könnte also höchstens noch fraglich sein: ob politische Rücksichten vorwalten, welche die bisherige Witt'sche Theilnahme an der Redaction der hiesigen Zeitung als unvereinbar mit dem Amt eines Lehrers selbst erscheinen liessen. Zu bemerken ist, dass es zur Beantwortung dieser Frage ausser der Art der Theilnahme Witt's an der Redaction einer Beleuchtung der Tendenz der Königsberger Zeitung bedürfen würde.

Die letztere kann mit wenigen Worten dahin zusammengefaßt werden, dass sie beabsichtigt, von der Censurerweiterung vom 24. Oct. 1841 den Gebrauch zu machen, der eben durch die gedachte Instruction gewährt werden sollte. Ihr Princip ist: Liebe und Ehrfurcht dem König, Achtung dem Gesetze, Krieg den Misbräuchen, Vorschreiten in lebendiger Theilnahme an den Interessen des Vaterlandes! Hierin liegt nichts, was die politischen Gesinnungen irgend eines Preussen verdächtigen könnte. Aus einer reinen Quelle ist der Ausfluss trüber politischer Elemente nicht zu besorgen, daher bedarf es hier nicht einmal der Erinnerung, dass kein Buchstabe der Königsberger Zeitung ohne Genehmigung des vom Ministerium eingesetzten Censors gedruckt wird. Wäre also Witt in der That verantwortlicher Redacteur der Zeitung, so würde daraus wahrlich keine Besorgniss für den Staat oder für die Jugend dahin zu entnehmen sein: dass die Lehren, welche er der Jugend einzuflössen berufen ist, im Widerspruche mit dem Streben der Königsberger Zeitung stehen könnten. Aengstlichen, durch mannigfache Rücksichten getrübten Gemüthern mag es für den Moment anders erscheinen. Von Seiten der Centralbehörden aber ist eine freie, offene Auffassung der vorliegenden Verhältnisse zu erwarten. Sie können für den Augenblick durch einzelne Stimmen getäuscht worden sein, indessen ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, dass sie nicht einer solchen Stimme allein folgen, dass sie sich anderweitig Aufklärung verschaffen werden, um danach eine Massregel zu modificiren, die vom rechtlichen Standpunkt aus sich keines innern Gehaltes zu erfreuen hat. Dass diese Besorgnisse erst jetzt und erst durch die an den Vorgesetzten des Oberlehrers Witt höhern Orts erlassene Auffoderung zur Sprache gekommen sind, spricht dafür: dass dieselben nur in der befangenen Ansicht des Berichterstatters und nicht in der Realität ihren Grund haben. Wäre es anders, so würde der betreffende Vorgesetzte gegen bestimmte Anordnungen

des Ministeriums gehandelt haben, was von ihm — ohne ihm im Voraus Unrecht zu thun — nicht vorausgesetzt werden soll noch darf. Denn die Verfügung des Ministeriums des Innern und der Polizei vom 25. Mai 1824 verlangt, dass die Vorgesetzten besondere Aufmerksamkeit auf die Erweckung der Gesinnungen der Anhänglichkeit, der Treue und des Gehorsams an den Landesherrn und den Staat verwenden und in dieser Beziehung die ihnen untergeordneten Lehrer controliren sollen. Hätte sich nun durch Witt's Theilnahme an der Redaction der Zeitung im entferntesten die Meinung herausgestellt, als wäre dieselbe geeignet, jene Gesinnungen bei den Zöglingen zu untergraben, so würde es nicht an desfallsigen, dem königl. Provinzial-Schulcollegium einzureichenden Anzeigen von Seiten des Vorgesetzten gefehlt haben, zumal die Verordnung vom 16. Aug. 1833 jene Vorschriften aufs neue ins Leben ruft. Nimmt man hinzu, dass die Stellung des Oberlehrers Witt zu der Zeitung nicht die eines verantwortlichen Redacteurs, sondern derselbe nur mit der technischen Anordnung des Blattes beschäftigt ist, sich auch von der literarischen Mitwirkung durchaus fern gehalten hat, so muss man gestehen, dass die von seinem Vorgesetzten, wenn auch nur andeutungsweise, ausgesprochene Befürchtung offenbar eine übertriebene zu nennen ist. Es lässt sich also die Frage: ob vom politischen Standpunkt aus die Theilnahme des Oberlehrers Witt an der Redaction der hiesigen Zeitung einen Einfluss auf seine amtliche Thätigkeit als Lehrer geäussert habe, oder mit Grund eine solche Aeusserung zu befürchten stehe und dieselbe mit seinem Lehramt unvereinbar sei, mit Bestimmtheit verneinen. Hiermit fällt denn auch der letzte denkbare Grund in sich zusammen, welcher den vorgesetzten Behörden gegenüber jene Theilnahme mit seinem Amt in Verbindung setzen könnte, sodass schliesslich das Resultat dieser Darstellung dahin zusammengefasst werden kann: dass nach den Grundsätzen des Rechts die von Seiten der vorgesetzten

Behörde ausgesprochene Untersagung der fernern Theilnahme des Oberlehrers Witt an der Redaction der hiesigen Zeitung, sowie die darauf gegründete Suspension vom Amte nicht gerechtfertigt erscheint."

26.

No. 289. Beilage. 16. October 1842.

Woher und Wohin?

* Wer kennt nicht Engel's „Lorenz Stark", worin der Streit zwischen der väterlichen Gewalt und der kindlichen Freiheit so derb und anschaulich gezeichnet wird, daß das Eine Beispiel für alle Zeiten gelten kann, und wo doch wieder, weil es ein deutsches Werk ist, die Spannung der Gegensätze nicht zu einem tragischen Ausgange führt, sondern in der gemüthlichsten Versöhnung endet? Es wird dieser stets neue Kampf der „vererbten Gewalt" und der „menschenrechtlichen Freiheit" nicht immer so friedlich schließen können, weil weder alle Väter so gut und stark sind als Lorenz Stark, noch alle Söhne so sanft als Lorenzens Sohn; Derjenige, der einst das weltgeschichtliche Aneinanderrennen jener beiden Mächte zu schildern hat, wird oft mit blutiger Dinte schreiben müssen. Aber auch noch andere Bilder werden auf diesem Schlachtfeld erscheinen, Bilder der widerlichsten Feigheit und Unterwürfigkeit. Ich fürchte zuweilen ganz in meiner Nähe, an meinem Hauswirth, ein Beispiel dieser ekelhaften Art zu erleben. Weil man am Kleinen das Große lernt und an einer Thierfabel das Menschenwesen erkennt, so will ich meine Hausgeschichte zum Besten geben. Er selbst, mein Hauswirth, ist unter strengem väterlichen Regimente groß geworden und hat wol niemals einen herzhaften Versuch gemacht, sich von ihm loszuwinden. Daher fodert er den gleichen, unbedingten Gehorsam von seinem eignen Sohn, und wenn er hier und da in der Welt ein unfolgsames Kind

erblickt, so gilt ihm das eben für ein Zeichen, daß es gar nicht mehr überall so zugeht, wie es zugehen sollte: in seinem eignen Hause wenigstens soll ihm eine solche Zuchtlosigkeit nicht vorkommen. Er liebt seinen einzigen Sohn aufs innigste, sorgt für ihn auf alle Weise und gestattet ihm gern jedes „anständige" Vergnügen, nur muß der Sohn den Vater auch allein sorgen und machen lassen, denn nur der Vater weiß ihm die besten, die zuträglichsten, die angemessensten Freuden auszusuchen. Die Jugend versteht sich nicht selbst auf Das, was ihr gut ist, und bringt bei ihrer „beschränkten Einsicht" nur Unheil zu Wege; sie muß sich, damit sie den schönen Kreis der Ehrbarkeit nie überschreite, den väterlichen Anordnungen bescheiden überlassen, ohne jemals „in dünkelhaftem Uebermuthe sich ein Urtheil über dieselben anzumaßen". So ungefähr denkt mein Hausherr, und man kann sich danach sein Erstaunen vorstellen, als eines Tages der Sohn mit der Bitte vor ihn trat, ihm, dem Mündigen, nun einen selbständigen Antheil am Geschäfte zu gewähren. Hätte er nicht, was er oftmals bitter beklagte, so manches Beispiel eines trotzigen Sohnes schon in seiner Nachbarschaft gesehen, gesehen, bis zu welcher Verhärtung Kinder in ihrer Halsstarrigkeit gehen können: er würde gewiß den eigenen Sohn über die vorlaute Zumuthung sehr barsch angelassen haben. So aber faßte er sich und erwiderte mit liebevollen Worten: Unser Geschäft, das kannst Du selbst einsehen, erfodert Einheit und Einen Willen: das muß so bleiben; aber weil Du jetzt doch ein erwachsener Mensch bist und Deinem Vater Ehre machen mußt, so will ich Dir ein gewisses Einkommen sichern, womit Du die Würde unsers Hauses behaupten kannst. Ich hoffe, daß Du nie durch Ueberhebung Dir dieses Geschenk und meine Liebe verscherzen wirst! Der gute Sohn zeigte sich aufs tiefste gerührt von dieser Güte und entsagte dem Anspruch auf eine eigne freie Stellung in der Welt: er hat bei dieser

Resignation die friedlichsten Tage verlebt. Neuerdings aber ist die Stimme der Natur und Freiheit zum zweiten Male laut geworden. Seit längerer Zeit trägt er ein Mädchen im Herzen, die an Glücksgütern arm, an Vorzügen des Geistes unendlich reich ist. Diese Liebe gab ihm den Muth, noch einmal vor seinen Vater zu treten und ihm den Entschluß anzukündigen, daß er Freia zum Weibe zu nehmen gedenke. Da riß dem Vater die Geduld, denn er hatte längst ein anderes Mädchen für den Sohn ausgesucht, und er fuhr diesen an: Bei meiner Ungnade befehle ich Dir, Deiner Grille Dich zu entschlagen! Ich werde für Deine Verheirathung sorgen, wenn es Zeit ist, und Du sollst eine Frau haben, die Deinem Vater gefällt, nicht jene ideale Schwärmerin, die mir verhaßt ist. Der Gescholtene schwieg, und Vater und Sohn leben seitdem im alten Frieden neben einander, als ob nichts vorgefallen wäre. Man merkt es dem Erstern jedoch an, daß er seit jenem Tage den Sohn zu begütigen strebt: er erweist ihm allerlei kleine Liebesdienste und herzt ihn oft so zärtlich, daß man an das beste Vernehmen glauben könnte. Allein „man merkt die Absicht und man ist verstimmt!“ Wie diese gegenseitige Heuchelei der Liebe enden wird, ich weiß es nicht. Wehe aber dem Sohne, wenn er ein Wicht ist und das aufgedrungene Mädchen heimführt. Wer von Beiden trägt dann die größere Schuld? Gewiß der Sohn, der es sich gefallen läßt, daß sein unveräußerliches Menschenrecht, die Freiheit der Selbstbestimmung, mit Füßen getreten wird. Der Vater handelt unschuldiger, denn — er kennt es nicht anders: ergraut in der Gewohnheit der „Pietät“, kennt er die „Freiheit“ nicht. Woher vorzugsweise in der neuern Zeit diese Doppelwilligkeit im Familienleben? „Woher?“ Aus jenem Geiste, der in Peter dem Großen Fleisch wurde! Er, der Gründer der Civilisation im Osten, der Selbstherrscher, gab — wie wunderbar! — zuerst das Gesetz, daß die Aeltern nicht mehr ohne die Einwilligung der Kinder über deren

Ehen beschließen sollten. Die Civilisation ist das „Woher" der Selbstbestimmung, ihre Mutter. Und wohin soll das führen? „Wohin?" Zur vollkommenen Freiheit soll es führen, die sich nicht aufgibt einem Andern „zu Liebe". Die Liebe, die keinen eignen Willen hat, wird dem Eigenwillen weichen, der seine Freiheit an Keinen verschenkt. Woher und Wohin? Diese Frage charakterisirt unsere Gegenwart, die auf dem Scheidewege sich noch einmal umsieht, um die weitere Richtung danach abzumessen. Wir leben in einer fragenreichen Zeit und wenden unsere Arbeit darauf, die hundert und aberhundert Fragen zu einer immer kleineren Anzahl herabzubringen, bis sie condensirt zu vier und zwei Fragen, endlich in Einer Frage zusammenklingen, deren letzter Schlag die schlagende Antwort ans Licht bringt. Sind die müßigen Fragen der Gelehrten gehalt- und interesselos geworden, so wirken jetzt um so tiefer die ernsten Fragen der Staatsmänner. Wer hätte nicht von dem „Woher und Wohin?" gehört, in welchem der Staatsminister v. Schön seinem gepreßten Herzen Luft macht? Und doch wie Wenigen mag dieses anfänglich nur in wenigen Exemplaren vertheilte, jetzt aber schon wiederholt abgedruckte Schriftchen bekannt sein. Nachdem es in Strasburg mit einem Nachworte veröffentlicht worden war, folgte bald darauf ein zweiter Abdruck in dem Staatsarchive von Buddeus, und es fehlt nur, daß auch die größere Lesewelt damit vertraut gemacht werde, was, da wir hier einmal zu den schneidenden Fragen unserer Zeit gekommen sind, an diesem Platze füglich geschehen kann. Ein kleiner Auszug wird das Wesentlichste geben. „Woher der Ruf: Allgemeine Stände?" so beginnt Hr. v. Schön. Friedrich II. ist der eigentliche Gründer der preußischen Beamtenwelt; allein nach und nach „erreichte das preußische Beamtentreiben den Höhepunkt, von welchem Strauß gegen Streckfuß richtig sagt: daß die preußische Beamtenwelt wie im Sinne der katholischen Kirche handele; denn

wie der Geistliche dort nur für sich, ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeinde den Gottesdienst verrichte, so wähne der preußische Beamte, besonders der dem Volke fernstehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern das Volk für ihn da sei.“ Da nun „jeder Beamte sich als besonderer Machthaber in dem ihm zugewiesenen Kreise darstellte, und es nicht fehlen konnte, daß diese Beamtenstellung sich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte,“ so war die Folge die: „Das Volk sah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Heerde hierhin und dorthin geführt und, ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieser bald zu jener Handlung und Leistung aufgefodert und genöthigt werde. Man erkannte immer mehr und immer allgemeiner, wie sehr oft durch Einseitigkeit einzelner Machthaber der Zweck des Staats verkehrt und verrückt werde, zumal wenn, wie nicht selten geschah, zu solchen einseitigen Tendenzen vom Volk überdies noch Leistungen und Beihülfe gefodert wurden. Es konnte daher nicht fehlen, daß diese Bevormundung mündiger Menschen, im Geiste der Beamten-Hierarchie geführt, das Gefühl der Selbständigkeit des mündigen Theils des Volks tief und schmerzlich verletzte. Um so mehr nahm man im Volke die Städteordnung mit hohem Enthusiasmus auf, und mit um so größerer Sehnsucht sah man einer Communalordnung und einer Volks- oder Ständerepräsentation entgegen, indem man hoffte und meinte: in diesen die Mündigkeit des gebildeten Theils des Volks wirklich auch anerkannt zu sehen. Das Unglück der Jahre 1807 bis 1813 und die Gesetze dieser Zeit förderten die Selbständigkeit des Volks noch bedeutend mehr und brachten sie in immer klareres Bewußtsein. Die schönste Frucht davon und die herrlichste Erklärung des erwähnten Geistes dieser Zeit war die preußische Landwehr, nicht von Militair- und Civilbeamten errichtet, sondern aus dem Volke hergegangen

und durch die Kraft des Volks herangereift. Es war die Zeit der Erkenntniß gekommen. Das Gouvernement erkannte nach dem Krieg im Jahr 1813 seinen neuen Standpunkt, und es drängte sich ihm selbst die Absicht auf, von ihm aus die Staatsorganisation zeitgemäß zu entwickeln. Allein die Beamtenwelt, Militair- und Civilbeamte, sah auch bald, daß in demselben Grad, als die Mündigkeit und Selbständigkeit des Volks zunähme und die Landstände überhaupt an Wichtigkeit gewännen, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden müsse. Man fürchtete, das schwere Gewicht der Landstände werde in der Staatswage dem frühern Gewichte der Beamten seine große Bedeutung nehmen, und es trat somit eine planmäßige Reaction gegen die Zeit und ihre Foderungen im Gouvernement ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewichte seine Bedeutsamkeit zu erhalten. Die Städteordnung wurde, so viel man es, ohne den Schein der Barbarei und der Inconsequenz auf sich zu laden, nur irgend vermochte, allmälig in der Richtung einer Beamtenordnung umgeklügelt und modificirt. Eine Communalordnung hielt man nicht für zeitgemäß. Auf die Landwehr geschahen von Zeit zu Zeit so heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter schon modificirt und ihr Grundton stark genug verstimmt war, sogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft schien. Ihre Aufhebung geradehin auszusprechen wagte man freilich nicht; allein sie erhielt je mehr und mehr Spezialeinrichtungen, welche, ihrem ursprünglichen Geiste zuwider, sie dem Beamten-Militair immer näher bringen sollten. Die Provinziallandtage wurden vom Volke mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen, weil sie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volks zu sein schienen und weil man glaubte, durch sie neben der Beamtenstimme auch eine Volksstimme an den Souverain bringen zu können, und man glaubte dies um so sicherer, als die Richtung der Zeit es zu fodern schien. Allein die

Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieser Volksstimme Werkzeuge des Souverains waren, ließ sie nicht aufkommen; sie wurde gefürchtet und verdächtig, und die Beamtenwelt wurde für die Bewahrung und Aufrechthaltung ihres vormundschaftlichen Verhältnisses immer mehr mit Angst und Besorgniß erfüllt. Als z. B. der preußische Landtag bei der Bereitwilligkeit des Volks, das Land auch mit der Volksmasse zu vertheidigen, den Souverain einst bat: einige feste Punkte im Lande zu etabliren, sprachen sich mehre bedeutend hohe Militairbeamte höchlich entfremdet und fast empört darüber aus, daß Landstände über solche Verhältnisse auch nur eine Stimme haben wollten oder wol gar Anträge darüber machen könnten; ja sie betrachteten den Antrag des Landtags sogar als eine sträfliche Anmaßung. Ebenso fanden Beschwerden über Administrationsbeamte und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regern Volkslebens keinen Anklang; sie regten vielmehr die Reaction von Seiten der Beamtenwelt nur noch um so mehr auf, und der Erfolg von dem Allen war: das Volk kam, bei aller Treue gegen den Souverain, immer mehr in eine unheimliche Stimmung. So stand es in Preußen im Jahr 1840. Da fragte der König vor seiner Huldigung: Welche frühern Zusicherungen wollt ihr preußischen Stände bestätigt haben? Und der Landtag antwortete: «Nur die Vollführung Dessen, was im Jahr 1815 und späterhin in ständischer Hinsicht zugesagt ist, und zwar wünschen wir Generalstände, die auf Erfodern Rath geben, damit die obersten Administrationsbeamten, der ständischen Versammlung gegenüber, nicht, wie bei den Provinziallandtagen, über die Landtage zu stehen kommen.» Und so antworteten die Stände auf die Frage ihres Königs, und mußten so antworten, denn der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie jetzt vor ihres Königs Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verläugnet und die Stimme ihres

Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt. Wohin, so dürfte man nun fragen, würde der Antrag führen? Was würde die Folge der Zusammenberufung der Generalstände sein? Sie würden allerdings die gewichtigsten Resultate mit sich führen, denn zunächst und vor Allem werden die Generalstände 1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, sondern National- und Communalsachen sind, sich zueignen. Dadurch aber wird einestheils das Volk an Selbständigkeit, an Lust und Fähigkeiten zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, anderntheils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. Die Generalstände werden ferner 2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fodern, Verschwendungen entgegentreten, die man sich jetzt angeblich zum Besten des Volks erlaubt, und eine einfachere Verwaltung verlangen. Die Zahl der Beamten wird somit auch auf diese Weise vermindert werden. Die Generalstände werden 3) auch den Theil der Justizverwaltung, bei welchem es besonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältnisse und beinahe auch nur auf gesunden Menschenverstand und natürliches, richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerseits eine bessere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem dann der Richter in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geschäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andererseits eine abermalige Verminderung der Beamtenzahl erfolgen kann. Es werden 4) auch die Generalstände den Antrag stellen und es sich selbst zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volk in engere Verbindung gesetzt und das Volk somit selbst wehrhaft gemacht werde. Die ersten Grade der militairischen Ausbildung werden dann um so mehr Sache des Volks sein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beständig aufs engste mit der bewaffneten Macht verknüpft. Dies Alles wird dann 5) auch den Landständen die gebührende

Wichtigkeit und die in ihrem Wesen begründete Bedeutsamkeit in und für den Staat geben. Um so mehr werden in Folge dessen die Civil- und Militairbeamten auch selbst in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand ihrer Verhältnisse in ihrem Amte sie hinweist. Zwei lästige und unerträgliche Uebel, Uebermuth und Servilität, werden dann erdrückt, wenigstens in enge Grenzen gewiesen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volks aber wird dies den wohlthätigsten Einfluß haben. Dem Souverain selbst gibt 6) die ständische Representation für die Würdigkeit und Tüchtigkeit seiner Beamten unfehlbar den besten, vielleicht den einzigen, bleibend wirksamen Prüfstein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenschaft von seiner Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwissend und kopflos sein; böser Wille aber muß schnell zu Schanden werden. Um so sicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er stets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe; und was für ihn und für den Staat ein unschätzbares Glück ist: im öffentlichen Leben der ständischen Repräsentation finden alle Cabalen und alle Polizeikünste stets ein schnelles Ende. Nicht minder segensreich wirken 7) die Generalstände auf den Geist der Gesetzgebung. Wer will und kann es läugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel stets das Mistrauen erwacht: ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältnisse richtig erwogen haben? Ganz anders, wenn die Maßregeln von den Generalständen erörtert werden. In ihnen concentrirt sich die Kenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse des gesammten Volks, und schon darum haben auch die mit von ihnen ausgehenden Gesetze stets die Meinung des Volks für sich. Nur durch Generalstände kann und wird in unserm Lande ein öffentliches Leben entstehen und gedeihen. Ist der Tag dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht in ihrem Laufe gebieten. Die Zeit

der sogenannten väterlichen oder Patrimonial-Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt wie sie ist, das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit.“ Die Beantwortung der beiden Fragen hat Hr. von Schön in diese Kürze zusammengedrängt, und da die Weltgeschichte schrittweise wandelt, so ist sie einstweilen auch genügend. Viele Variationen werden über dasselbe Thema componirt werden, und in manchen wird eine Keckheit sprühen, über die man den Angriff auf das „Beamtentreiben“ vergißt. Eine solche liegt uns hier schon vor. Sie besteht in freimüthigen Bemerkungen, niedergeschrieben von einem geistreichen und muthigen Manne, aber nicht für den Druck einer deutschen Presse bestimmt. Denn wenn uns der Protestantismus auch Gedankenfreiheit gebracht hat, so ist das doch nicht so zu verstehen, als ob auch die Aeußerungen freigegeben wären. Es heißt nicht: Worte sind zollfrei, sondern nur: Gedanken sind zollfrei. Die Worte müssen nach wie vor Zoll zahlen, oder als Schmugglerwaare passiren: fängt man den Schmuggler, so schickt man ihn in die Verbannung, wenn ihm nicht etwa zufällig das Glück zu Theil wird, von einem „fremden“ Autokraten begnadigt zu werden. Wie gesagt, unser glossirender Freund hat zwar für den deutschen Michel geschrieben, aber nicht für den deutschen Preßbengel.

27.

No. 309. Beilage. 5. November 1842.

Die Lebenslustigen.

* „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“ Es ist etwas Großes um einen Menschen, der zu sterben weiß. Und wiederum ist es etwas Großes um ein Princip, das

willig von der Hand eines höhern Princips den Todesstreich empfängt: das Leben erlischt, aber die Ehre bleibt. Und etwas Großes wäre es auch um eine theologische Facultät, wenn sie den Muth zu sterben zeigte. Unendlich widerlich aber ist ein abgelebter Mensch, der vor dem letzten Stündlein zittert, ein welkes Princip, das schwache Herzen bethört, ihm sein Leben zu sichern, eine theologische Facultät, die den Bibelspruch vergessen hat, daß „wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren". Wer für die Ehre kämpft, der achtet des Lebens nicht; wer aber für sein Leben kämpft, der achtet der Ehre nicht. Ehre verloren, Alles verloren! Armer Schelm, der du nichts Anderes mehr hast, wofür du freudig deine Lanze einlegen könntest, als dein Bischen Leben. Wirst du dem Gegner mit offener Brust entgegentreten zu ehrlichem Zweikampfe? Nein, einen siebenfachen Harnisch wirst du umthun und Häscher hinter jenen stellen, um seine Streiche abzuhalten. Du willst ja dein Leben nicht für die Ehre in die Schanze schlagen, sondern die Ehre für das — Leben. Doch schließen wir den Katechismus der Ehre und gehen zu einem andern Buche der zähen Lebenslust über. Gleichzeitig mit dem dritten Bande der „Synoptiker" von Bruno Bauer sind soeben die „Gutachten der evangelisch-theologischen Facultäten der königl. preußischen Universitäten über den Licentiaten Bruno Bauer in Beziehung auf dessen Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker; im Auftrage des vorgesetzten hohen Ministeriums herausgegeben von der evangelisch-theologischen Facultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität" erschienen. Darin stehen die Gutachten von drei einmüthigen Facultäten, einer gleichmäßig gespaltenen und zwei mit Separatvoten ausgestatteten. In Bonn, Halle und Königsberg nämlich stimmten die Facultätsmitglieder zusammen, und zwar die bonner für Bruno Bauer's Entfernung, die hallenser und königsberger gegen dieselbe, in Greifswald waren zwei Mitglieder

dagegen, zwei dafür; in Berlin gab Marheineke ein Separatvotum gegen die Bauer feindliche Facultät ab; in Breslau Mitteldorpf desgleichen. Was ist nun der gemeinsame Grundzug dieser sechs Corporationen und ihrer Separatstimmen? Es könnte scheinen, daß die feindlichen von den freundlichen sehr verschieden sein müßten. Nichts weniger als das. Die feindlichen stehen auf schwanken Füßen, die freundlichen aber können sich garnicht auf den Beinen erhalten. Allen gemeinsam dagegen ist die zähe Lebenslust, der Selbsterhaltungstrieb, die Todesfurcht. „Wenn wir nur leben, dann mag das Uebrige gehen wie es will; leben und leben lassen, das ist unser Motto. Aber nur nicht sterben, ja nicht sterben! Wer wird an seinen Tod denken? Wir leben in einem geordneten Staate, wo die Sicherheit des Lebens und Eigenthums sanctionirt ist; der Staat wird uns schützen: unser Leben und Eigenthum ist ihm — heilig!“ Werfen wir einen genauern Blick auf diesen typischen Charakter der Gutachten. Die Frage ist: könnt ihr Facultäten dabei „bestehen“, wenn Bruno Bauer unter euch ist? Die Mehrzahl ruft: Nein! man gebe ihm eine andere Stätte; die Uebrigen sagen: Ja, wir können dabei „bestehen“. Also „bestehen“ wollen sie beide; an der Nothwendigkeit ihres Bestandes zu zweifeln fällt keinem ein. Es war ja wol Voltaire, der einem erbärmlichen Dichter auf die brutalen Worte: „Ich muß ja doch leben!“ gelassen erwiderte: „Davon sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein.“ Der Dichter, der leben zu müssen glaubte, wird die Nothwendigkeit auch nicht eingesehen haben; allein daß er sich auch nicht einmal danach fragte, das documentirte eben seine Jämmerlichkeit. Ein tüchtiger Mensch hingegen stellt die Nothwendigkeit seines Bestehens jeden Augenblick in Frage, und wird z. B. lieber verhungern als sich durch elende Gedichte ernähren; einen Schiller hätte auch der quälendste Mangel nicht vermocht, der Welt mit undurchdachten, nichtsnützigen Machwerken seinen Unterhalt ab-

zulocken. Ist es von sechs evangelisch-theologischen Facultäten und so und so viel darin befaßten Theologen nicht mehr als naiv, über die Nothwendigkeit ihres Bestehens nicht nur selbst nicht das geringste Nachdenken anzustellen, sondern auch der Welt noch zuzumuthen, daß sie sich ein solches Bedenken nicht einfallen lassen, vielmehr jeder „Besonnene" und jeder „billige Richter" ihnen mit Hand und Mund beistimmen werde? Bruno Bauer bestreitet in den Synoptikern ausdrücklich jenes Recht der Theologen, zu „bestehen" („Hebe dich weg von mir, Theologe!"), macht dieses Recht zwei Bände hindurch zu nichte, hält Gericht über sie, und nun — man belustige sich an dem Humor! — treten die Gerichteten auf, um über Jenen Gericht zu halten. Sie danken dem Minister gelegentlich dafür, daß ihnen Gelegenheit gegeben worden, Richter in ihrer eigenen Sache zu sein. Doch der Humor der Sache wäre nicht vollständig, wenn diese Richter etwa doch noch mit Selbstverläugnung auf die wirkliche Frage eingingen. Behüte! Die „besonnenen und billigen Richter" fragen nicht: haben wir ein Recht zu „bestehen" oder hat Bauer Recht, daß wir Theologen sammt und sonders unser Leben aufgeben müssen, wenn wir es gewinnen wollen? sondern so: Thut Bauer nicht unserm — unzweifelhaften und heiligen — Rechte, zu bestehen, durch sein Verfahren Eintrag, und muß er nicht deshalb ausgestoßen werden? Darüber sind sie denn verschiedener Meinung und gewähren uns in diesem Gutachten ein lustiges, aber doch herzlich langweiliges Schauspiel theologischer Gewissenhaftigkeiten. Dies also wäre der Allen gemeinsame Charakter, daß sie, gleich jenem Dichterling, an der Nothwendigkeit ihres Lebens gar kein Arg haben. „Wir müssen leben!" Das ist der Gedanke des flachsten Egoismus; denn wie will man anders den Egoisten definiren, als so, daß ihm das Leben der Güter höchstes ist? Den Tod wird er nur dann wünschen und wählen, wenn ihm das „Leben" verleidet

ist. Was Wunder, wenn man da von Zeit zu Zeit die zuckende Grimasse der Todesfurcht zu sehen bekommt? — Was die einzelnen Gutachten betrifft, so lohnt es kaum, sie noch besonders zu gruppiren. Drei fassen sich ein Herz und läugnen geradezu, daß der Tod an ihrem Lager stehe und seine Beute fodere; zwei halten den Athem vor dem Schnitter an und meinen, es sei freilich wol der Tod, aber nicht ihr Tod; eine endlich schmeichelt dem Tod in der einen Stunde und läugnet ihn in der zweiten. Die separirten Herren gehören zur zweiten Klasse. In Todesangst aber sind sie alle; ein Anachronismus zu sein denkt keine. Sie wittern Morgenluft, die „Geburtswehen eines neuen Weltalters", aber keine Wiedergeburt. Verfolgen wir sie daher nur der alphabetischen Ordnung nach, welche ihnen der Dekan der bonner Facultät anzuweisen beliebte; jedoch nur, um an jede zu unserm Vermerk eine kleine Etikette anzuhängen. Folianten ließen sich darüber schreiben, wenn man sich nicht scheuen müßte, viele Worte über solche Dinge zu machen. Das „anmaßlichste und naseweiseste" Gutachten eröffnet den Reigen. Der Hr. Censor braucht mir diese Worte nicht zu streichen, denn sie gehören mir nicht. Ich entnehme sie vielmehr aus eben diesem Gutachten der berliner Facultät selbst. Nur die Summa desselben: „Der christliche Glaube geht von historischen Thatsachen aus und hängt daher von der Anerkennung der Realität dieser Thatsachen ab. Auf der »Voraussetzung« der Zuverlässigkeit des Zeugnisses, welches die heilige Schrift von den Thatsachen und der Lehre Christi und der uns durch ihn gewordenen göttlichen Offenbarung ablegt, auf der Ehrfurcht, mit der wir in derselben Gottes Wort vernehmen, beruht nicht blos die evangelische Theologie, sondern auch der Gebrauch der heiligen Schrift in der Gemeinde. An die Stelle des historischen Christenthums setzt aber Bruno Bauer ein ideales, wie er sich von dem Standpunkte seiner wilden phantastischen Speculationen

ein solches gebildet hat." Ergo kann Bruno Bauer keine Geistlichen und Theologen bilden, und rechnet man noch hinzu, daß er über „die wissenschaftlichen Standpunkte der weisesten und edelsten Männer", wie die unterschriebenen Neander, Twesten, Strauß und Hengstenberg, aburtheilt, so liegt es zu Tage, daß ihm die Lehrfreiheit entzogen werden muß. Man sieht, die genannten Facultätsmitglieder sind kurz und bündig. Das Separatvotum Marheineke's ist schon (Nr. 151) besprochen worden. — Es folgt nun das bonner Gutachten. Nachdem Bruno Bauer seine „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" geschrieben hatte, blieb doch noch „der Trost und die Hoffnung, daß der Verfasser in den synoptischen Evangelien den wesentlich historischen Charakter des Evangeliums auch im Einzelnen anerkennen und geltend machen, und so dem christlichen Glauben wenigstens einen bedeutenden Theil der evangelischen Geschichte des Neuen Testaments als wahrhaft und glaubwürdig belassen und vindiciren werde. Aber wie bitter findet in dieser Erwartung der Leser seiner Kritik der Synoptiker sich getäuscht!" Daß dieser Trost und diese Hoffnung zu Wasser geworden, wird nun weitläufig gezeigt, und folglich ist Bruno Bauer kein Christ. Da aber die Facultät „keineswegs der Meinung ist, daß für die Lehrer der evangelischen Kirche oder auch nur für die akademischen eine absolute Lehrfreiheit in Anspruch zu nehmen etc.", so muß die Lehrfreiheit ihm zwar gestrichen, sonst aber die Subsistenz „so bedeutender Gaben, als womit der Verfasser ausgerüstet ist", vermittelt oder „er wenigstens durch huldreiche Gewährung einer Unterstützung gegen dringende Nahrungssorgen gesichert werden". Zur Vervollständigung der Menschenfreundlichkeit hätten die Facultätsmitglieder etwa einen Theil ihres Gehaltes den Bruno Bauer abtreten können, den er vielleicht wegen seiner „bedeutenden Gaben" viel eher verdiente und besser nutzen würde. — Nr. 3. Breslau: Bruno Bauer ist

noch ärger als Strauß; fort mit ihm: das „Reglement der Facultät" escortire ihn über die Grenze! So stimmen Hahn und Böhmer; denn Schulz enthält sich wegen Augenkrankheit des Abstimmens, und Dr. Mitteldorpf gibt ein Separatvotum dahin ab, daß, wenn auch die Facultät die Ansicht Bruno Bauer's mit Recht bedenklich finde, doch derselbe, weil sein Werk noch nicht vollendet der Beurtheilung vorliege, weil wissenschaftliche Schärfe darin sichtbar, weil eine Theologie durch Zweifel gehen müsse, und weil „die wahre Wissenschaft der Theologie aus dem Kampfe streitender Parteien nur Gewinn ziehen kann, und das selbst zum endlichen Heile der Religion" auf der Docentenlaufbahn befördert werden müsse. Was liegt diesem Votum zum Grunde? Der gutherzige Glaube an eine „Wissenschaft der Theologie", der Mangel an Einsicht in die Gefahr, welche der Theologie durch die Wissenschaft bereitet wird, mithin ein gänzliches Verkennen der Bruno Bauer'schen Angelegenheit. Der Theolog will — leben, und meint, Bruno Bauer sei dazu gut, ihm das Leben zu würzen. — Nr. 4. Greifswald. Dr. Schirmer und Finelius finden scharfsinnig heraus, daß Bruno Bauer's „religiöse und sittliche Weltanschauung im Allgemeinen eine christliche ist, und daß er mit seiner Grundüberzeugung auf christlichem Boden steht". Er erhält deshalb einige Zurechtweisungen über „vorgefaßte Ansicht", etwa in folgender Weise: „Wenn ich Jemanden von vorn herein darauf ansehe, daß er ein Thor sei, so hat mich, sobald ich dies hintennach beweise, nur meine «vorgefaßte Ansicht verblendet»", wird aber dann zu Gnaden angenommen, unter Anderm auch aus dem Grunde, weil „durch Maßregeln der Strenge Viele leicht ein größeres Gewicht auf die Bruno Bauer'schen Schriften legen möchten, als sie in sich haben." Das Votum der DD. Vogt und Kosegarten ist unter allen beiweitem das beste. S e sehen in des Verfassers „Philosophie des Selbstbewußtseins nichts Anderes als den Ver-

such, eine absolute Vergötterung des menschlichen Selbstbewußtseins zu vollziehen." Vergötterung ist freilich hier eine unrichtige Vorstellung, sonst aber folgt eine gute Entwickelung. Da nun aber „die Aufgabe der theologischen Facultät eine wissenschaftliche und religiöse ist, nicht Wissenschaft allein und im Allgemeinen, sondern wissenschaftliche Bildung zur Erkenntniß, Befestigung und Läuterung des — Glaubens" (also Wissenschaft als „Mittel" zum „kirchlichen Dienst"), so „mag Bruno Bauer versuchen, eine Gemeinde von Wissenden, wie sie von anderer Seite schon in Aussicht gestellt worden ist, zu bilden, nur unter dem Schilde der evangelisch-theologischen Facultät thue er es nicht!" Denn die „evangelische Kirche kann das Princip, materiell der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christum, formell der normativen Autorität der heil. Schrift, nicht aufgeben, ohne ihr eigenthümliches «Leben und Bestehen» aufzugeben." Hier ist Offenheit, und die Unterschriebenen wissen und gestehen es, daß es ihnen blos um das eigenthümliche „Leben und Bestehen" zu thun ist. — Soll man nun auch noch von der hallenser und königsberger Facultät sprechen? Sie wollen beide den Licentiaten Bruno Bauer behalten, aber aus Gründen, die der Anführung nicht einmal werth sind. Was würde die „Wirkung" sein, wenn man durch Bruno Bauer's Entfernung ein Eclat machte? „Die liberale Journalistik würde ihn ohne Zweifel als Märtyrer des Protestantismus und der Glaubensfreiheit preisen und als Opfer der Reaction beklagen; auf jeden Fall würde es eine allgemeine Entrüstung in der protestantischen Welt hervorrufen etc. etc." An dem hallenser Gutachten finden wir nur die Notiz sehr beherzigungswerth, daß der Minister Eichhorn zur Begründung eines Urtheils nicht erst auf das Gutachten der „sachverständigen" Facultäten gewartet, sondern selbst schon geurtheilt habe, daß die in der Schrift hervortretenden Ansichten das Wesentliche und den eigent-

lichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem innersten Grunde angreifen, sodaß mithin die Facultät diesem Urtheil nur — beitreten konnte.“ Glück auf, wir sind zu Ende. Nun schließlich noch zwei Nachblicke. Die „beschränkte Lehrfreiheit“ steht auf all den theologischen Fähnlein, die an uns vorüberzogen, niedlich eingestickt. Der Sinn dieser mystischen Figur ist folgender: Die wissenschaftliche Forschung ist „frei“, so lange sie eine „unfreie“ ist. Beispiel: Hätte Galilei nur geforscht, „wie“ die Sonne es anstelle, um die Erde zu laufen, so hätte er seine unschädliche „freie“ Forschung in alle Ewigkeit fortsetzen dürfen, zu großem Nutzen und Frommen der rechtgläubigen Christenmenschen. Da ihn aber diese Forschung dahin führte, zu fragen „ob“ sie sich überhaupt herumbewege, wurde die Sache gefährlich und die Forschung eine „zügellose, kecke, hyperskeptische, pseudokritische, krankhaft überspannte etc.“ Es war Hochverrath gegen den Glauben: Man hat den Satz: die Sonne bewegt sich um die Erde, als die „unwandelbare Grundlage der Christgläubigen“ vor sich. Auf diesem Tummelplatze darf Jeder herumspringen und allerlei Volten schlagen. Darüber hinaus liegt der Abgrund. Einen Teufel gibt's; das ist die „unwandelbare Grundlage“. So sollen denn auch die symbolischen Bücher nicht für unwandelbar gelten; aber gelten sollen sie, „denn ihr Princip ist unwandelbar.“ Das ist so zu verstehen: Wie ein Mensch nicht ein kleines Kind bleibt, sondern sich entwickelt, so soll sich auch unser „Bekenntniß“ entfalten. Aber abfallen soll diese Blume nie, sondern — unwandelbar bleiben. Bleibt denn der Mensch? Er geht ein in den Tod, geht um so muthiger hinein, je edler er ist. Aber die Theologen halten fest an der „unendlichen Perfectibilität“; denn es graust ihnen vorm Sterben. Ueberall ein Bild der Lebenslust und der Todesfurcht. Und dabei berufen sie sich überall auf Luther. Luther war vor 300 Jahren das aufblühende Kind. Der Theologe ist jetzt

300 Jahre alt und will noch immer ein jugendfrischer Luther sein. — Nun noch eine müßige Frage. Konnten die Facultäten anders urtheilen? Nein! So wenig als Einer, der die katholische Kirche für die „alleinseligmachende" hält, zugeben kann, daß die protestantische auch selig mache. Konnten aber die Facultäten sich nicht selbst überwinden und selbst verläugnen? Eine sinnlose Frage, ähnlich wie etwa die, ob ein verhärteter Bösewicht sich bekehren könne. Mit solchen leeren Möglichkeiten mag ein Scholasticus sich herumbeißen. Facta loquuntur. Es ist bekannt, daß der französische Adel auch „nichts vergessen und nichts gelernt hat". Hätte er vergessen und lernen — können? Er hat's bewiesen, daß er es nicht „gekonnt" hat.

28.

No. 313. Beilage. 9. November 1842.

Kunst und Wissenschaft.

Politische Ephemeriden. * Berlin, 5. Nov. Noch ist von dem „Patrioten. Inländische Fragen von L. Buhl", wenig gesprochen worden, da die Artikel der beiden ersten Hefte desselben weniger eingreifend waren. Es liegt jetzt aber das dritte und vierte Heft vor mir, aus denen gar Manches die weiteste Verbreitung verdient, weil es scharf in unsere Verhältnisse einschneidet. So finden sich in dem vierten Hefte Aufsätze über das berliner Armenwesen, die Besoldungs- und Einkommensverhältnisse der preussischen Postbeamten, ein Wort über Universitäten, über den preussischen Finanzetat für 1841, und der durch alle Hefte verfolgte „kleine Krieg". Im zweiten Hefte hatte sich der Verfasser den Spass gemacht, auf dem Umschlage den „Geist der Spener'schen Zeitung" darzustellen; den Umschlag des vierten Heftes zieren oder verunzieren die „publicistischen Leistungen der Staatszeitung". Diese ungraziöse Stellung

hat die letztere (es ist aber auch höchst ungalant, die Dame Staatszeitung im Vorgemach oder gar vor der Thür abzufertigen) so übel genommen, dass sie dem Verleger die Anzeige des Buchs verweigerte, falls er nicht darauf verzichten wollte, ihre „Leistungen" namhaft zu machen. Für diesmal greife ich Einiges aus dem zweiten Aufsatz „über die Besoldungs- und Einkommensverhältnisse der preussischen Postbeamten" heraus, weil es überraschend schnell gewirkt hat. Denn schon ist eine Erklärung des Oberpostamts erschienen, die das Dargestellte „grober Unwahrheit" zeiht, ohne irgend einen einzelnen Punkt zu widerlegen. Daher geziemt es uns, die Sache einstweilen als eine unwiderlegte kennen zu lernen. Die Besoldungsnormen für die einzelnen Kategorien der Provinzial-Postbeamten, welche vom verewigten König (1825) nach dem damaligen Geschäftsumfange genehmigt worden, hätten diesen ein ausreichendes und sorgenfreies Einkommen gewährt, wenn nur, wie der „Patriot" behauptet, die Verwaltungsbehörde selbst geneigt gewesen wäre, diese Besoldungsnormen streng zu befolgen. Aber „eine gerechte Verbesserung der mehr angestrengten Arbeiter widerstritt dem inzwischen von der Postbehörde angenommenen Verwaltungsprincipe. Das einseitige Ziel der Verwaltung war allein, von Jahr zu Jahr einen höhern reinen Ueberschuss zu erlangen, um durch die grössern Mittel in den Stand gesetzt zu werden, auch grössere Opfer für die äussere Eleganz der Transportmittel bringen zu können." Die nothwendig gewordene grössere Anzahl der Beamten wollte die Verwaltungsbehörde mit dem „bisherigen summarischen Geldaufwand unterhalten". Daher „liess sich der Postchef die Dispositionsbefugniss ertheilen, von den Besoldungsnormen abzugehen und sich nur innerhalb der im Ganzen bewilligten Normalbesoldungssumme bewegen zu dürfen". Darauf wurden die hohen Gehalte der wichtigern Stellen, wenn sie durch den Tod oder die Versetzung der Beamten vacant wurden, zerrissen, zwei bis

drei kleinere Stellen daraus dotirt, und damit so lange fortgefahren, bis nichts mehr zu dismembriren war. Endlich musste nun freilich der Besoldungsfonds eine Erhöhung erhalten; diese Erhöhung wurde aber grösstentheils nur zu Gehaltsverbesserungen in Berlin und für besonders Berücksichtigte, wie auch zur Dotirung derjenigen Beamten benutzt, welche bis dahin aus dem Diätenfonds remunerirt worden waren. So stehen die Sachen heute noch.“ „Ein anderer wichtiger, nicht zu widerlegender Vorwurf, heisst es weiter, der die gegenwärtige Verwaltung trifft, ist noch der: Sie hatte ausser den Normalbesoldungssätzen noch andere Mittel in Händen, die Lage der Beamten, wenn nicht durch fixe Gehaltszulagen, doch durch wirksame jährliche Unterstützungen zu lindern; ja sie war vom vorigen König ausdrücklich dazu verpflichtet, und benutzte diese Mittel dennoch nicht, wenigstens nicht in dem Masse, wie es der Wille des Königs oder die Mittel ihr geboten.“ Nach einigen Specialien über diesen Punkt wird weiter gesagt: „Die Ersparnisse bei dem vom Könige nur den Beamten zugewendeten Gratificationsfonds wurden zu «unbekannten Zwecken gesammelt und in der englischen Bank angelegt», anstatt dass sie im Lande zur Milderung der Noth der Beamten verwendet werden sollten. Diese neue Art, ersparte Staatsgelder anzulegen, rügte endlich mit Recht die Oberrechnungskammer, und in Folge einer Anzeige derselben an den vorigen König mussten diese Capitalien aus der englischen Bank zurückgezogen und zur Verwendung für Staatsbedürfnisse abgeliefert werden.“ Aus dieser nur bruchstückweise gegebenen Darstellung ersieht Jeder leicht, welche gerechte Ansprüche der „Patriot“ auf die aufmerksamste Beachtung des Publicums hat.

29.

No. 314. Beilage. 10. November 1842.

Kunst und Wissenschaft.

Politische Ephemeriden. * Berlin, 7. Nov. In dem dritten Hefte des „Patrioten von L. Buhl" findet sich unter Anderm ein Aufsatz über „Privatunterricht, Privat- und Parochialschulen". Wer wüsste nicht, dass es auf der ganzen Erde kein besseres Schulwesen gibt als das preussische! Diese banale Redensart hat die Reise um die Welt gemacht. Als ob wir blos im eigentlichen Schulwesen die Lichter der Welt wären! Wer ausser uns — die Russen als das cultivirteste Volk nehme ich aus: sie bleiben auch für uns das unerreichbare Ideal — wer, frage ich, hat ein Militair aufzuweisen von so ausgezeichnet stummem Subordinationsgeist und solch einer mechanischen Präcision? Wer einen Beamtenstand, in welchem wenigstens zwei Drittel so mit Leib und Seele Beamte wären, dass sie ausserdem — gar nichts sind? Und woher hätten wir denn dieses so wohlexercirte Heer und diese so enthaltsame Beamtenwelt? Doch nur daher, dass wir die Wichtigkeit der Bildung nach Gebühr zu schätzen wissen und Jedermann frühzeitig „schulen". Bei uns ist Alles „geschult", und wie geschult! Die Bäume im Garten Ludwig's XIV. können nicht besser geschult und geschoren gewesen sein. Wie könnte Jemand darauf kommen, die Musterhaftigkeit unserer Schulen zu bezweifeln, da wir so Alles, Alles schulen? Also fasse man die Sache nicht mit beschränktem Geist auf. Wir haben Höheres erstrebt und erreicht: bei uns ist die Schule das Leben, und das Leben, das ganze Leben eine — Schule. Schüler zu bleiben sein Leben lang, es ist in der That was Grosses und Schönes; es ist mehr, es ist die wahre Auflösung des Räthselworts: „unendliche Perfectibilität". Unter dem Schulmeister fort und fort zu stehen, erfodert es nicht die edelste Selbstverläugnung und erwirbt es nicht zugleich den billigen

Anspruch darauf, selbst einmal Schulmeister zu werden? Fürwahr, es geht uns auch die Schulmeisterei so ganz ins Blut über, wir haben den Schulmeister oder, um ausländisch zu reden, die ganze Polizei und Gendarmerie in uns, und nur was innerlich ist, sitzt fest. Also wozu eine ängstliche Sorgfalt für die aparten Schulanstalten, in denen nur Kinder geschult werden? Irrthum, wenn man den Ruhm unsers Schulwesens in diesem bornirten Verstande versteht. Mögen die Kinder noch so sehr versäumt werden, das holt sich bei uns leicht nach, hat nichts zu bedeuten: so ein wilder Schulbursche, der nachher in ein Aemtchen oder unter die Aufsicht des Viertelscommissars kommt, wird schon noch anfangen, schülerhaft zu werden, wenn er nur erst begreift, dass sich aus einer so und so viel tausend Quadratmeilen grossen Schulstube nicht leicht entlaufen lässt. Das muss man sich wohl einprägen, dass die Kinderschulen nicht das Wesentliche, die Hauptsache sind, bevor man den oben genannten Aufsatz liest, aus dem zu lernen ist, dass es damit bei uns so schlecht bestellt ist wie in irgend einem anderen Polizeistaate. So weisen die Theile immer auf das Ganze zurück: „Du hast wohl Recht. Ich finde nicht die Spur von einem Geist, und Alles ist Dressur."

30.

No. 318. Beilage. 14. November 1842.

Kunst und Wissenschaft.

Zeitcontroverse. * Berlin, 11. Nov. Hat die berliner Presse je zuvor ein Buch in die Welt geschickt, wie das soeben erschienene „Bruno Bauer und seine Gegner, von Edgar Bauer"? So kühn, so „zeitgemäss" und „ohne Falsch"! Was soll ich über das Buch noch weiter sagen? Nichts! Und über die Leser desselben? Der Verfasser bestimmt selbst über sie in der kleinen Vorrede: „Dieses Buch will nicht schön sein, aber deutlich, nicht ausweichend,

sondern gerade aus, nicht für eine aristokratische Gelehrtenkaste, sondern für Jeden, der lesen kann.“ Als Curiosum noch dies, dass ein Correspondent der Vossischen Zeitung dasselbe empfiehlt. Die Schrift setzt keineswegs Leser der Bruno Bauer'schen Werke voraus, sondern eben nur Leute, die „lesen können“; hieraus wird Jeder leicht entnehmen, dass Bruno Bauer nur den Ausgangspunkt bildet für die Behandlung der verschiedensten Zeitfragen. Und diese Zeitfragen — wahrhafte Zeitfragen sind stets ewige Ideen — werden hier nicht mit leiser Zimperlichkeit und feigen Umschweifen behandelt, sondern muthig, frei. Doch was hilft alle Beschreibung? Man muss das Buch lesen. Nur zur Anreizung und weil es Pflicht einer Allgemeinen Zeitung ist, über kühne Gedanken eines Schriftstellers, wenn sie den Weltzustand betreffen, die Leser weit und breit in Kenntniss zu setzen, hier einige Bruchstücke: „Jener arabische Eroberer liess die Bilbiothek in Alexandrien verbrennen. Denn alle Gelehrsamkeit, alles Denken der vergangenen Zeit war ihm nichts gegen das Eine, den Koran. Er handelte, wie jedes neue Princip handelt, wenn es sich Geltung verschaffen will: er vernichtete. Und das Princip beweist um so mehr Energie, es verkündet um so mehr seine innere Kraft, je totaler die Vernichtung ist, die von ihm ausgeht. Auch das Christenthum war nichts als ein gewaltsamer Vernichtungskampf, den ein neues Princip gegen die alte Welt anhub. Und die französische Revolution? Die Geschichte kennt kein ähnliches Beispiel einer urplötzlichern, mächtigern Erschütterung und Neubelebung der Menschheit. So ist es denn gewiss, dass jedes Princip, welches neu auftritt in der Weltgeschichte, vandalisch ist. Und es ist vandalisch, weil es bis zu seiner extremsten Ausbildung fortgehen muss. Und dies muss es, weil es sich nicht anders in seiner vollen Wahrheit entfalten, nicht anders das Ziel zeigen kann, zu welchem es die Menschheit hinführen will. Bei diesem seinem stürmischen Vordringen

bis zum Ziele hin wird es um so energischer, je mehr es Widerstand findet, ja dieser Widerstand ist nöthig, um ihm seine ganze Kraft zum Bewusstsein zu bringen. Das Princip zertritt auf seinem Gange, den ihm die eiserne Nothwendigkeit selber vorschreibt, Alles, was sich ihm nicht unbedingt anschliessen will; die Zerstörung, die es anhebt, ist schonungslos; und es ruht nicht eher, als bis es seine Feinde bis auf den letzten Mann daniedergeworfen hat. Kein Zwang von aussen kann ihm angelegt werden; kein Gesetz von aussen kann es hemmen. Rücksichtslos dringt es an, und nur das Gesetz der eignen Schwere, nur die Regel, die es in sich selbst hat, kann es sein, was ihm seinen Weg vorschreibt. Und nun, wie unendlich verschieden ist die Revolution unserer Zeit von den Revolutionen aller frühern!" ... „Was sollen eure Fragen nach Dem, was wir euch denn Neues bringen? Wir bringen euch keine neue Fessel, keinen neuen Koran, wir bringen euch nur euch selber. Die Revolution will die Menschheit nicht von neuem binden, nicht von neuem ihr mit gewaltsamer Autorität eine Regel aufdrängen, nach welcher sie sich fortan zu entwickeln habe. Und das kann die Revolution nicht, weil sie nicht eine Revolution des Mohammedanismus, nicht eine Revolution des Christianismus, sondern eine Revolution der Menschheit ist. Sie will, dass die Menschheit in sich selbst die Regel finde, nach welcher sie neuen Entwickelungen zustrebe. Sie will, dass die Menschheit rein aus sich selbst und mit dem stolzen Bewusstsein der eignen Kraft den Neubau beginne: einen Bau, der grossartiger sein wird als Alles, was die Menschheit bisher vollbracht hat; denn die Vernunft selbst wird es sein, welche ihn leitet." ... „Was uns so oft vorgeworfen wird, ist wahr: das neue Princip ist sansculotisch. Das heisst, die Wahrheit tritt in ihm nackt und unverhüllt auf, und sie glaubt um so eher zu siegen, je rücksichtsloser sie ist. Sie ist sansculotisch auch deshalb, weil sie sich nicht aristokratisch absperren, nicht als eine haute volée von Ideen

existiren will. Vielmehr will sie in alle Sphären eindringen, bis in die untersten Regionen will sie hinabsteigen, und durch den erhabenen Begriff der Menschheit vernichtet sie jeden Unterschied, adelt sie, heiligt sie den Geringsten. Nur durch diesen Begriff, unter dessen Fahne sie ihre Streiter beruft, gelingt es ihr, in diesen die Bereitwilligkeit für die grössten Opfer, den schonungslosesten Enthusiasmus hervorzurufen und einen Fanatismus, welcher vor nichts zurückschreckt. Mag nun die Partei der Menschheit für jetzt noch so klein sein, sie ist doch gewaltig und unbezwinglich, weil das Panier, unter dem sie ficht, ewig ist. Ja, sie braucht kaum zu kämpfen, denn die Gegenpartei, da sie in der Vernunft keine Stütze findet, ist geistverlassen, und, als ein gesetzloses Chaos, zusammengesetzt aus Eigensucht, Hass und Vorurtheil, muss sie in sich selbst einstürzen, muss sie sich selbst zerstören." ... „Das Alte ist an sich machtlos; darum haben es einige durch das Neue zu stützen gesucht, indem sie beides vermitteln wollten. Aber wenn sie wussten, dass im Neuen allein die Lebenskraft ist, warum wandten sie sich ihm nicht ganz zu? Warum haben sie den Lebenssaft des Neuen verfälscht, indem sie es mit dem Alten versetzten? Ihr, die ihr Christen zu sein behauptet, wisst nicht, dass auch das Christenthum an keinem seiner Bekenner es gelitten hätte, wenn er Jude und Christ, Heide und Christ zugleich hätte sein wollen. Nein, jedes Princip, besonders wenn es zuerst auftritt, muss sich von aller Vermittelung, aller Vermischung fern halten."

31.

No. 335. 1. December 1842.

Preußen.

○ Berlin, 29. Nov. Dem Entwurfe des neuen Ehescheidungsgesetzes liegt ein Axiom zu Grunde, von dem

sich die Meisten ohne Nachdenken gefangen nehmen lassen, die Meinung nämlich, dass die Ehescheidung ein Uebel sei. Da werden uns denn die Rheinprovinzen gerühmt, wo 50—60 Mal weniger Ehescheidungen vorkommen als im Kammergerichtsdepartement. Soll das beweisen, dass in der ehescheidungsscheuen Rheinprovinz weniger schlechte Ehen bestehen als in den alten Provinzen? Im Gegentheil, es bewiese eher, dass dort weit mehr, vielleicht eben 50—60 Mal mehr schlechte Ehen Bestand haben als hier: denn hier löst man die Scheinehen in ihr gebührendes Nichts auf, dort conservirt man sie wie heilige Reliquien. Was will man denn durch Erschwerung der Ehescheidung aufrecht erhalten? „Die Heiligkeit der Ehe!" Lassen wir den Ausdruck „heiliger" Ehestand vorerst gelten, so ist doch klar, dass ein heiliger Ehestand nicht auf Scheidung klagen wird. Mithin ist es nicht wahr, das man die „heilige" Ehe sichern will, sondern die „unheilige" Ehe will man verewigen. Das ist aber allerdings der Fluch aller Derer, die an „Heiligkeiten" kleben, dass sie das Unheilige heiligen, d. h. ihr Fluch ist die Werkheiligkeit. So lange man der Ehe keine andere Site abgewinnt als die „Heiligkeit", wird man nur inconsequenterweise gegen jenes Ehescheidungsgesetz eifern können; denn wenn das Sacrilegium nicht hart bestraft werden soll, wo soll denn harte Strafe eintreten? Schiebt man statt des „Sittlichen" das Prädicat des „Heiligen" unter, so verwirkt man durch Verletzung des „Heiligthums" mit Fug und Recht — nicht das Zuchthaus, nein! den Scheiterhaufen.

32.

No. 348. 14. Dezember 1842.

Preußen.

o Berlin, 11. Dec. Ein ergötzliches Seitenstück zu dem Beschluss unserer Stadtverordnetenversammlung, die,

wie bekannt, entschieden hat, dass aus der vielverlangten Oeffentlichkeit recht eigentlich nichts werden dürfe, denn der Vorsitzende wusste zur rechten Zeit die Bemerkung einzuflechten, dass die Zulassung der Oeffentlichkeit dem Wunsche der Regierung, insonderheit aber der bestimmtesten Erwartung des Oberpräsidenten, Hrn. v. Meding, durchaus entgegen sei. Das Seitenstück ist folgendes: Auch Director und Lehrer des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums haben in Folge der Veröffentlichung ihrer Absicht, alle Lehrstunden mit Gebet zu beginnen, eine Conferenz gehalten und schliesslich sich gegenseitig aufs Wort verpflichtet, nie mehr etwas von den Resultaten ihrer Conferenzen auszuplaudern, damit auch ihrerseits das weise System der Heimlichkeit aufrecht erhalten und jeder zudringliche Luftzug eines öffentlichen Urtheils abgesperrt werde. Und sie werden dieses ihr einmüthiges Gelöbniss gewiss aufs treulichste erfüllen, wie denn der Herr Director sogleich eine Probe seiner tiefen Verschwiegenheit dadurch ablegte, dass er es mir möglich machte, Ihnen dieses stille Conferenzgeheimniss „brühwarm" mitzutheilen. Ich hoffe, Ihre Zeitung wird Discretion genug besitzen, um dasselbe nur — in sich aufzunehmen und nach dem Beispiele des Herrn Directors kein Gerede weiter davon zu machen. Beiläufig bemerke ich nur noch, wie der Herr Director gar nicht beabsichtigte, jede Stunde mit Gebet zu eröffnen, „weil dies zu viel Zeit wegnehmen würde", sondern nur die Anfangsstunden damit einsegnen möchte, bis jetzt aber auf eine Opposition gestossen ist, die er indessen „mit Gottes Hülfe zu beseitigen hofft". Also: stille! stille! Nicht laut davon gesprochen!

33.

No. 365. 31. December 1842.

Preußen.

○ Berlin, 28. Dec. Unter den mannichfachen Bestrebungen in unserer Stadt, Reformen in den bürgerlichen

Verhältnissen und besonders Abschaffung bestehender Misbräuche herbeizuführen, ist jetzt auch bei den hiesigen jüdischen Einwohnern der Gedanke mit Entschiedenheit aufgetreten, ihrer Gemeindeverfassung eine zeitgemässe, dem Standpunkte der Aufklärung angemessene Umgestaltung zu verschaffen. Wie mangelhaft die Zusammensetzung des Vorstandes bis jetzt ist und wie weit dessen von aller Verantwortlichkeit freie Gewalt gehen kann, hat man bei seiner jüngsten Rabbinerwahl gesehen. Ich nenne diesen Actus euphemistisch „Wahl"; ob er aber diesen Namen verdiene, mag eine durch wenige Worte gegebene Uebersicht des dabei beobachteten Verfahrens zeigen. Was man nicht gethan hat, ist Folgendes: Man hat nicht die Gelehrten befragt, welche Candidaten auf die Wahlliste gesetzt werden sollen; man hat die Namen der eigenmächtig vorgeführten drei Candidaten nicht zur Kenntniss der Gemeinde gebracht; man hat die Gemeindeglieder gar nicht hören oder zur Wahl zulassen wollen; man hat keine Concurrenz eröffnet und hat endlich nicht einmal Probepredigten halten lassen. Dagegen hat man Folgendes gethan: Die beitragenden Mitglieder der Gemeinde, und zwar nur die beitragenden, wurden in drei Klassen getheilt: 1) in die meistbeitragende, 2) in die vielbeitragende, 3) in die mehr oder weniger beitragende. Die Namen einer jeden Klasse wurden in eine Urne gelegt, und dann aus jeder der beiden ersten Klassen elf, aus der dritten zehn Namen gelost; und diese gelosten oder gezogenen Herren sollten als Repräsentanten der ganzen Gemeinde im Jahr 1842 einen Oberrabbiner für Berlin wählen! Es bedarf weiter keines Wortes, um diesem Verfahren die Ehre des Namens „Wahl" zu entziehen. Eines andern auffallenden Umstandes muss hierbei noch Erwähnung geschehen. Unter den Männern der ersten Klasse sind Namen, die man schwerlich auf der Liste erwartet hätte, da sie nur die Gräber ihrer Vorfahren noch im Judenthum haben, die Wiegen ihrer Nachkommen aber im

Christenthum stehen. Man suchte den Grund der anfänglichen Weigerung des Dr. Frankel, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, in einem stolzen Ehrgefühl, in dem Gefühl eines grössern Selbstbewusstseins, das lieber auf die Stimme des Volkes hört als auf den Ruf weniger Unberufenen.

DRITTER ABSCHNITT

VIER ABHANDLUNGEN

1842—1844

Von den vier Abhandlungen, die sich als selbstständige Arbeiten, die über den Rahmen von Korrespondenzen weit hinausreichen, zu diesem Abschnitt gruppieren, erschienen die beiden ersten ebenfalls 1842 in der Rheinischen Zeitung (beide mit STIRNER gezeichnet), die beiden anderen in der „Berliner Monatsschrift", herausgegeben von Ludwig Buhl.

Der Aufsatz über „das unwahre Princip unserer Erziehung", die werthvollste und bedeutendste unter den kleineren Schriften Stirners, steht in den Beiblättern zu den vier Nummern 100, 102, 104 und 109 vom 10., 12., 14. und 19. April und wurde zum ersten Mal von mir wiedergedruckt in dem ersten Heft des sechsten Jahrganges der „Neuen deutschen Rundschau" (Freie Bühne) in Berlin vom Januar 1895.

Die zweite Abhandlung, ebenfalls von der grössten Bedeutung, über „Kunst und Religion" erschien bald nach dem ersten in dem Beiblatt zu der Nummer 165 vom 14. Juni. Zum ersten Male von mir wiederveröffentlicht wurde sie in dem „Magazin für Litteratur", und zwar in Nr. 52 des 63. Jahrgangs vom 29. Dezember 1894.

Seitdem hat sich — als einziges überhaupt von Stirner erhaltenes — das Manuscript dieser Arbeit wieder aufgefunden. Es ist in Facsimiledruck wiedergegeben in der dritten, als Privatausgabe gedruckten Auflage meiner Lebensgeschichte Stirner's. Der Abdruck in der Rheinischen Zeitung ist wortgetreu, jedoch nicht frei von Setzerfehlern und Abweichungen in der Schreibart mancher Worte. Hier ist der Aufsatz natürlich nach dem Original wiedergegeben, doch wurde das u. (= und) überall ausgedruckt. —

Nachdem Ludwig Buhl's Unternehmen, das dieser unter dem Titel „Berliner Monatsschrift" im Juli 1843 in Berlin geplant hatte, für Preussen, wie er vorausgesehen, an der

Censur gescheitert war, gab er das „erste und einzige“ Heft desselben in Mannheim 1845 im Selbstverlage heraus. Der kleine, über zwanzig Bogen starke Band — heute sehr selten — enthält zwei Aufsätze Stirners; der erste: „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat“ eröffnet ihn nach einem „Offenen Bekenntniss“, den Urtheilen des Ober-Censurgerichts und dem ursprünglichen „Prospectus“ Buhl's auf den Seiten 34—49. Er ist unterzeichnet: „STIRNER“.

Der zweite Aufsatz, den Stirner für die Buhl'sche „Berliner Monatsschrift“ schrieb, eine Besprechung der damals so grosses Aufsehen erregenden „Mysterien von Paris“ von Eugene Sue, ist der letzte in dem Bande und füllt dort die Seiten 302—332. Er ist unterzeichnet mit „MAX SCHMIDT“ — einer offenbar irrthümlichen Verbindung des Pseudonyms und Familiennamens Schmidt-Stirners; dass er von Stirner herrührt, ist fraglos.

DAS UNWAHRE PRINCIP UNSERER ERZIEHUNG

ODER

DER HUMANISMUS UND REALISMUS

Weil unsere Zeit nach dem Worte ringet, womit sie ihren Geist ausspreche, so treten viele Namen in den Vordergrund und machen alle Anspruch darauf, der rechte Name zu sein. Auf allen Seiten zeigt unsere Gegenwart das bunteste Parteiengewühl, und um den verwesenden Nachlass der Vergangenheit sammeln sich die Adler des Augenblicks. Es giebt aber der politischen, socialen, kirchlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, moralischen und anderer Leichname überall eine grosse Fülle, und ehe sie nicht alle verzehrt sind, wird die Luft nicht rein und der Athem der lebenden Wesen bleibt beklommen.

Ohne unser Zuthun bringt die Zeit das rechte Wort nicht zu Tage; wir müssen Alle daran mitarbeiten. Wenn aber auf uns dabei so viel ankommt, so fragen wir billig, was man aus uns gemacht hat und zu machen gedenkt; wir fragen nach der Erziehung, durch die man uns zu befähigen sucht, die Schöpfer jenes Wortes zu werden. Bildet man unsere Anlage, Schöpfer zu werden, gewissenhaft aus, oder behandelt man uns nur als Geschöpfe, deren Natur blos eine Dressur zulässt? Die Frage ist so wichtig, als es eine unserer socialen nur irgend sein kann, ja sie ist die wichtigste, weil jene auf dieser letzten Basis ruhen. Seid etwas Tüchtiges, so werdet ihr auch etwas Tüchtiges wirken; sei „Jeder vollendet in sich," so wird eure Gemeinschaft, euer

sociales Leben, auch vollendet sein. Darum kümmern wir uns vor Allem darum, was man aus uns macht in der Zeit unserer Bildsamkeit; die Schulfrage ist eine Lebensfrage. Das springt auch jetzt genugsam in die Augen, und seit Jahren wird auf diesem Felde mit einer Hitze und Offenheit gefochten, die jene auf dem Gebiete der Politik darum weit übertrifft, weil sie nicht auf die Hemmnisse eigenmächtiger Gewalt stösst. Ein ehrwürdiger Veteran, der Professor Theodor Heinsius, der wie der verstorbene Professor Krug sich Kraft und Strebsamkeit bis in sein hohes Alter bewahrt hat, sucht neuerdings wieder durch eine kleine Schrift das Interesse für diese Sache anzufachen. Er nennt sie ein „Konkordat zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkte betrachtet. Berlin 1842". Zwei Parteien kämpfen um den Sieg, und wollen jede ihr Erziehungsprinzip unserem Bedürfnisse als das beste und wahrhafte empfehlen: die Humanisten und Realisten. Ohne es mit den einen oder andern verderben zu wollen, redet Heinsius in dem Büchelchen mit jener Milde und Versöhnlichkeit, die beiden ihr Recht widerfahren zu lassen meint und dabei der Sache selbst das grösste Unrecht thut, weil dieser nur mit schneidender Entschiedenheit gedient ist. Es bleibt nun einmal diese Sünde wider den Geist der Sache das unablösbare Erbtheil aller weichmütigen Vermittler. „Konkordate" bieten nur ein feiges Auskunftsmittel:

Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder,
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Heinsius entwirft, ehe er an seine eigenen Vorschläge kommt, eine kurze Skizze des historischen Verlaufes von der Reformation an. Die Periode zwischen der Reformation und Revolution ist — was ich hier ohne Begründung nur

behaupten will, weil ich es bei einer andern Gelegenheit ausführlicher darzustellen gedenke — die des Verhältnisses zwischen Mündigen und Unmündigen, zwischen Herrschenden und Dienenden, Gewaltigen und Machtlosen, kurz die Unterthänigkeitsperiode. Abgesehen von jedem anderen Grunde, der zu einer Ueberlegenheit berechtigen mochte, hob die Bildung, als eine Macht, Den, der sie besass, über den Ohnmächtigen, der ihrer entbehrte, empor, und der Gebildete galt in seinem Kreise, so gross oder klein derselbe war, als der Mächtige, der Gewaltige, der Imponirende: denn er war eine Autorität. Nicht Alle konnten zu dieser Herrschaft und Autorität berufen sein; darum war auch die Bildung nicht für Alle und eine allgemeine Bildung widersprach jenem Prinzipe. Die Bildung verschafft Ueberlegenheit und macht zum Herrn: so war sie in jenem Herrn-Zeitalter Mittel zur Herrschaft. Allein die Revolution durchbrach die Herrn- und Diener-Wirthschaft, und der Grundsatz trat in's Leben: Jeder sei sein eigener Herr. Damit war die nothwendige Folge verknüpft, dass die Bildung, die ja zum Herrn macht, forthin eine universelle werden musste, und die Aufgabe stellte sich von selbst ein, nunmehr die wahrhaft universelle Bildung zu finden. Der Drang nach universeller, Allen zugänglicher Bildung musste zum Kampfe gegen die hartnäckig behauptete exklusive anrücken, und die Revolution musste auch auf diesem Felde gegen das Herrentum der Reformationsperiode das Schwert zücken. Der Gedanke der allgemeinen Bildung stiess zusammen mit der ausschliesslichen, und durch manche Phasen und unter allerhand Namen zog sich Krieg und Schlacht bis in den heutigen Tag herein. Für die Gegensätze, die in feindlichen Lagern einander gegenüber stehen, wählt Heinsius die Namen Humanismus und Realismus, und wir wollen sie, so wenig zutreffend sie auch sind, doch als die gewöhnlichsten beibehalten.

Bis im 18. Jahrhundert die Aufklärung ihr Licht zu verbreiten anfing, lag die sogenannte höhere Bildung ohne Einspruch in den Händen der Humanisten und beruhte fast allein auf dem Verständniss der alten Klassiker. Daneben ging eine andere Bildung einher, welche ihr Muster gleichfalls im Alterthum suchte und der Hauptsache nach auf eine erkleckliche Kenntniss der Bibel hinauskam. Dass man in beiden Fällen die beste Bildung der antiken Welt zu seinem einzigen Stoff ausersah, beweist genugsam, wie wenig das eigene Leben noch etwas Würdiges darbot, und wie weit wir noch davon entfernt waren, aus eigener Originalität die Formen der Schönheit, aus eigener Vernunft den Inhalt der Wahrheit erschaffen zu können. Wir hatten Form und Inhalt erst zu lernen, wir waren Lehrlinge. Und wie die antike Welt durch Klassiker und Bibel als Herrin über uns gebot, so war — was sich historisch beweisen lässt — das Herr- und Diener-Sein überhaupt das Wesen unseres gesammten Treibens, und lediglich aus dieser Natur des Zeitalters erklärt es sich, warum man so unbefangen nach einer „höheren Bildung" trachtete und vor dem gemeinen Volke sich durch sie auszuzeichnen beflissen war. Mit der Bildung wurde ihr Besitzer ein Herr der Ungebildeten. Eine volksthümliche Bildung würde dem entgegen gewesen sein, weil das Volk den gelehrten Herrn gegenüber im Laienstande verharren und die fremde Herrlichkeit nur anstaunen und verehren sollte. So setzte sich der Romanismus in der Gelehrsamkeit fort, und seine Stützen sind Latein und Griechisch. Ferner konnte es nicht fehlen, dass diese Bildung durchgehends eine formelle blieb, sowohl deshalb, weil von dem verstorbenen und längst begrabenen Alterthum ja nur die Formen, gleichsam die Schemen der Literatur und Kunst, sich zu erhalten im Stande waren, als besonders deshalb, weil Herrschaft über Menschen gerade durch formelles Uebergewicht erworben und behauptet wird: es bedarf nur

eines gewissen Grades von geistiger Gewandtheit zur Ueberlegenheit über die Ungewandten. Die sogenannte höhere Bildung war daher eine elegante Bildung, ein sensus omnis elegantiae, eine Bildung des Geschmacks und Formensinns, die zuletzt gänzlich zu einer grammatischen herabzusinken drohte, und die deutsche Sprache selbst so sehr mit dem Geruche Latium's parfümirte, dass man heute noch z. B. in der soeben erschienenen „Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates. Ein Buch für Jedermann. Von Zimmermann" die schönsten lateinischen Satzbildungen zu bewundern Gelegenheit hat.

Indessen richtete sich allgemach aus der Aufklärung ein Geist des Widerspruchs gegen diesen Formalismus auf, und zu der Anerkennung unverlierbarer und allgemeiner Menschenrechte gesellte sich die Forderung einer Alle umfassenden, einer menschlichen Bildung. Der Mangel einer reellen und in das Leben eingreifenden Belehrung war an der bisherigen Verfahrungsweise der Humanisten einleuchtend und erzeugte die Forderung einer praktischen Ausbildung. Fortan sollte alles Wissen Leben, das Wissen gelebt werden; denn erst die Realität des Wissens ist seine Vollendung. Gelang es, den Stoff des Lebens in die Schule einzuführen, durch ihn etwas Allen Brauchbares zu bieten, und eben darum Alle für diese Vorbereitung aufs Leben zu gewinnen und der Schule zuzuwenden, so beneidete man die gelehrten Herren nicht mehr um ihr absonderliches Wissen, und das Volk beendete seinen Laienstand. Den Priesterstand der Gelehrten und den Laienstand des Volkes aufzuheben, ist das Streben des Realismus, und darum muß er den Humanismus überflügeln. Aneignung der klassischen Formen des Alterthums begann zurückgedrängt zu werden, und mit ihr verlor die Autoritäts-Herrschaft ihren Nimbus. Die Zeit sträubte sich gegen den althergebrachten Respekt vor der Gelehrsamkeit, wie sie denn überhaupt gegen jeden Respekt sich auflehnt. Der wesent-

liche Vorzug der Gelehrten, die allgemeine Bildung, sollte Allen zu Gute kommen. Was ist aber, fragte man, allgemeine Bildung anders, als die Befähigung, trivial ausgedrückt, „über alles mitreden zu können" ernster gesprochen, die Befähigung, jedes Stoffes Herr zu werden? Man sah, die Schule war hinter dem Leben zurückgeblieben, indem sie sich nicht nur dem Volke entzog, sondern auch bei ihren Zöglingen über der exclusiven Bildung die universelle versäumte, und sie anzuhalten unterliess, eine Menge Stoff, der uns vom Leben aufgedrungen wird, schon auf der Schule zu bemeistern. Hat ja doch die Schule, dachte man, die Grundlinien unserer Versöhnung mit Allem, was das Leben darbietet, zu ziehen und dafür zu sorgen, dass keiner der Gegenstände, mit welchen wir uns dereinst befassen müssen, uns völlig fremd und ausser dem Bereich unserer Bewältigung sei. Daher wurde aufs eifrigste Vertrautheit mit den Dingen und Verhältnissen der Gegenwart gesucht und eine Pädagogik in Aufnahme gebracht, welche auf Alle Anwendung finden musste, weil sie das Allen gemeinsame Bedürfniss, sich in ihre Welt und Zeit zu finden, befriedigte. Die Grundsätze der Menschenrechte gewannen in dieser Weise auf dem pädagogischen Gebiete Leben und Realität: die Gleichheit, weil jene Bildung Alle umfasste, und die Freiheit, da man in dem, was man brauchte, bewandert, mithin unabhängig und selbstständig wurde.

Indess das Vergangene zu fassen, wie der Humanismus lehrt, und das Gegenwärtige zu ergreifen, worauf es der Realismus absieht, führt beides nur zur Macht über das Zeitliche. Ewig ist nur der Geist, welcher sich erfasst. Deshalb empfingen Gleichheit und Freiheit auch nur ein untergeordnetes Dasein. Man konnte wohl Andern gleich, und von ihrer Autorität emancipirt werden; von der Gleichheit mit sich selbst, von der Ausgleichung und Versöhnung unseres zeitlichen und ewigen Menschen, von der Verklärung unserer Natürlichkeit zur Geistigkeit, kurz von

der Einheit und der Allmacht unseres Ich's, das sich selbst genügt, weil es ausser ihm nichts Fremdes stehen lässt —: Davon liess sich in jenem Princip kaum eine Ahnung erkennen. Und die Freiheit erschien wohl als Unabhängigkeit von Autoritäten, war aber noch leer an Selbstbestimmung und lieferte noch keine Thaten eines in sich freien Menschen, Selbstoffenbarungen eines rücksichtslosen, d. h. eines aus dem Fluctuiren der Reflexion erretteten Geistes. Der formell Gebildete sollte freilich nicht mehr über den Meeresspiegel der allgemeinen Bildung hervorragen und verwandelte sich aus einem „höher Gebildeten" in einen „einseitig Gebildeten" (als welcher er natürlich seinen unbestrittenen Werth behält, da alle allgemeine Bildung bestimmt ist, in die verschiedensten Einseitigkeiten specieller Bildung auszustrahlen); allein der im Sinne des Realismus Gebildete war auch nicht über die Gleichheit mit Andern und die Freiheit von Andern, nicht über den sogenannten „praktischen Menschen" hinausgekommen. Zwar konnte die leere Eleganz des Humanisten, des Dandy, der Niederlage nicht entgehen; allein der Sieger gleisste vom Grünspane der Materialität und war nichts Höheres, als ein geschmackloser Industrieller. Dandismus und Industrialismus streiten um die Beute lieblicher Knaben und Mädchen und tauschen oft verführerisch ihre Rüstungen, indem der Dandy im ungeschliffenen Cynismus und der Industrielle mit weisser Wäsche erscheint. Allerdings wird das lebendige Holz industrieller Streitkolben die trockenen Stecken dandistischer Entmarkung zerbrechen; lebendig aber oder todt, Holz bleibt Holz, und soll die Flamme des Geistes leuchten, so muss das Holz in Feuer aufgehen.

Warum muss inzwischen auch der Realismus, wenn er, wozu ihm doch die Fähigkeit nicht abzusprechen, das Gute des Humanismus in sich aufnimmt, gleichwohl zu Grunde gehen? Gewiss kann er das Unveräusserliche und Wahre des Humanismus, die formelle Bildung, in sich aufnehmen,

was ihm mehr und mehr durch die möglich gewordene Wissenschaftlichkeit und vernünftige Behandlung aller Lehrobjekte leicht gemacht wird (ich erinnere nur beispielsweise an Beckers Leistungen für die deutsche Grammatik), und durch diese Veredlung seinen Gegner aus der festen Position verdrängen. Da der Realismus so gut als der Humanismus davon ausgeht, dass es die Bestimmung aller Erziehung sei, dem Menschen Gewandtheit zu verschaffen, und Beide z. B. darin übereinkommen, dass man sprachlich an alle Wendungen des Ausdrucks gewöhnen, mathematisch die Wendungen der Beweise einschärfen müsse u. s. w., dass man also auf Meisterschaft in Handhabung des Stoffes, auf Bemeisterung desselben hinzuarbeiten habe: so wird es gewiss nicht ausbleiben, dass auch der Realismus endlich als letztes Ziel die Geschmacksbildung anerkenne und die formirende Thätigkeit obenan stelle, wie das schon jetzt zum Theil der Fall ist. Denn in der Erziehung hat ja doch aller gegebene Stoff nur darin seinen Werth, dass die Kinder lernen, etwas damit anzufangen, ihn zu gebrauchen. Wohl darf nur Nützliches und Brauchbares, wie die Realisten wollen, eingeprägt werden; allein der Nutzen wird doch einzig im Formiren zu suchen sein, im Verallgemeinern, im Darstellen, und man wird diese humanistische Forderung nicht abweisen können. Die Humanisten haben darin Recht, dass es vornehmlich auf die formelle Bildung ankommt — darin Unrecht, dass sie diese nicht in der Bewältigung jedes Stoffes finden; die Realisten verlangen das Richtige darin, dass jeder Stoff auf der Schule angefangen werden müsse, das Unrichtige dann, wenn sie nicht die formelle Bildung als hauptsächlichen Zweck ansehen wollen. Der Realismus kann, wenn er die rechte Selbstverläugnung übt und sich nicht den materialistischen Verführungen hingiebt, zu dieser Ueberwindung seines Widersachers und zugleich zur Versöhnung mit ihm kommen. Warum feinden wir ihn nun dennoch an?

Wirft er denn wirklich die Schale des alten Princips von sich, und steht er auf der Höhe der Zeit? Darnach ist ja doch Alles zu beurtheilen, ob es sich zu der Idee bekennt, welche die Zeit als ihr Theuerstes errungen hat, oder ob es hinter ihr einen stationairen Platz einnimmt. — Es muss jene unvertilgbare Furcht auffallen, mit der die Realisten vor der Abstraction und Spekulation zurückschaudern, und ich will deshalb ein Paar Stellen aus Heinsius hierhersetzen, der in diesem Punkte steifen Realisten nichts nachgibt, und mir Anführungen aus diesen erspart, die leicht zu geben wären. Seite 9 heisst es: „Man hörte auf den höheren Bildungsanstalten von philosophischen Systemen der Griechen, von Aristoteles und Plato, auch wohl der Neuern, von Kant, dass er die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als unerweislich hingestellt, von Fichte, dass er die moralische Weltordnung an die Stelle des persönlichen Gottes gesetzt, von Schelling, Hegel, Herbart, Krause, und wie alle die Entdecker und Verkünder überirdischer Weisheit heissen mögen. Was, sagte man, sollen wir, soll die deutsche Nation mit idealistischen Schwärmereien anfangen, die weder den empirischen und positiven Wissenschaften, noch dem praktischen Leben angehören, und dem Staate nicht frommen? was mit einer dunkeln Erkenntniss, die nur den Zeitgeist verwirrt, zu Unglauben und Atheismus führt, die Gemüther spaltet, die Studirenden selbst von den Lehrstühlen ihrer Apostel verscheucht, und sogar unsere Nationalsprache verdunkelt, da sie die klarsten Begriffe des gesunden Menschenverstandes in mystische Räthsel umwandelt? Ist das die Weisheit, die unsere Jugend zu sittlich guten Menschen, denkenden Vernunftwesen, treuen Bürgern, brauchbaren und tüchtigen Arbeitern in ihrem Beruf, liebenden Gatten und sorgsamen Vätern für die Begründung häuslichen Wohlseins heranbilden soll?“ Und Seite 45: „Sehen wir auf die Philosophie und Theologie, die als Wissenschaften des Denkens und Glaubens für das

Wohl der Welt oben an gestellt werden, was sind sie durch ihre gegenseitigen Reibungen geworden, seit Luther und Leibniz die Bahn dazu brachen? Der Dualismus, Materialismus, Spiritualismus, Naturalismus, Pantheismus, Realismus, Idealismus, Supernaturalismus, Rationalismus, Mysticismus und wie alle die abstrusen —ismen überspannter Spekulationen und Gefühle heissen mögen: was haben sie denn nun dem Staat, der Kirche, den Künsten, der Volkscultur für Segen gebracht? Das Denken und Wissen ist freilich in seinem Umfang erweitert, ist aber jenes auch deutlicher und dieses sicherer geworden? Die Religion, als Dogma, ist reiner, aber der subjektive Glaube ist verworrener, geschwächt, in seinen Stützen gebrochen, durch Kritik und Hermeneutik erschüttert, oder in Schwärmerei und pharisäische Scheinheiligkeit umgewandelt, und die Kirche? — ach, — ihr Leben ist Zwiespalt oder Tod. Ist es nicht so? —" Weshalb zeigen sich denn die Realisten der Philosophie so abhold? Weil sie ihren eigenen Beruf verkennen und mit aller Gewalt beschränkt bleiben wollen, statt unumschränkt zu werden! Warum hassen sie die Abstraktion? Weil sie selbst abstrakt sind, weil sie von der Vollendung ihrer selbst, von dem Aufschwung zur erlösenden Wahrheit abstrahiren!

Wollen wir etwa die Pädagogik den Philosophen in die Hände spielen? Nichts weniger als das! sie würden sich ungeschickt genug benehmen. Denen allein werde sie anvertraut, die mehr sind, als Philosophen, darum aber auch unendlich mehr, als Humanisten oder Realisten. Die letzteren haben den richtigen Geruch, dass auch die Philosophen untergehen müssen, aber keine Ahnung davon, dass ihrem Untergange eine Auferstehung folgt: sie abstrahiren von der Philosophie, um ohne sie in den Himmel ihrer Zwecke zu gelangen, sie überspringen sie und — fallen in den Abgrund eigener Leerheit, sie sind, gleich dem ewigen Juden, unsterblich, nicht ewig. Nur die Philosophen können

sterben und finden im Tode ihr eigentliches Selbst; mit ihnen stirbt die Reformations-Periode, das Zeitalter des Wissens. Ja, so ist es, das Wissen selbst muss sterben, um im Tode wieder aufzublühen als Wille; die Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, diese herrlichen Blumen dreier Jahrhunderte, werden in den Mutterschooss der Erde zurücksinken, damit eine neue Freiheit, die des Willens, von ihren edelsten Säften sich nähre. Das Wissen und seine Freiheit war das Ideal jener Zeit, das auf der Höhe der Philosophie endlich erreicht worden ist: hier wird der Heros sich selbst den Scheiterhaufen erbauen und sein ewiges Theil in den Olymp retten. Mit der Philosophie schliesst unsere Vergangenheit ab, und die Philosophen sind die Raphaele der Denk-Periode, an welchen das alte Prinzip in leuchtender Farbenpracht sich vollendet und durch Verjüngung aus einem zeitlichen ein ewiges wird. Wer hinfort das Wissen bewahren will, der wird es verlieren; wer es aber aufgibt, der wird es gewinnen. Die Philosophen allein sind berufen zu diesem Aufgeben und diesem Gewinste: sie stehen vor dem flammenden Feuer und müssen, wie der sterbende Heros, ihre irdische Hülle verbrennen, wenn der unvergängliche Geist frei werden soll.

So viel als möglich muss verständlicher gesprochen werden. Darin nämlich liegt noch immer der Fehler unserer Tage, dass das Wissen nicht vollendet und zur Durchsichtigkeit gebracht wird, dass es ein materielles und formelles, ein positives bleibt, ohne sich zum absoluten zu steigern, dass es uns befrachtet als eine Bürde. Aehnlich jenem Alten muss man Vergesslichkeit wünschen, muss aus der beseligenden Lethe trinken: sonst kommt man nicht zu sich. Alles Grosse muss zu sterben wissen und durch seinen Hintritt sich verklären; nur das Klägliche sammelt, gleich dem starrgliedrigen Reichskammergerichte, Akten auf Akten und spielt Jahrtausende in zierlichen Porzellanfiguren, wie die unvergängliche Kinderei der Chinesen.

Das rechte Wissen vollendet sich, indem es aufhört, Wissen zu sein, und wieder ein einfacher menschlicher Trieb wird, — der Wille. So wird z. B. der, welcher Jahre lang über seinen „Beruf als Mensch" nachgedacht hat, alle Sorgen und Pilgerschaften des Suchens in demselben Augenblicke in die Lethe eines einfachen Gefühles, eines von Stund an allmählich leitenden Triebes versenken, in welchem er jenen gefunden hat. Der „Beruf des Menschen," dem dieser auf tausend Pfaden und Stegen der Forschung nachspürte, schlägt, sobald er erkannt worden, in die Flamme des sittlichen Willens aus und durchglüht die Brust des nicht mehr im Suchen zerstreuten, sondern wieder frisch und naiv gewordenen Menschen.

Auf, bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenroth.

Das ist das Ende und zugleich die Unvergänglichkeit, die Ewigkeit des Wissens: das Wissen, das wieder einfach und unmittelbar geworden, als Wille sich (das Wissen) in jeder Handlung von neuem und in neuer Gestalt setzt und offenbart. Nicht der Wille ist von Haus aus das Rechte, wie uns die Praktischen gerne versichern möchten, nicht überspringen darf man das Wissenwollen, um gleich im Willen zu stehen, sondern das Wissen vollendet sich selbst zum Willen, wenn es sich entsinnlicht und als Geist, „der sich den Körper baut," sich selbst erschafft. Darum haften an jeder Erziehung, die nicht auf diesen Tod und diese Himmelfahrt des Wissens ausgeht, die Gebrechen der Zeitlichkeit, die Formalität und Materialität, der Dandismus und Industrialismus. Ein Wissen, welches sich nicht so läutert und concentrirt, dass es zum Wollen fortreisst, oder mit anderen Worten, ein Wissen, welches mich nur als ein Haben und Besitz beschwert, statt ganz und gar mit mir zusammengegangen zu sein, so dass das freibewegliche Ich, von keiner nachschleppenden Habe genirt, frischen

Sinnes die Welt durchzieht, ein Wissen also, das nicht persönlich geworden, gibt eine ärmliche Vorbereitung aufs Leben ab. Man will es nicht zur Abstraktion kommen lassen, worin doch erst die wahre Weihe allem concreten Wissen verliehen wird: denn durch sie wird der Stoff wirklich getödtet und in Geist verwandelt, dem Menschen aber die eigentliche und letzte Befreiung gegeben. Nur in der Abstraktion ist die Freiheit: der freie Mensch nur der, welcher das Gegebene überwunden und selbst das aus ihm fragweise Herausgelockte wieder in die Einheit seines Ich's zusammengenommen hat.

Ist es der Drang unserer Zeit, nachdem die Denkfreiheit errungen, diese bis zu jener Vollendung zu verfolgen, durch welche sie in die Willensfreiheit umschlägt, um die letztere als das Princip einer neuen Epoche zu verwirklichen, so kann auch das letzte Ziel der Erziehung nicht mehr das Wissen sein, sondern das aus dem Wissen geborene Wollen, und der sprechende Ausdruck dessen, was sie zu erstreben hat, ist: der persönliche oder freie Mensch. Die Wahrheit selbst besteht in nichts Anderem, als in dem Offenbaren seiner selbst, und dazu gehört das Auffinden seiner selbst, die Befreiung von allem Fremden, die äusserste Abstraktion oder Entledigung von aller Autorität, die wiedergewonnene Naivetät. Solche durchaus wahre Menschen liefert die Schule nicht; wenn sie dennoch da sind, so sind sie es trotz der Schule. Diese macht uns wohl zu Herrn über die Dinge, allenfalls auch zu Herrn über unsere Natur; zu freien Naturen macht sie uns nicht. Kein noch so gründliches und ausgebreitetes Wissen, kein Witz und Scharfsinn, keine dialektische Feinheit bewahrt uns vor der Gemeinheit des Denkens und Wollens. Es ist wahrlich nicht das Verdienst der Schule, wenn wir nicht die Selbstsucht aus ihr mitbringen. Jede Art entsprechender Eitelkeit und jede Art der Gewinnsucht, Aemtergier, mechanischer und serviler Dienstbeflissenheit,

Achselträgerei u. s. w. verbindet sich sowohl mit dem ausgebreiteten Wissen, als mit der eleganten, klassischen Bildung, und da dieser ganze Unterricht keinerlei Einfluss auf unser sittliches Handeln ausübt, so verfällt er häufig dem Loose, so weit vergessen zu werden, als er nicht gebraucht wird: man schüttelt den Schulstaub ab. Und dies Alles darum, weil die Bildung nur im Formellen oder im Materiellen, höchstens in Beiden gesucht wird, nicht in der Wahrheit, in der Erziehung des wahren Menschen. Die Realisten machen zwar einen Fortschritt, indem sie verlangen, der Schüler solle das finden und verstehen, was er lernt: Diesterweg z. B. weiss viel von dem „Erlebungsprincip" zu reden; allein das Object ist auch hier nicht die Wahrheit, sondern irgend ein Positives (wohin auch die Religion zu rechnen), das der Schüler mit der Summe seines übrigen positiven Wissens in Uebereinstimmung und Zusammenhang zu bringen angeleitet wird, ohne irgend eine Erhebung über die Vierschrötigkeit des Erlebens und Anschauens, und ohne allen Anreiz, mit dem Geiste, welchen er durch Anschauung gewonnen, weiter zu arbeiten und aus ihm zu produciren d. h. spekulativ zu sein, was praktisch so viel sagen will, als zu sein und sittlich zu handeln. Im Gegentheil, verständige Leute zu erziehen, das soll genügen; auf vernünftige Menschen ist's nicht eigentlich abgesehen; Dinge und Gegebenes zu verstehen, dabei hat's sein Bewenden, — sich zu vernehmen, scheint nicht Jedermanns Sache zu sein. So fördert man den Sinn für das Positive, sei es nach seiner formellen oder zugleich nach seiner materiellen Seite, und lehrt: sich in das Positive schicken. Wie in gewissen anderen Sphären, so lässt man auch in der pädagogischen die Freiheit nicht zum Durchbruch, die Kraft der Opposition nicht zu Worte kommen: man will Unterwürfigkeit. Nur ein formelles und materielles Abrichten wird bezweckt, und nur Gelehrte gehen aus den Menagerien der Humanisten, nur „brauch-

bare Bürger" aus denen der Realisten hervor, die doch beide nichts als unterwürfige Menschen sind. Unser guter Fond von Ungezogenheit wird gewaltsam erstickt und mit ihm die Entwicklung des Wissens zum freien Willen. Resultat des Schullebens ist dann das Philisterthum. Wie wir uns in der Kindheit in Alles zu finden gewöhnten, was uns aufgegeben wurde, so finden und schicken wir uns später ins positive Leben, schicken uns in die Zeit, werden ihre Knechte und sogenannte gute Bürger. Wo wird denn an Stelle der bisher genährten Unterwürfigkeit ein Oppositionsgeist gestärkt, wo wird statt des lernenden Menschen ein schaffender erzogen, wo verwandelt sich der Lehrer in den Mitarbeiter, wo erkennt er das Wissen als umschlagend in das Wollen, wo gilt der freie Mensch als Ziel, und nicht der blos gebildete? Leider nur erst an wenigen Orten. Die Einsicht muss aber allgemeiner werden, dass nicht die Bildung, die Civilisation, die höchste Aufgabe des Menschen ausmacht, sondern die Selbstbethätigung. Wird darum die Bildung vernachlässigt werden? Gerade so wenig, als wir die Denkfreiheit einzubüssen gesonnen sind, indem wir sie in die Willensfreiheit eingehen und sich verklären lassen. Wenn der Mensch erst seine Ehre darein setzt, sich selbst zu fühlen, zu kennen und zu bethätigen, also in Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und Freiheit, so strebt er von selbst, die Unwissenheit, die ihm ja den fremden, undurchdrungenen Gegenstand zu einer Schranke und Hemmung seiner Selbsterkenntniss macht, zu verbannen. Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig immer wieder selbst befreien; macht man sie hingegen nur gebildet, so werden sie sich auf höchst gebildete und feine Weise allezeit den Umständen anpassen und zu unterwürfigen Bedientenseelen ausarten. Was sind unsere geistreichen und gebildeten Subjekte grösstentheils? Hohnlächelnde Sklavenbesitzer und selber — Sklaven.

Die Realisten dürfen sich des Vorzugs rühmen, dass sie nicht blosse Gelehrte erziehen, sondern verständige und brauchbare Bürger: ja ihr Grundsatz: „man lehre Alles mit Beziehung auf das praktische Leben" könnte sogar als das Motto unserer Zeit gelten, wenn sie die wahre Praxis nur nicht in gemeinem Sinn auffassten. Die wahre Praxis ist aber nicht die, sich durch's Leben durchzuarbeiten, und das Wissen ist mehr werth, als dass man es verbrauchen dürfte, um damit seine praktischen Zwecke zu erjagen. Vielmehr ist die höchste Praxis die, dass ein freier Mensch sich selbst offenbart, und das Wissen, das zu sterben weiss, ist die Freiheit, welche Leben gibt. „Das praktische Leben!" Damit glaubt man sehr viel gesagt zu haben, und doch führen selbst die Thiere ein durchaus praktisches Leben, sobald die Mutter sie ihrer theoretischen Säuglingschaft entwöhnt hat, und suchen entweder nach Lust in Feld und Wald ihr Futter, oder werden ins Joch eines — Geschäftes eingespannt. Der thierseelenkundige Scheitlin würde den Vergleich noch viel weiter führen, bis in die Religion hinein, wie zu ersehen aus seiner „Thierseelenkunde", einem gerade darum sehr belehrenden Buche, weil es das Thier dem civilisirten Menschen und den civilisirten Menschen dem Thiere so nahe rückt. Jene Intention, „fürs praktische Leben zu erziehen," bringt nur Leute von Grundsätzen hervor, die nach Maximen handeln und denken, keine principiellen Menschen; legale Geister, nicht freie. Etwas ganz anderes aber sind Menschen, in denen die Totalität ihres Denkens und Handelns in steter Bewegung und Verjüngung wogt, und etwas anderes solche, die ihren Ueberzeugungen treu sind: die Ueberzeugungen selbst bleiben unerschüttert, pulsiren nicht als stets erneutes Arterienblut durch das Herz, erstarren gleichsam als feste Körper und sind, wenn auch erworben und nicht eingelernt, doch etwas Positives und gelten noch obenein als etwas Heiliges. So mag die realistische Er-

ziehung wohl feste, tüchtige, gesunde Charaktere erzielen, unerschütterliche Menschen, treue Herzen, und das ist für unser schleppenträgerisches Geschlecht ein unschätzbarer Gewinn; allein die ewigen Charaktere, in welchen die Festigkeit nur in dem unablässigen Fluthen ihrer stündlichen Selbstschöpfung besteht, und die darum ewig sind, weil sie sich in jedem Augenblicke selbst machen, weil sie die Zeitlichkeit ihrer jedesmaligen Erscheinung aus der nie welkenden und alternden Frische und Schöpfungsthätigkeit ihres ewigen Geistes setzen — Die gehen nicht aus jener Erziehung hervor. Der sogenannte gesunde Charakter ist auch im besten Falle nur ein starrer; soll er ein vollendeter sein, so muss er zugleich ein leidender werden, zuckend und schauernd in der seligen Passion einer unaufhörlichen Verjüngung und Neugeburt.

So laufen denn die Radien aller Erziehungen in dem Einen Mittelpunkte zusammen, welcher Persönlichkeit heisst. Das Wissen, so gelehrt und tief, oder so breit und fasslich es auch sei, bleibt so lange doch nur ein Besitz und Eigenthum, als es nicht in dem unsichtbaren Punkt des Ich's zusammengeschwunden ist, um von da als Wille, als übersinnlicher und unfasslicher Geist allgewaltig hervorzubrechen. Das Wissen erfährt diese Umwandlung dann, wenn es aufhört, nur an Objekten zu haften, wenn es ein Wissen von sich selbst, oder, falls dies deutlicher scheint, ein Wissen der Idee, ein Selbstbewusstsein des Geistes geworden ist. Dann verkehrt es sich, so zu sagen, in den Trieb, den Instinkt des Geistes, in ein bewusstloses Wissen, von dem sich Jeder wenigstens eine Vorstellung zu machen vermag, wenn er es damit vergleicht, wie so viele und umfassende Erfahrungen bei ihm selbst in das einfache Gefühl sublimirt wurden, das man Takt nennt: alles aus jenen Erfahrungen gezogene weitläufige Wissen ist in ein augenblickliches Wissen koncentrirt, wodurch er im Nu sein Handeln bestimmt. Dahin aber, zu

dieser Immaterialität, muss das Wissen durchdringen, indem es seine sterblichen Theile opfert und als Unsterbliches — Wille wird.

In diesem Umstande liegt grossentheils die Noth unserer seitherigen Erziehung, dass das Wissen nicht zum Willen, zur Bethätigung seiner selbst, zur reinen Praxis sich läuterte. Die Realisten fühlten den Mangel, halfen ihm jedoch auf eine elende Weise dadurch ab, dass sie ideenlose und unfreie „Praktiker" ausbildeten. Die meisten Seminaristen sind ein lebendiger Beleg dieser traurigen Wendung. Zugestutzt aufs Trefflichste stutzen sie wieder zu, dressirt dressiren sie wieder. Persönlich aber muss jede Erziehung werden, und vom Wissen ausgehend doch stets das Wesen desselben im Auge behalten, dies nämlich, — dass es nie ein Besitz, sondern das Ich selbst sein soll. Mit Einem Worte, nicht das Wissen soll angebildet werden, sondern die Person soll zur Entfaltung ihrer selbst kommen; nicht vom Civilisiren darf die Pädagogik ferner ausgehen, sondern von der Ausbildung freier Personen, souverainer Charaktere; und darum darf der Wille, der bisher so gewaltthätig unterdrückte, nicht länger geschwächt werden. Schwächt man ja doch auch den Wissenstrieb nicht, warum denn den Willenstrieb? Pflegt man jenen, so pflege man auch diesen. Die kindliche Eigenwilligkeit und Ungezogenheit hat so gut ihr Recht, als die kindliche Wissbegierde. Die letztere regt man geflissentlich an; so rufe man auch die natürliche Kraft des Willens hervor, die Opposition. Wenn das Kind sich nicht fühlen lernt, so lernt es gerade die Hauptsache nicht. Man erdrücke seinen Stolz nicht, seinen Freimuth. Gegen seinen Uebermuth bleibt meine eigene Freiheit immer gesichert. Denn artet der Stolz in Trotz aus, so will das Kind mir Gewalt anthun; das brauche ich mir, der ich ja selbst so gut als das Kind ein Freier bin, nicht gefallen zu lassen. Muss ich mich aber durch die bequeme Schutzwehr der Autorität dagegen vertheidigen?

Nein, ich halte die Härte meiner eigenen Freiheit entgegen, so wird der Trotz der Kleinen von selbst zerspringen. Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine — Autorität zu sein. Und bricht der Freimuth als Frechheit aus, so verliert diese ihre Kraft an der sanften Gewalt eines ächten Weibes, an ihrer Mütterlichkeit, oder an der Festigkeit des Mannes; man ist sehr schwach, wenn man die Autorität zu Hilfe rufen muss, und sündigt, wenn man glaubt, den Frechen zu bessern, sobald man aus ihm einen Furchtsamen macht. Furcht und Respekt fordern, das sind Dinge, die mit der heimgegangenen Periode dem Roccoco-Styl angehören.

Worüber klagen wir also, wenn wir die Mängel unserer heutigen Schulbildung ins Auge fassen? Darüber, dass unsere Schulen noch im alten Principe stehen, in dem des willenlosen Wissens. Das junge Princip ist das des Willens, als der Verklärung des Wissens. Darum kein „Konkordat zwischen Schule und Leben", sondern die Schule sei Leben, und dort, wie ausser ihr, sei die Selbstoffenbarung der Person die Aufgabe. Die universelle Bildung der Schule sei Bildung zur Freiheit, nicht zur Unterwürfigkeit: Freisein, das ist das wahre Leben. Die Einsicht in die Leblosigkeit des Humanismus hätte den Realismus zu dieser Erkenntniss treiben sollen. Indess gewahrte man an der humanistischen Bildung nur den Mangel aller Befähigung zum sogenannten praktischen (bürgerlichen — nicht persönlichen) Leben, und wendete sich, im Gegensatze wider jene bloss formelle Bildung, einer materiellen Bildung in der Meinung zu, dass man durch Mittheilung des im Verkehr brauchbaren Stoffes nicht nur den Formalismus überwinden, sondern auch das höchste Bedürfniss befriedigen werde. Allein auch die praktische Bildung steht noch weit zurück hinter der persönlichen und freien, und gibt jene die Geschicklichkeit, sich durch's Leben zu schlagen, so verschafft diese die Kraft, den Feuerfunken des Lebens aus sich herauszuschlagen; bereitet jene darauf

vor, sich in einer gegebenen Welt zu Hause zu finden, so lehrt diese, bei sich zu Hause zu sein. Wir sind noch nicht Alles, wenn wir uns als nützliche Glieder der Gesellschaft bewegen; wir vermögen vielmehr selbst dies erst dann vollkommen, wenn wir freie Menschen, selbstschöpferische (uns selbst schaffende) Personen sind.

Ist nun die Idee und der Trieb der neuen Zeit die Willensfreiheit, so muss der Pädagogik als Anfang und Ziel die Ausbildung der freien Persönlichkeit vorschweben. Humanisten wie Realisten beschränken sich noch auf's Wissen, und wenn's hoch kommt, so sorgen sie für das freie Denken und machen uns durch theoretische Befreiung zu freien Denkern. Durch das Wissen werden wir indess nur innerlich frei (eine Freiheit übrigens, die nie wieder aufgegeben werden soll), äusserlich können wir bei aller Gewissens- und Denkfreiheit Sklaven und in Unterthänigkeit bleiben. Und doch ist gerade jene für das Wissen äussere Freiheit für den Willen die innere und wahre, die sittliche Freiheit.

In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit Aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit.

Man kann, wenn man einen Namen will, über die Humanisten und Realisten die Sittlichen (ein deutsches Wort) stellen, da ihr Endzweck die sittliche Bildung ist. Doch kommt dann freilich gleich der Einwand, dass uns diese wieder für positive Sittlichkeitsgesetze werden ausbilden wollen, und dass das im Grunde schon bisher immer geschehen sei. Weil es aber bisher geschehen ist, so meine ich das auch nicht, und dass ich die Kraft der Opposition geweckt, den Eigenwillen nicht gebrochen, sondern verklärt wissen will, das könnte den Unterschied hinreichend verdeutlichen. Um indess die hier gestellte Forderung selbst noch von den besten Bestrebungen der Realisten,

wie eine solche z. B. in dem eben erschienenen Programm Diesterweg's Seite 36 so ausgedrückt wird: „In dem Mangel an Charakterbildung liegt die Schwäche unserer Schulen, wie die Schwäche unserer Erziehung überhaupt. Wir bilden keine Gesinnung." — zu unterscheiden, sage ich lieber, wir brauchen fortan eine persönliche Erziehung (nicht Einprägung einer Gesinnung). Will man diejenigen, welche diesem Principe folgen, wieder —isten nennen, so nenne man sie meinetwegen Personalisten.

Daher wird, um noch einmal an Heinsius zu erinnern, der „lebhafte Wunsch der Nation, dass die Schule dem Leben näher gerückt werden möchte" nur dann erfüllt, wenn man in der vollen Persönlichkeit, Selbstständigkeit und Freiheit das eigentliche Leben findet, da, wer nach diesem Ziele strebt, nichts des Guten, weder aus dem Humanismus noch aus dem Realismus aufgibt, wohl aber beides unendlich höher rückt und veredelt. Auch kann der nationale Standpunkt, welchen Heinsius einnimmt, noch nicht als der richtige gepriesen werden, da dies vielmehr erst der persönliche ist. Erst der freie und persönliche Mensch ist ein guter Bürger (Realisten), und selbst bei dem Mangel spezieller (gelehrter, künstlerischer u. s. w.) Kultur ein geschmackvoller Beurtheiler (Humanisten).

Soll daher am Schlusse mit kurzen Worten ausgedrückt werden, nach welchem Ziele unsere Zeit zu steuern hat, so liesse sich der nothwendige Untergang der willenlosen Wissenschaft und der Aufgang des selbstbewussten Willens, welcher sich im Sonnenglanz der freien Person vollendet, etwa folgendermassen fassen: das Wissen muss sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen, und als freie Person sich täglich neu zu schaffen.

KUNST UND RELIGION

Hegel behandelt die Kunst vor der Religion; diese Stellung gebührt ihr, sie gebührt ihr sogar unter dem geschichtlichen Gesichtspunkte. Sobald die Ahnung erwacht, dass der Mensch in sich selbst ein Jenseits habe, d. h. dass er im thierischen und natürlichen Zustande sich nicht genüge, sondern ein anderer werden müsse (und für den gegenwärtigen Menschen ist doch wohl der andere, der er werden soll, ein zukünftiger, der erst jenseits seines dermaligen Befindens erwartet werden muss, — ein jenseitiger: so ist ja der Jüngling die Zukunft und das Jenseits des Knaben, in welches er erst hineinwachsen muss, und so ist der sittliche Mensch das Jenseits des bloss — unschuldigen Kindes): sobald jene Ahnung in dem Menschen erwacht und er darauf hindrängt, sich zu theilen und zu entzweien in das, was er ist, und das, was er werden soll, so strebt er sehnsüchtig nach dem letzteren, nach diesem zweiten und anderen Menschen, und rastet nicht eher, als bis er die Gestalt dieses jenseitigen Menschen vor sich sieht. Lange wogt es in ihm hin und her; er fühlt nur, dass sich eine Lichtgestalt in der Finsterniss seines Innern erheben wolle, aber die sicheren Contouren und die feste Form fehlen ihr noch. Mit dem im Dunkel ungewiss tappenden Volke tappt auch der künstlerische Genius eine Zeit lang nach dem Bilde ihrer Ahnung suchend umher; was aber Keinem gelingt, ihm gelingt es: er gibt der Ahnung Form,

er findet die Gestalt, er erschafft das — Ideal. Was ist der vollkommene Mensch, des Menschen eigenste Bestimmung, von der Alle eine Anschauung zu erhalten sich sehnen, anders, als der ideale Mensch, des Menschen Ideal? Der Künstler hat endlich das rechte Wort, das rechte Bild, die rechte Anschauung für das entdeckt, wonach Alle verlangten; er stellt es auf: es ist das Ideal. „Ja, das ist es! Das ist jene Gestalt des Vollkommenen, das ist der Ausdruck für unser Sehnen, die frohe Botschaft (Evangelium), welche unsere längst ausgesendeten Kundschafter, die labungsdurstigen Fragen unseres Geistes, heimbringen!" So ruft das Volk bei der Schöpfung des Genies und fällt — anbetend nieder.

Ja, anbetend! Der heisse Drang des Menschen, nicht allein zu sein, sondern sich zu verdoppeln, nicht zufrieden zu sein mit sich, dem natürlichen, sondern den zweiten zu suchen, den geistigen Menschen, — dieser Drang ist befriedigt durch das Werk des Genius, und die Entzweiung ist vollendet. Jetzt erst athmet der Mensch befriedigt auf; denn die Wirren seines Innern sind gelöst, die beunruhigende Ahnung — hinausgeworfen als Gestalt: der Mensch steht sich selbst gegenüber. Dieses Gegenüber ist er selbst und ist es nicht: es ist sein Jenseits, auf das alle Gedanken und Gefühle hinfluthen, ohne es ganz zu erreichen, und es ist sein Jenseits, eingehüllt und unzertrennlich verwoben mit dem Diesseits seiner Gegenwart. Es ist der Gott seines Innern, aber er ist draussen; darum kann er ihn nicht fassen, nicht begreifen. Verlangend breitet er seine Arme aus, aber das Gegenüber ist nicht zu erreichen; denn wäre es zu erreichen, wo bliebe dann das „Gegenüber"? Wo bliebe die Entzweiung mit all ihren Schmerzen und all ihrer Wonne? Wo bliebe — sprechen wir es aus, wie diese Entzweiung mit einem anderen Worte heisst! — wo bliebe die Religion?

Die Kunst schafft Entzweiung, indem sie dem Menschen das Ideal entgegenstellt, der Anblick des Ideales aber, der

so lange dauert, bis vom unverwandten, gierigen Auge das Ideal wieder eingesogen und verschlungen worden, heisst Religion. Darum, weil sie ein Anblicken ist, bedarf sie eines Gegenstandes oder Objectes, und der Mensch verhält sich als Religiöser zu dem durch die Kunstschöpfung hinausgeworfenen Ideal, zu seinem zweiten, äusserlich gewordenen Ich, als zu einem Objecte. Hier liegen alle Qualen, alle Kämpfe von Jahrtausenden; denn fürchterlich ist es, ausser sich zu sein, und ausser sich ist Jeder, der sich selbst zum Objecte hat, ohne diess Object ganz mit sich vereinigen und als Object, als Gegen- und Widerstand vernichten zu können. Die religiöse Welt lebt in den Freuden und Leiden, die sie von diesem Objecte erfährt, sie lebt in der Entzweiung ihrer selbst, und ihr geistiges Dasein ist nicht ein vernünftiges, sondern ein verständiges. Die Religion ist eine **Verstandes-Sache!** So hart, als das Object, das kein Frommer ganz für sich gewinnen kann, dem er sich vielmehr unterwerfen muss, so spröde ist auch sein eigener Geist, diesem Objekte gegenüber: er ist Verstand. „Kalter Verstand!?“ — So kennt ihr nichts als jenen „kalten“ Verstand? wisst nicht, dass nichts so glühend heiss, so heldenmüthig ist, als der Verstand? Censeo, Carthaginem esse delendam sprach Cato's Verstand und er blieb unverrückt dabei; die Erde bewegt sich um die Sonne, sprach Galilei's Verstand, selbst während der schwache Greis knieend die Wahrheit abschwur, und als er aufstand, sagte er wieder: „Und sie bewegt sich doch um die Sonne“. Keine Gewalt ist gross genug, uns den Gedanken zu verrücken, dass 2 mal 2 = 4 ist, und des Verstandes ewiges Wort bleibt diess: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!“ Und die Sache eines solchen Verstandes, der nur unerschütterlich ist, weil sein Object (2 mal 2 = 4 u. s. w.) sich nicht erschüttern lässt, die Sache eines solchen Verstandes sollte die Religion sein? Ja, sie ist es. Auch sie hat ein unerschütterliches Object, dem sie verfallen ist:

der Künstler hat es ihr erschaffen, nur der Künstler könnte ihr's wieder nehmen. Denn sie selbst ist ohne Genialität. Es gibt kein religiöses Genie, und Niemand wird behaupten, dass man in der Religion Genie's, Talente und Talentlose unterscheiden dürfe. Zur Religion hat jeder gleiche Fähigkeit, so gut als zum Verständniss des Dreiecks und des pythagoräischen Lehrsatzes. Man verwechsele nur nicht Religion und Theologie; zu dieser hat freilich nicht Jeder die gleiche Befähigung, so wenig als zur höheren Mathematik und Astronomie: diese Dinge erfordern einen selteneren Grad von — Scharfsinn. Nur der Religionsstifter ist genial, er ist aber auch der Schöpfer des Ideals, mit dessen Schöpfung jede weitere Genialität unmöglich wird. Wo der Geist an ein Object gebunden ist und alles Maass seiner Bewegung ihm von eben diesem Objecte bestimmt wird (denn wollte der Religiöse durch einen entschiedenen Zweifel am Dasein Gottes über die Unübersteiglichkeit dieses Objectes dennoch hinaussteigen, so würde er damit eben aufhören ein Religiöser zu sein, etwa wie ein Gespenstergläubiger, wenn er am Dasein der Gespenster, dieser Objecte, entschieden zweifelte, kein Gespenstergläubiger mehr wäre. Der Religiöse erbaut sich nur darum „Beweise für das Dasein Gottes", weil er, festgebannt in dem Kreise des Glaubens an dieses Dasein, innerhalb desselben sich eine freie Bewegung des — Verstandes und Scharfsinns vorbehält.), wo, sage ich, der Geist von einem Objecte abhängig ist, das er zu erklären, zu erforschen, zu fühlen, zu lieben u. s. w. sucht, da ist er nicht frei und, weil Freiheit die Bedingung der Genialität, auch nicht genial. Eine geniale Frömmigkeit ist ein eben so grosser Unsinn, als eine geniale Leineweberei. Die Religion bleibt auch dem Schaalsten zugänglich, und jeder phantasielose Tropf kann und wird doch immer noch Religion haben, weil ihn die Phantasielosigkeit nicht hindert, in Abhängigkeit zu leben.

„Ist denn nicht aber die Liebe das eigenste Wesen der Religion, sie, die doch ganz eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes ist?“ Wenn sie eine Herzenssache ist, muss sie darum weniger eine Verstandessache sein? Eine Herzenssache ist sie, wenn sie mein ganzes Herz einnimmt; das schliesst nicht aus, dass sie auch meinen ganzen Verstand einnehme, und macht sie überhaupt zu nichts besonders Gutem: denn der Hass und Neid kann auch Herzenssache sein. Die Liebe ist in der That nur eine Verstandessache, wobei sie übrigens in ihrem Titel als Herzenssache unbeschädigt bleibt: eine Sache der Vernunft ist sie nicht, denn im Reiche der Vernunft gibt's eben so wenig eine Liebe, als im Himmel, nach Christi bekanntem Worte, gefreit wird. Allerdings lässt sich von einer „unverständigen“ Liebe sprechen. Sie ist entweder so unverständig, dass sie werthlos und nichts weniger als Liebe ist, wie manches Vergaffen in ein hübsches Gesicht oft schon Liebe genannt wird, oder sie erscheint nur zur Zeit noch ohne ausdrücklichen Verstand, kann aber zum Ausdruck desselben kommen. So ist die Kindesliebe zunächst zwar nur an sich verständig ohne bewusste Einsicht, allein nichts desto weniger von vornherein Verstandessache, weil sie nur so weit geht, als der — Verstand des Kindes, und mit ihm zugleich entsteht und wächst. So lange das Kind noch keine Zeichen von Verstand gibt, zeigt es auch — wie Jedem die Erfahrung gelehrt haben kann — noch keine Liebe: es benimmt sich als blosses Gefühlswesen und fühlt eben darum noch nichts von Liebe. In dem Maasse erst, als es die Objecte — wozu ja auch die Menschen gehören — sondert, schliesst es sich an einen Menschen mehr an, als an den andern, und mit seiner Furcht — oder, wenn man es so nennen will, seinem Respekte — beginnt seine Liebe. Das Kind liebt, weil es von einem Gegenstande oder Objecte, also von einem Menschen, in dessen Machtbereich oder Zauberkreis ge-

zogen wird: es versteht das mütterliche Wesen seiner Mutter wohl von anderem Wesen zu unterscheiden, wenn es sich darüber auch noch nicht verständig auszusprechen weiss. Vor jenem Verständniss liebt kein Kind, und seine hingebendste Liebe ist nichts als — das innigste Verständniss. Wer Kindesliebe sinnig beobachtet hat, dem wird die Erfahrung diesen Satz bestätigen. Aber nicht bloss Kindesliebe steigt und sinkt mit dem Verständniss des „Gegenstandes" (so hört man ja oft, wenn auch ungeschickt, doch sehr bezeichnend die Geliebten nennen), sondern jede Liebe. Tritt ein Missverständniss ein, so verliert die Liebe während seiner Dauer mehr oder weniger, und man braucht sogar das Wort Missverständniss geradezu für Misshelligkeit, womit eine Störung der Liebe bezeichnet wird. Die Liebe ist unhaltbar und unwiederbringlich verloren, wenn man sich in einem Menschen vollständig getäuscht hat: das Missverständniss ist dann vollkommen und die Liebe erloschen.

Der Liebe ist ein Object, ein „Gegenstand" unentbehrlich. Dieselbe Bewandtniss hat es mit dem Verstande, der eben darum die eigentliche und einzige Geistesthätigkeit des Religiösen ist, weil dieser nur Gedanken über und an ein Object hat, nur Betrachtungen und Andacht, nicht freie, objectlose, „vernünftige" Gedanken, welche letzteren er vielmehr für „philosophische Hirngespinnste" ansieht und verurtheilt. Ist aber dem Verstande ein Object nothwendig, so hört seine Wirksamkeit immer da auf, wo er ein Object so ausgenossen hat, dass er nichts mehr daran zu thun findet und damit fertig ist. Mit seiner Thätigkeit erlischt sein Antheil an der Sache, weil, soll er sich liebend hingeben und ihr alle Kräfte widmen, sie ihm ein — Mysterium sein muss. Auch hierin ergeht's ihm, wie der Liebe. Eine Ehe ist nur dann unvergänglicher Liebe versichert, wenn die Gatten sich täglich neu erscheinen, und jeder in dem andern einen un-

erschöpflichen Born frischen Lebens erkennt, d. h. ein Mysterium, ein Unerforschliches, Unbegreifliches. Finden sie nichts Neues mehr an einander, so löst sich die Liebe unaufhaltsam in die Langeweile und Gleichgültigkeit auf. So auch ist der Verstand nur, indem er thätig ist, und wo er seine Kräfte nicht mehr üben kann an einem Mysterium, weil das Dunkel desselben verschwunden ist, da entfernt er sich von dem ganz verstandenen und dadurch schaal gewordenen Gegenstande. Wer von ihm geliebt sein will, der muss sich, wie eine kluge Frau, wohl hüten, ihm alle seine Reize auf einmal zu bieten; jeden Morgen einen neuen, und die Liebe währt Jahrtausende! Ganz eigentlich das Mysterium ist es, was die Verstandessache zur Herzenssache ausbildet: der ganze Mensch ist mit seinem Verstande bei der Sache, das macht sie zur Herzenssache.

Hat nun die Kunst den Menschen das Ideal erschaffen und ihnen damit ein Object gegeben, mit welchem der Geist lange Zeiten hindurch ringt und in diesem Ringen mit Objecten die blosse Verstandesthätigkeit geltend macht, so ist die Kunst die Schöpferin der Religion und darf in einem philosophischen Systeme, wie das Hegels ist, ihren Platz nicht hinter der Religion einnehmen. Nicht bloss die Dichter Homer und Hesiod „haben den Griechen ihre Götter gemacht", sondern auch Andere haben als Künstler Religionen gestiftet, wenngleich man ihnen den Künstler-Namen als zu geringfügig beizulegen verschmäht. Die Kunst ist der Anfang, das *A* der Religion; sie ist aber auch ihr Ende, ihr *Ω*; ja noch mehr, sie ist auch ihre Begleiterin. Ohne die Kunst und den Idealschaffenden Künstler entsteht die Religion nicht; durch ihn vergeht sie wieder, indem er sein Werk zu sich zurücknimmt, und durch ihn erhält sie sich auch, indem er sie stets erfrischt. Wenn die Kunst in ihrer ganzen Energie auftritt, so erschafft sie eine Religion und steht am Anfange derselben: niemals

ist die Philosophie Schöpferin einer Religion, denn nie erzeugt sie eine Gestalt, die dem Verstande als Object dienen könnte, sie erzeugt überhaupt keine Gestalt, und ihre bildlosen Ideen lassen sich nicht im religiösen Cultus anbetend verehren. Dagegen folgt die Kunst jederzeit dem Triebe, das Eigenste und Beste des Geistes oder vielmehr den Geist selbst in möglichster Fülle als eine ideale Gestalt hervorzutreiben, ihn aus dem Dunkel, das ihn umhüllt, so lange er noch in der Brust des künstlerischen Subjectes schlummert, zu erlösen, und durch Gestaltung ein Object aus ihm zu bilden. Diesem Objecte, dem Gotte, steht der Mensch dann gegenüber, und selbst der Künstler fällt vor ihm, der Schöpfung seines Geistes, auf die Kniee. Im Verkehr und Kampfe mit dem Objecte verfolgt die Religion nun einen der Kunst entgegengesetzten Weg, indem sie das Object, welches der Künstler dadurch hervorbrachte, dass er die ganze Kraft und Fülle seines Innern zu einer herrlichen Gestaltung concentrirte und sie, die mit eines Jeden eigenstem Bedürfniss und Verlangen harmonirte, der Welt als Object vor Augen stellte, wieder in das Innere, wohin sie gehört, zurückzunehmen und wieder subjectiv zu machen sucht. Sie trachtet das Ideal oder den Gott mit dem Menschen, dem Subjecte, zu versöhnen und ihn seiner harten Gegenständlichkeit zu entkleiden. Der Gott soll innerlich werden („Nicht Ich, sondern Christus lebet in mir"), die Entzweiung will sich selbst auflösen und loswerden; der mit dem Ideal entzweite Mensch strebt seinerseits dieses wieder zu gewinnen (Gott und Gottes Gnade zu gewinnen und endlich Gott ganz zu seinem Ich zu machen) und der vom Menschen noch getrennte Gott sucht anderseits jenen für das Himmelreich zu gewinnen: sie ergänzen und suchen sich beide. Aber sie finden sich nie und werden nie Eins; die Religion selbst verschwände, wenn beide jemals Eins würden, da sie nur in ihrer Trennung besteht. Daher hofft der Gläubige auch

nichts mehr als dass er einst zum „Schauen von Angesicht zu Angesicht" kommen werde.

Doch die Kunst begleitet auch die Religion, indem das menschliche Innere, durch den Kampf mit dem Objecte bereichert, bald wieder in einem Genius zu neuer Gestaltung ausbricht und das seitherige Object durch frische Bildung verschönert und verklärt. Schwerlich vergeht ein Menschenalter ohne eine solche, der Kunst zu dankende Verklärung. Endlich aber steht die Kunst auch am Ende einer Religion. Heiteren Muthes nimmt sie ihr Gebilde wieder in Anspruch, und als das ihrige es behauptend raubt sie ihm die Objectivität, erlöst es aus der Jenseitigkeit, in welche es die Zeit der Religion hindurch verfallen war, und verschönert es nicht mehr bloss, sondern vernichtet es gänzlich. Ihr Geschöpf, die Religion, zurückfordernd erscheint die Kunst beim Untergange einer Religion, und indem sie tändelnd die ganze Ernsthaftigkeit des alten Glaubens darum, weil er den Ernst des Inhalts, den er an den fröhlichen Dichter zurückgeben musste, eingebüsst hat, als eine lachende Komödie aufstellt, hat sie sich selbst und damit neue Schöpfungskraft wiedergefunden. Denn — erlassen wir ihr den Vorwurf ihrer Grausamkeit nicht! — so grausam als sie in der Komödie vernichtet, so unerbittlich stellt sie wieder her, was sie von neuem zu vernichten gedenkt. Sie schafft ein neues Ideal, ein neues Object und eine neue Religion. Die Kunst kommt nicht darüber hinaus, wieder Religion zu machen, und Raphaels Christusbilder verklären den Christus dergestalt, dass er die Basis einer neuen Religion, der Religion des „von allen Menschensatzungen geläuterten" biblischen Christus wird. Von frischem beginnt der Verstand seine unermüdliche Reflexionsthätigkeit, indem er auf und über das neue Object so lange reflectirt, bis er es durch immer tieferes Verständniss ganz inne geworden ist: mit der hingebendsten Liebe versenkt er sich in dasselbe und lauscht seinen Offen-

barungen und Eingebungen. So heiss er aber, dieser religiöse Verstand, sein Object liebt, so glühend hasst er auch alle, die es nicht lieben: Religionshass ist von religiöser Liebe unzertrennlich. Wer nicht an sein Object glaubt, der ist ein Ketzer, und der ist wahrlich nicht fromm, der Ketzerei duldet. Wer will es leugnen, dass Philipp II von Spanien unendlich frömmer war als Joseph II von Deutschland, und dass Hengstenberg wahrhaft fromm ist, Hegel aber gar nicht? In dem Maasse, als in unserer Zeit der Hass abgenommen hat, ist auch die religiöse Gottesliebe matt geworden und einer humanen Liebe gewichen, die nicht fromm, sondern sittlich ist, weil sie mehr für Menschenwohl, als für Gott „eifert." Der tolerante Friedrich der Grosse kann wahrlich nicht für ein Musterbild der Frömmigkeit gelten, wohl aber für ein erhabenes Vorbild der Menschlichkeit, der Humanität. Wer seinem Gott dient, der muss ihm ganz dienen. Es ist darum z. B. eine verkehrte Zumuthung an den Christen, dass er dem Juden keine Fesseln anlegen soll: auch der Christ mit dem mildesten Herzen kann nicht anders, wenn er nicht gegen seine Religion gleichgültig sein will oder eben gedankenlos verfährt. Denkt er verständig über die Forderungen seiner Religion nach, so muss er den Juden ausschliessen von christlichen Rechten, oder, was dasselbe ist, von den Rechten der Christen, und das vor allen Dingen im Staate. Denn die Religion ist für Jeden, der ihr nicht bloss lau anhängt, ein Verhältniss der Entzweiung.

Diess also ist die Stellung der Kunst zur Religion. Jene erschafft das Ideal und gehört an den Anfang; diese hat am Ideal ein Mysterium, und wird in Jedem zu einer um so innigeren Frömmigkeit, je fester er an dem Objecte hängt und von ihm abhängt. Ist aber das Mysterium aufgeklärt, die Gegenständlichkeit und Fremdheit gebrochen und eben damit das Wesen einer bestimmten Religion ver-

nichtet, dann hat die Komödie ihre Aufgabe zu lösen, und durch den anschaulichen Beweis von der Leerheit oder besser Ausgeleertheit des Objectes den Menschen von seiner altgläubigen Anhänglichkeit an das Verödete zu befreien. Diesem ihrem Wesen gemäss greift die Komödie auch in jedem Gebiete das Heiligste heraus und benutzt z. B. die heilige Ehe, weil die von ihr dargestellte Ehe nicht mehr — heilig ist, sondern eine leergewordene Form, an welcher man nicht länger haften soll. Aber selbst die Komödie geht der Religion vorher, wie die gesammte Kunst: sie macht nur Raum für das Neue, dem die Kunst selbst wieder Gestalt zu geben vorhat.

Macht die Kunst das Object und lebt die Religion nur in der Ankettung an das Object, so unterscheidet sich die Philosophie von beiden sehr deutlich. Ihr steht weder ein Object gegenüber, wie der Religion, noch macht sie eines, wie die Kunst, sondern sie legt vielmehr ebensowohl auf alle Objectmacherei als auf die ganze Objectivität selbst die zermalmende Hand und athmet die Freiheit. Die Vernunft, der Geist der Philosophie, beschäftigt sich nur mit sich selbst, und kümmert sich um kein Object. Dem Philosophen ist Gott so gleichgültig, als ein Stein: er ist der ausgemachteste Atheist. Wenn er sich mit Gott beschäftigt, so ist das keine Verehrung desselben, sondern eine Verwerfung: es sucht dann nur die Vernunft nach dem Funken von Vernunft, der sich in jene Form verborgen hat; denn die Vernunft sucht nur sich selbst, bekümmert sich nur um sich selbst, liebt nur sich selbst, oder liebt sich eigentlich nicht, da sie an ihr kein Object hat, sondern sie selbst ist. Neander hat daher mit richtigem Instinkte dem „Gott der Philosophen" sein „pereat!" gebracht.

Allein, über die Philosophie haben wir uns nicht vorgenommen, hier weiter zu sprechen: sie liegt jenseits des Thema's.

EINIGES VORLAEUFIGE VOM LIEBESSTAAT

Allbekannt ist das sogenannte Sendschreiben des Freiherrn von Stein. Man hat daraus die Meinung gefasst, dass die später eintretende Reactionsperiode sich den im Sendschreiben ausgesprochenen Grundsätzen entfremdet und einer andern Sinnesart zugewendet habe, so dass der Liberalismus vom Jahre 1808 nach kurzer Dauer in einen bis auf unsere Tage hinausgezogenen Schlaf gesunken sei. An dem angeblichen Verkennen jener Principien lässt sich jedoch zweifeln, und es müsste auch schon äusserlich sehr auffallend erscheinen, dass dieselben kraftvollen Menschen, welche wenige Jahre zuvor unter den stürmischesten Umständen eine freisinnige Ansicht aufstellten, kurz darauf so ohne weiteres von ihr abgefallen sein sollten, um einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Hat man es doch endlich erkannt, dass die langgehegte Meinung, die französische Revolution sei durch das Umschlagen der Napoleonischen Kaiserherrschaft sich selbst untreu geworden, auf einem Urtheil und oberflächlichen Urtheil beruhe; warum sollte nun nicht zwischen dem Stein'schen Liberalismus und der spätern, sogenannten Reaction ein ähnlicher Zusammenhang stattfinden? Sehen wir das Sendschreiben darauf hin etwas näher an.

Zwei Zielpunkte hat, wie sogleich in die Augen springt, Stein mit der französischen Revolution gemein, nämlich die Gleichheit und Freiheit, und es kommt nur darauf an, wie er die eine und andere bestimmt.

Was zunächst die Gleichheit betrifft, so erkannte er, dass die Uebermacht der um ihres Standes willen Bevorzugten, der Privilegirten, gebrochen werden, und an die Stelle der Vielherrschaft eine vollständige Centralisation treten müsse. Daher sollte diejenige „Erbunterthänigkeit", welche über die Unterthanen des einen Herrn, des Königs, noch viele kleinere Herren herrschen liess, ein Ende nehmen; nur die Eine Erbunterthänigkeit Aller sollte bleiben und gerade durch die Entsetzung der vielen Herren gestärkt werden. Gleicher Weise sollte die „Polizeigewalt" Einzelner verschwinden, damit Eine Polizei über alle Unterthanen wache. Die „Patrimonialgerichtsbarkeit", wenigen durch alte Gerechtsame Bevorzugten gehörig, sollte durch Eine monarchische Justiz abgelöst werden, und die Richter allein „von der höchsten Gewalt abhängen." Durch diese Centralisation wird das Interesse Aller auf Einen Punkt hingezogen, auf den König: man ist fortan nur ihm unterthan, ohne sonstige Erbunterthänigkeit gegen andere Unterthanen des Königs; man steht nur unter Seiner Polizeigewalt; man empfängt nur von fürstlicher Justiz den Rechtsspruch; man hängt nicht mehr vom Willen der „höher Geborenen" ab, sondern allein von dem der „höher Gestellten" d. h. derer, welche der König um seinen Willen zu vollziehen, an Seiner Statt einsetzt und über diejenigen stellt, für welche sie in Seinem Namen zu sorgen haben, der — Beamten. — Die Lehre von der Gleichheit, wie sie in dem Sendschreiben vorliegt, kommt also darauf hinaus, Alle auf das gleiche Niveau der Unterthänigkeit zu bringen. Kein Unterthan des Königs sei in Zukunft zugleich der Unterthan eines Unterthanen; die Standesdifferenzen der Abhängigkeit seien ausgeglichen, und Eine Abhängigkeit die allgemeine.

Diesen Grunsatz der Gleichheit kann man unmöglich mit dem der französischen Revolution verwechseln. Die letztere verlangte eine Gleichheit der Bürger, die des

Sendschreibens eine Gleichheit der Unterthanen, eine gleiche Unterthänigkeit. Einen geeigneten Ausdruck findet jener Unterschied auch darin, dass die im Sendschreiben verlangte „Nationalrepräsentation" die „Wünsche" der nivellirten Unterthanen vor den Thron bringen soll, während in Frankreich die Bürger mittelst ihrer Repräsentanten einen „Willen", freilich nur einen Bürgerwillen, keinen freien, haben. Der „Unterthan" darf mit Recht nur „wünschen."

Zweitens will aber das Sendschreiben nicht blos die Gleichheit, es will auch die Freiheit Aller. Daher der Aufruf: „Sorget, dass Jeder," (mit diesem Worte wird die Gleichheit der Unterthanen ausgedrückt) „seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne." In moralischer Richtung? Was soll das heissen? Als Gegensatz kann die physische Richtung nicht gedacht werden, da das Sendschreiben ein „physisch und moralisch kräftigeres Geschlecht erzielen will." Auch die intellectuelle Richtung wollte man wohl schwerlich von der moralischen ausschliessen, da man die Wissenschaft ja möglichst begünstigte. Am einfachsten bleibt als Gegensatz der moralischen die unmoralische Richtung übrig. Unmoralisch ist aber ein Unterthan, wenn er aus dem Kreise seiner Unterthanen-Eigenschaften hinausgeht. Ein Unterthan, der im Staatsleben, in der Politik sich einen „Willen" anmaasste, statt des „Wunsches", der wäre offenbar unmoralisch; denn in der Unterthänigkeit besteht allein der moralische Werth des Unterthanen: im Gehorsam, nicht in der Selbstbestimmung. So scheint also die „moralische Richtung" sich für unvereinbar mit der „spontanen Richtung", der Richtung auf den freien Willen, auf Selbstständigkeit und Souverainetät des Willens zu erklären, und da das Wort „moralisch" auf die Verpflichtung hindeutet, so wird man wohl eine Erweckung des Pflichtgefühls gewollt und diess unter „freier Kraftentwicklung" verstanden haben. Ihr seid frei, wenn ihr eure Pflicht

thut! ist der Sinn der moralischen Richtung. Worin besteht aber die Pflicht? Das Sendschreiben drückt sie klar und bestimmt mit den zur Devise gewordenen Worten aus: „In der Liebe zu Gott, König und Vaterland!" Frei in moralischer Richtung entwickelt sich, wer sich zu dieser Liebe entwickelt; der Erziehung war dadurch ihr bestimmtes Ziel gesteckt, sie war von Stund' an eine moralische oder loyale, eine Erziehung des Pflichtgefühls, wohin natürlich auch die religiöse Erziehung gerechnet werden muss, weil auch sie die Pflicht gegen Gott einprägend, nichts anderes als eine moralische Erziehung ist. Und allerdings ist man moralisch frei, sobald man seine Pflicht erfüllt; das Gewissen, diese Gewalt der Moralität über die Immoralität, die Gebieterin des moralischen Menschen, sagt dem pflichtgetreuen Menschen, dass er recht gehandelt habe: „mein Gewissen sagt mirs!" Darüber freilich, ob die befolgte Pflicht wirklich — Pflicht sei, sagt das Gewissen nichts; es spricht nur, wenn das, was für Pflicht gilt, verletzt wird. Daher empfiehlt das Sendschreiben, das Gewissen zu wecken, die Pflicht „gegen Gott, König und Vaterland" einzuschärfen, den religiösen Sinn des Volkes zu beleben und die Erziehung und den Unterricht der Jugend zu pflegen. — Diess ist die Freiheit, mit welcher nach dem Sendschreiben das Volk beglückt werden soll: die Freiheit in der Pflichterfüllung, die moralische Freiheit.

Wie oben die Gleichheit des Sendschreibens von jener, welche die französische Revolution verkündigte, sich wesentlich unterschied, so hier die Freiheit. Frei ist der souveraine Bürger des souverainen Volkes — so lehrte die Revolution; frei ist, wer Gott, König und Vaterland liebt — so lehrt das Sendschreiben: dort ist der souveraine Bürger frei, hier der liebevolle Unterthan, dort bürgerliche Freiheit, hier moralische.

Und dies Princip der Gleichheit und Freiheit als — Unterthanengleichheit und moralische Freiheit war nicht

etwa nur der Sinn jenes Sendschreibens und seiner Verfasser, sondern es war das herrschende Gefühl des gesammten Volkes, war das neue begeisternde Princip selbst, mit welchem es gegen die Napoleonische Uebermacht anstürmte: es was die revolutionäre Freiheit und Gleichheit, umgewandelt zur christlichen Freiheit und Gleichheit. Es war mit einem Wort das Princip des deutschen und insbesondere des preussischen Volkes von seiner Erhebung gegen die Fremdherrschaft an, durch die sogenannte Reactions- oder Restaurationsperiode hindurch bis — nun bis es ein Ende hat. Deshalb muss man die Meinung, als hätte ein politischer Freiheitsdrang, dem revolutionären ähnlich, das Volk zum Siege über Napoleon geführt, als irrig verwerfen. Wäre sein Prinzip das politische gewesen, es würde dasselbe nicht aufgegeben oder in seine Verkümmerung gewilligt haben. Man thut der Regierung Unrecht, wenn man glaubt, sie habe dem Volke etwas entzogen, wonach dieses mit Bewußtsein trachtete. Abgesehen von der Unmöglichkeit solcher Entziehung, so waren Regierung und Volk wirklich einhellig in der Abwehr der politischen Freiheit, dieser „Ausgeburt der Revolution." Das eben erwarb ja Friedrich Wilhelm III. so viel Hingebung und Liebe, dass er gleichsam die vollendete Personification jener moralischen Freiheit darstellte, dass er durch und durch ein Mann der Pflicht, ein gewissenhafter Mensch war: „der Gerechte!"

Den Mittelpunkt der moralischen Freiheit bildet, wie wir sehen, die Pflicht der — Liebe. Wie ohne Widerspruch zugegeben zu werden pflegt, ist das Christenthum seinem innersten Wesen nach die Religion der Liebe. Darum wird denn auch die moralische Freiheit, die sich in dem Einen Gebote der Liebe concentrirt, die reinste und bewussteste Erfüllung des Christenthums sein. Wer nichts als Liebe ist, der hat das Höchste erreicht, der ist wahrhaft frei! — so lautet das Evangelium der moralischen Freiheit. Als

diese Ueberzeugung in den Herzen erwachte, und sie mit der Seeligkeit einer triumphirenden Wahrheit erfüllte, da musste die Kraft des Despoten zu klein sein gegen die Gewalt eines solchen Gefühls, und das Christenthum in seiner verklärtesten Gestalt, als Liebe, die Völker entzündend, rückte mit Siegesgewissheit heran gegen den Geist der Revolution. Dieser hatte das Christenthum von der Erde vertilgen wollen, aber es raffte sich auf mit der ganzen Kraft seiner Natur, es trat als — Liebe gegen ihn in die Schranken, und es siegte, siegte über einen Geist, der zwar viel an ihm zu erdrücken vermogt hatte, aber das Eine nicht erdrücken konnte, — Die Liebe. Denn wie viel des Christlichen auch gefallen war unter den Streichen der Revolution, die Liebe — sein innerstes Wesen, — war in dem Busen der revolutionairen Freiheit stecken geblieben. Sie hegte die Feindin in sich selbst, darum musste sie vor der Feindin, als diese von Aussen heranzog, erliegen.

Doch lernen wir ein wenig diese Feindin der revolutionairen Freiheit, die Liebe selber, kennen! Man pflegt der Liebe die Selbstsucht gegenüber zu stellen, weil es die Natur der Letzteren mit sich bringt, dass, wer ihr folgt, ohne Rücksicht auf den Andern, oder unbarmherzig verfährt. Setzen wir nun den Werth des Menschen in die Selbstbestimmung d. h. darin, dass nicht eine Sache oder eine andere Person ihn bestimmen, sondern er selbst der Schöpfer seiner selbst, mithin Schöpfer und Geschöpf in Einem sei, so wird der Selbstsüchtige wahrscheinlich am weitesten hinter diesem Ziele zurückbleiben. Sein Grundsatz lautet so: die Dinge und die Menschen sind für mich da! Vermöchte er hinzuzusetzen: ich bin auch für sie da, — so wäre er eben der Selbstsüchtige nicht mehr. Er geht nur darauf aus, den Gegenstand seiner Begierde zu haschen, läuft z. B. in der Brunst einem Mädchen nach, um diess allerliebste „Ding" (denn für mehr als ein Ding gilt es ihm nicht) zu — verführen u. s. w. Um dieses Mädchens willen

ein anderer Mensch zu werden, selbst etwas aus sich zu machen, um sie dadurch zu verdienen: das fällt ihm nicht ein, wie er ist, so ist er. Das eben macht ihn so verächtlich, dass keine Selbstgestaltung und Selbstbestimmung an ihm zu entdecken ist.

Ganz anders der Liebende. Die Selbstsucht ändert den Menschen nicht, die Liebe macht einen andern Menschen aus ihm. „Seit er liebt, ist er ein ganz anderer Mensch geworden" pflegt man zu sagen. Aber er macht als Liebender auch wirklich selbst etwas aus sich, indem er Alles an sich tilgt, was dem Geliebten widerspricht; willig und hingebend lässt er sich bestimmen, und durch die Passion der Liebe umgewandelt, richtet er sich nach dem Andern. Sind in der Selbstsucht die Gegenstände nur für mich da, so bin ich in der Liebe auch für sie: wir sind für einander.

Ueberlassen wir jedoch die Selbstsucht ihrem Schicksal und vergleichen wir lieber die Liebe mit der Selbstbestimmung oder Freiheit. In der Liebe bestimmt sich der Mensch, gibt sich ein gewisses Gepräge, wird zum Schöpfer seiner selbst. Allein er thut das Alles um eines Andern, nicht um seinetwillen. Die Selbstbestimmung ist noch abhängig von dem Andern: sie ist zugleich Bestimmung durch den Andern, ist — Passion: der Liebende lässt sich bestimmen, bestimmen durch den Geliebten.

Der freie Mensch dagegen bestimmt sich weder durch noch für einen Andern, sondern rein aus sich; er vernimmt sich und findet in diesem Selbstvernehmen den Antrieb zur Selbstbestimmung: nur sich vernehmend, handelt er vernünftig und frei. Es ist ein Unterschied, ob man durch einen Andern oder durch sich bestimmt wird, ob man ein Liebevoller ist oder ein Vernünftiger. Die Liebe lebt von dem Grundsatze, dass Jeder, was er thut, um des Andern willen thue, die Freiheit von dem, dass er es um seinetwillen thue; dort treibt mich die Rücksicht auf

den Andern, hier treibe ich mich. Der Liebevolle handelt um Gottes willen, um der Brüder willen u. s. w. und hat überhaupt keinen eigenen Willen: „nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“ — das ist sein Wahlspruch; der Vernünftige will keinen andern Willen verwirklichen als den seinen, und achtet auch Denjenigen, der seinen eigenen Willen hat, nicht den, der den Willen eines Andern befolgt. So hat die Liebe wohl recht gegen die Selbstsucht, da es edler ist, den Willen eines Andern zu dem seinigen zu machen, und auszuführen, als willenlos von der durch irgend ein Ding angeregten Begierde gestachelt zu werden, edler, sich nach einem Andern zu bestimmen, als sich gar nicht zu bestimmen, sondern sich gehen zu lassen; gegen die Freiheit aber hat die Liebe nicht Recht, weil in der Freiheit erst die Selbstbestimmung zur Wahrheit wird. Die Liebe ist zwar die letzte und schönste Unterdrückung seiner selbst, die glorreichste Weise der Selbstvernichtung und Aufopferung, der wonnereichste Sieg über die Selbstsucht; aber indem sie den Eigenwillen bricht, der nur Eigensinn und Begierde heissen dürfte, lässt sie auch zugleich den Willen nicht aufkommen, der dem Menschen erst die Würde des freien Menschen verleiht. Darum müssen wir an der Liebe zweierlei unterscheiden. Gegen die Selbstsucht gehalten, feiert der Mensch in ihr seine Verherrlichung, denn der Liebevolle hat, wenn auch nicht seinen eigenen, so doch einen Willen, der Selbstsüchtige hat keinen; der Liebevolle übt eine Selbstbestimmung aus, weil er um des Andern willen etwas aus sich macht und sich in die diesem angemessene Fosm umbildet, der Selbstsüchtige kennt die Selbstbestimmung nicht und verharrt in seiner Rohheit, ohne in irgend einem Grade sein eigener Schöpfer zu werden; der Liebevolle ist ein Gebilde seiner selbst, indem er sich im Andern sucht und findet, der Selbstsüchtige ein Geschöpf der Natur, eine — Creatur, die sich nicht sucht noch findet.

— Wie aber erscheint die Liebe Angesichts der Freiheit? Die Braut von Corinth spricht jene grausenvollen Worte aus, mit denen das entsetzliche Verbrechen der Liebe gegen die Freiheit enthüllt wird:

„Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!"

Ja, Menschenopfer unerhört" Denn was den Menschen erst zum Menschen macht, der freie Wille, das schmettert die Liebe, ihr Reich für das alleinseligmachende erklärend, von ihrem souverainen Throne aus, donnernd nieder, und auf Sklaven-Schultern hoch emporgehoben, proclamirt sie die Alleinherrschaft der — Willenlosigkeit.

Weil nicht in jeder Zeit Jegliches gesagt werden kann, so brechen wir hier ab und überlassen es einer günstigeren Gelegenheit, die Erscheinungen des Liebesstaates im Einzelnen darzulegen*). Ueberall werden wir dabei dem Grundsatze begegnen, dass der Liebevolle nicht Willen, sondern Wünsche hat, und werden sehen, wie prophetisch das grosse Wort des Gouverneurs von Berlin, Grafen von Schulenburg war: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! In den Armen der Liebe ruht und schläft der Wille, und nur die Wünsche, die Petitionen, wachen. Ein Kampf durchzieht allerdings auch diese Zeit des Liebesregimentes: es ist der Kampf gegen die Lieblosen.' Da Einmütigkeit das Wesen der Liebe ist, da Fürsten und Völker in Liebe verbunden sind, so müssen sie ausscheiden, was den Liebesbund lockern will: die Unzufriedenen (Demagogen, Carbonari's, Cortes in Spanien, Adel in Russland und Polen u. s. w.). Sie stören das Vertrauen, die Hingebung, die Eintracht, die Liebe; „unruhige Köpfe" rühren die Ruhe des Vertrauens auf, und — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

*) Er ist es werth, denn er ist die vollendetste und — letzte Form des Staates.

DIE MYSTERIEN VON PARIS

VON EUGENE SUE

Die Mysterien haben großes Aufsehen in der Welt gemacht, und schon drängen sich die Nachahmungen in Masse. Man will den verborgenen Grund, die „unterste Schicht" der Gesellschaft kennen lernen, und neugierig blickt man sich in den finsteren, grauenvollen Winkeln um. Aber mit welchen Augen schaut man hinein? Mit dem Auge der gesicherten Sittsamkeit, des tugendhaften Schauders. „Welch' ein Abgrund des Verderbens, welche Greuel, welche Tiefe des Lasters! Herr Gott, wie darf es in deiner Welt so ruchlos zugehen!" Aber bald erwacht die christliche Liebe und rüstet sich zu allen Werken des Mitleids und der thätigen Hülfe. „Hier muss gerettet, hier muss der List des Satans entgegengearbeitet werden; o gewiss, hier ist viel zu retten, und dem Reiche des Guten manche Seele zu gewinnen.

Nun beginnt die Rührigkeit der Gedanken, und auf tausend Mittel und Wege wird gesonnen, wie dem Uebel abzuhelfen, der grenzenlosen Verderbtheit zu steuern sei. Kerker mit abgesonderten Zellen, Leihhäuser für heruntergekommene Arbeiter, Stifter für gefallene und reuige Mädchen, und unzähliges Andere wird nicht nur vorgeschlagen, sondern auch zugleich unternommen. Es werden auch ganze Wohltätigkeits-Gesellschaften zusammentreten, wie man sie nie zuvor in solcher Ausdehnung gesehen hat und an Aufopferung und Mildthätigkeit wird kein Mangel sein. Rudolph, der Großherzog von Gerolstein, ist von Eugene

Sue als leuchtendes Vorbild dieser so sichtlich erstarkenden Nächstenliebe aufgestellt worden.

Welches Uebel will man denn heben?' Das Laster, die Sündenlust! Ihm sollen die Quellen durch nützliche Reformen abgeschnitten, die verführten Seelen entrissen und zur Lust an der Sittlichkeit bewogen werden. Und wer will diess grosse Werk, die Sünde um ihre Opfer und Diener zu bringen, verrichten? Wer anders als diejenigen, welche die Tugend lieben und einen sittlichen Lebenswandel für den wahren Beruf des Menschen erkennen

Also die Tugendhaften wollen die Lasterhaften auf den rechten Weg bringen, die Diener im Reiche des Guten wollen das Reich des Bösen zerstören.

Seid ihr nicht alle damit einverstanden, dass es nichts Grösseres und Edleres geben könne, als die Verherrlichung des Guten, und habt ihr wohl etwas anderes an euch zu tadeln und zu bereuen, als dass ihr nur allzuoft noch vom Wege des Guten abweicht und „sündiget"? Fällt es einem von Euch jemals ein, zu fragen, ob das Gute wohl werth sei, dass man darnach strebe, und ob das Gute wirklich dasjenige sei, was der Mensch durch sein Leben zu verwirklichen suchen müsse? Ihr zweifelt ebensowenig daran, als die Lasterhaften und Gottvergessenen etwas Gründliches dagegen einzuwenden wissen, wenn sie auch noch so viel dagegen — sündigen.

Ihr, die ihr die Sünder bekehren und bessern wollt, ihr seid ja selbst unbekehrbar und unverbesserlich. Ihr lasst den Zweifel gar nicht an euch kommen, ob das Gute nicht eben ein — leerer Wahn sei, und wenn ihr auch eingestehen müsst, dass ihr selbst es gleich den Philosophen, die auch nur „Liebhaber der Weisheit" bleiben, niemals erreicht, ihr meint doch, die Sünder müssten zum Guten vermocht und dahin gebracht werden, „gut zu thun." Ihr wollt die Sünder bekehren von der Lust am Bösen, mögt ihr euch vielleicht nicht selbst von der Lust am Guten be-

kehren? Fragt euch nicht, was das Gute sei, sondern ob es überhaupt sei, oder wollt ihr durchaus wissen, was es sei, so fragt euch zu allererst, ob es nicht euere — Einbildung sei. —

Doch ihr seid schlagend mit eueren Beweisen, indem ihr ja nur auf Beispiele hinzuweisen braucht: „die Lüge ist böse, die Aufrichtigkeit aber ist gut, die Unbussfertigkeit ist böse, die Bussfertigkeit und Reue ist gut, die Unkeuschheit eine Sünde, die Keuschheit eine Tugend u. s. w."

Wohlan denn, blicken wir in die Mysterien und sehen dem Spiele zu, das Tugend und Laster in diesem Romane mit einander treiben. Ich werde von dem Zusammenhange und Verlaufe dieser Geschichte nichts sagen, denn ich setze voraus, dass ihr's gelesen habt. Eben so wenig will ich von dem sogenannten Kunstwerthe des Buches sprechen. Wenn ein sogenannter Jongleur die halsbrechendsten Stücke producirt, oder ein Taschenspieler das Erstaunlichste leistet, so wird man doch am letzten Ende sagen, es waren eben Jongleur- und Taschenspielerkünste, ausgezeichnet in ihrer Art; aber über die Art selbst spricht man ohne besondere Achtung. So will ich auch unserem Verfasser nicht über die Kunstfertigkeit im Abschildern der socialen Kontraste und Charaktere zu nahe treten, wenn gleich er feineren Kunstkennern schwerlich überall ein Genüge gethan haben mag; über das Abschildern selbst aber denke ich nicht gross genug, um mich durch das darin bewiesene Talent gegen den Mangel an aller tieferen und gewaltigeren Einsicht in das Wesen der Gesellschaft blind machen zu lassen. Görres hat auch ein schönes Talent an die Verstocktheit eines dummen Gedanken verschwendet und muss in diesen Kindereien sich zu Tode gängeln lassen, wie er, so viele Andere.

Obwohl der Grossherzog von Gerolstein nicht als der Held des Romans gelten kann, so wird doch nicht allein das ganze Getriebe desselben durch ihn in Bewegung ge-

setzt, sondern er repräsentirt auch die Höhe der Anschauungen und Gedanken, zu welcher der Dichter selbst sich emporschwingt. Diese Höhe ist aber keine andere, als die Idee der Sittlichkeit, und an jeden Gedanken und jede That wird ein für allemal dasselbe Ellenmaass angelegt: das der Sittlichkeit.

Wir haben also ein dichterisches Kunstwerk vor uns, das, ganz von dem Standpunkte der Sittlichkeit aus gearbeitet, zeigen wird, welcherlei Menschen dieser Standpunkt erzeugt, und was überhaupt unter der Herrschaft dieses Princips zu Tage kommt.

Durch eine Versündigung gegen das geheiligte Haupt seines Vaters und Herrn, auf den er in einem Augenblicke der Liebeswuth das Schwert gezückt, ist Rudolph (der Grossherzog) zu dem Entschlusse reumüthigster Busse getrieben worden, die er nach seiner Meinung nur dadurch bethätigen kann, dass er „nach Kräften Gutes wirkt." Dieser Vorsatz bringt ihn nach Paris, wo er die Spelunken der Armuth und des Verbrechens aufsucht, um Leiden zu lindern, verhärtete Herzen zu erweichen, oder durch ein fürchterliches Strafgericht in Verzweiflung zu stürzen, und um zu helfen, wo geholfen werden kann. Bei seinen fürstlichen Mitteln gelingt es ihm leicht, mancher physischen Noth zu steuern, und die Familie Morel unter Andern verdankt ihm ihr Lebensglück; näher indess, als die Beseitigung physischer Leiden, liegt ihm die Entfernung moralischer Gefahren am Herzen, und dieses Bestreben führt ihn mit der eigentlichen Heldin dieses Romanes zusammen.

Fleur de Marie (Marien-Blume), oder wie wir sie schlechtweg nennen wollen, Marie, das Kind seiner ersten Liebe, von dessen Existenz Rudolph keine Ahnung hatte, ist in der Haft, unter den grässlichen Händen der Eule (Chouette) und in anderen traurigen Verhältnissen zu einem blühenden Mädchen aufgewachsen, und muss endlich, von Armuth gepresst und von Kupplerinnen beschwatzt, sich ent-

schliessen, das Gewerbe eines Freudenmädchens zu ergreifen. Noch unergriffen von der Lust an dieser Lebensweise, wird sie befleckt, ohne sich selbst zu beflecken: sie ist unbetheiligt und noch keine Sklavin der Begierde, die ihrem Stande erst die rechte Bekräftigung geben würde. So findet sie Rudolph, und was das Laster an ihr nicht zu leisten vermocht hatte, das versucht jetzt die Tugend: sie versucht das arme Kind, das eine Beute des Lasters zu werden droht, zur Tugend zu führen. Rudolph bietet alle Versprechungen und Verlockungen auf, durch die er die leicht erregbare Phantasie des Mädchens zu bestechen hoffen darf. Sie, die mitten in einem taumelnden Lasterleben nicht „gefallen" war, sie widersteht den einschmeichelnden Verheissungen des Tugendwerbers nicht und — fällt. Doch möchte sie immerhin fallen, wenn sie sich nur wieder erhöbe. Wie aber soll ein E. Sue, der Dichter des tugendreichen und liberalen Bürgerwesens, sie zu einer weiteren Erhebung kommen lassen? Ist sie nicht gerettet, wenn sie in den Schooss der allein seligmachenden Sittlichkeit sich geflüchtet hat? Meint man etwa, sie sollte sich zur Frömmigkeit erheben, so geschieht das ja in vollem Maasse, wie denn wahre Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit sich niemals ganz von einander trennen lassen; denn selbst diejenigen Sittlichen, welche den persönlichen Gott leugnen, behalten ja am Guten, am Wahren, an der Tugend ihren Gott und ihre Göttin.

Doch ich meine nicht, dass Marie nach jenem Falle sich zur Frömmigkeit erheben sollte; ich meine nur, dass, wenn es etwas Werthvolleres gäbe, als Sittlichkeit und Frömmigkeit, unser Dichter davon nichts wissen könnte, weil es nicht in seinem Gedankenkreise liegt, und seine Personen sich nie dazu erheben könnten, weil die Besten darunter doch nicht besser zu sein vermögen. als ihr Schöpfer. Marie, die von Rudolph für den Dienst der Sittlichkeit angeworben wurde, wird darin fortan in Treue

und Gehorsam, als ein ergebener und folgsamer Dienstbote verharren, und welche Geschichte auch ihr nun folgendes Leben aufzeigen möge, sie wird immer nur die Schickungen enthalten, welche der strenge Dienst ihrer Gottheit über Marien, die treue Magd, verhängt.

Den Klauen der Eule, die nur den Leib verderben konnte, entronnen, geräth Marie in die Macht des Priesters, der ihre zarte Seele mit der frommen Lehre verdirbt, dass ihr Leben von nun an ein Leben der Busse sein müsse, um bei Gott sich dafür die künftige Vergebung zu erkaufen. Das entscheidet über ihre ganze Zukunft. Dieser Wurm, den ihr der Priester ins Herz setzte, nagt fort und fort, bis er sie zur Entsagung und Zurückziehung aus der Welt gezwungen, und endlich gar das gottergebene Herz zerfressen und zerbröckelt hat. Und doch ist jene fromme Lehre des Priesters die wahre Lehre der Sittlichkeit, gegen welche zuletzt alle „vernünftigen" Einwendungen Rudolphs verstummen müssen.

Rudolph nämlich giebt sich der süssen Hoffnung hin, am Hofe zu Gerolstein mit Marien, seinem reizenden Töchterchen, die Wonne eines innigen Familienlebens und die Freuden eines Vaters kosten zu können, der sein von Allen verehrtes und angebetetes Kind, die sittsame und tugendreiche Prinzessin, täglich mit neuen Gaben der Liebe überhäufen, und für die einst erduldeten Qualen eines verstossenen Daseins fürstlich und väterlich entschädigen kann. Alle Lust der Welt, wie sie ein grossherzoglicher Hof nur bieten kann, soll ihr von nun an offen stehen.

Aber um welchen Preis müsste Marie die Lust der Welt erkaufen? Nur wenn Niemand ihre frühere Aufführung erfährt, wird man die Liebenswürdigkeit ihres gegenwärtigen Betragens anerkennen; erführe man sie, so schützte kein Glanz der Krone die arme Prinzessin vor den giftigen Blicken und dem verächtlichen Achselzucken dieser unerbittlichen Verehrer der Sittenreinheit. Das weiss Ru-

dolph sehr wohl, und trägt desshalb auch nicht das leiseste Bedenken, seine gesammte Umgebung über Mariens Jugendjahre zu belügen. Welcher vernünftige Mensch wird auch anders handeln? Nur kein Ultra, selbst nicht in der Sittlichkeit! So spricht der sittliche Liberale.

Allein Marie, die reine Priesterin des sittlichen Prinzips, kann die, statt alle Folgen ihrer Missethat jetzt, da sie in die sittliche Welt eingetreten ist, bussfertig zu tragen, die Busse durch eine Lüge von sich weisen? Darf sie durch Täuschung sich einschleichen und reiner erscheinen wollen, als sie ist? „Täuschen, immer täuschen, ruft sie verzweifelnd aus, immer fürchten, immer lügen, immer beben vor dem Blicke desjenigen, den man liebt und achtet, wie der Verbrecher zittert vor dem unerbittlichen Blick seines Richters!“ Darf Marie, die Dienerin am Altare der Sittlichkeit, darf sie — lügen? —

Die Lüge ist eine Sünde, die kein sittlicher Mensch sich vergeben kann. Er mag sich mit der Noth entschuldigen, so viel er will, auch die Nothlüge bleibt eine Lüge. Wie kann der der Wahrheit dienen unter allen Versuchungen, der sich in mancher Versuchung zur Unwahrheit verleiten lässt? Kein Sittenlehrer kann die Lüge rechtfertigen, und wird dennoch von sittlichen Menschen so viel gelogen, so beweist diess eben nur, dass das Prinzip der Sittlichkeit oder des Guten zu kraftlos ist, um das wirkliche Leben zu leiten. Denn in diesem wird der Mensch unbewusst zu Thaten geführt, die seinem schwächlichen Prinzipe Hohn sprechen, und ihn ermuntern könnten, sich von dem Gängelbande desselben loszureissen; aber man reisst sich von einem Wahne nicht anders los, als wenn man ihn theoretisch überwindet.

Marie, einmal gewonnen für den Cultus des Guten, ist zu feinfühlend, um sich zu einer Ausnahme von seiner Regel zu bereden. Sie kann nicht lügen. Aber wie, könnte sie der Welt, dieser „unerbittlichen Richterin“ nicht ge-

stehen, was sie verbrochen? Sie könnte es gestehen, aber dann wäre sie auch „gerichtet." Die Welt des Guten könnte nicht bestehen, wenn sie nicht „Güter" hätte, und unter diesen Gütern ist die Keuschheit ein Gut, dessen Einbusse sie keinem — Weibe verzeiht. Eine nachfolgende dauernde Züchtigkeit kann die ursprünglich, der sittlichen Ehre geschlagene Wunde vernarben lassen, aber den Schandfleck der Narbe wäscht keine Zeit ab. Die Welt, welche an die Sittlichkeit und ihre Güter glaubt, kann — nicht vergessen; für sie haben diese Güter einen Werth, und sie mag es anstellen, wie sie will, die Empfindung eines Mangels und Gebrechens kann sie da, wo eines dieser Güter, an denen ihr Wahn klebt, verloren gegangen ist, nicht gänzlich unterdrücken. Ein Weib, das seine Keuschheit preisgegeben, das unter dem „Auswurf der Gesellschaft" gelebt, das sich „entwürdigt" hat, wird für alle Zeit scheel angesehen werden; denn es ist „befleckt, vergiftet, berührt von Schändlichkeiten," es ist — „geschändet." Und für die zugezogene Schande fordert die Welt als Busse eine unausgesetzte Scham, eine Scham, die sie stets in der Büsserin wach zu erhalten beflissen sein wird.

Vielleicht meint man aber, es sei das nur eine Ueberspanntheit und falsche Scham, die jeder nicht zu reizbare Mensch leicht überwinden würde. Wir müssen aber doch fragen, was in dem sittlichen Urtheil der Welt denn eigentlich Geltung habe, ob der Mensch als solcher oder — seine Güter. Es ist nicht ohne den innigsten Zusammenhang, dass gerade die Zeit des Liberalismus und der Bourgeoisie so viel auf Sittlichkeit hält: ein Banquier und ein Sittlicher beurtheilen den Menschen aus ein und demselben Gesichtspunkte, nämlich nicht nach dem, was er durch sich ist, sondern nach dem, was er durch seinen Besitz ist. „Hat er Geld?" Mit dieser Frage läuft die andere parallel: „Hat er Tugenden?" Wer kein Geld hat, mit dem befasst

sich der Banquier nicht: er „macht ihm Schande;“ wer die Tugenden eines ehrbaren Bürgers nicht „besitzt,“ der muss ihm nicht zu nahe kommen. Nach Gütern misst der eine wie der andere, und der Mangel eines Gutes ist und bleibt ein Mangel. Wie ein Pferd, das alle Tugenden des besten Pferdes, aber eine schlechte Farbe hat, einen Makel behält, so haftet an einem Weibe, das um die unbefleckte Reinheit gekommen ist, auf Zeit ihres Lebens ein Flecken. Und mit Recht, denn es fehlt ihr eines der hauptsächlichsten Güter, die einem sittlichen Weibe Ehre machen. Ist Marie auch jetzt keusch, so ist sie es doch nicht immer gewesen, ist sie auch jetzt unschuldig, so war sie es doch vorher nicht. Die Unschuld ist so zarten Wesens, dass sie niemals berührt worden sein darf; einmal verletzt, ist sie auf immer verschwunden. Unschuld ist eine so fixe Idee, dass Morel an ihr zum Wahnsinnigen wird und Marie zur Betschwester. — Es muss auch so sein. Ist der Abstand der Verworfenen von den Reinen, der Unsittlichen von den Sittlichen, einmal ein fixer, so drückt Marie nur zart, innig und unverholen das Gefühl dieses unauflöslichen Gegensatzes aus. Sie ist — „entweiht.“

Was soll die Einwendung beweisen, dass man ja längst nicht mehr so penibel sei und gegen früher einer grossen Nachsicht in diesem Punkte huldige? Erstlich liesse sich diese Behauptung überhaupt bestreiten, weil man zwar keine Kirchenstrafen mehr verhängt, sittlich aber weit weniger lax urtheilt, als in den Zeiten des ancien regime; sodann aber hat die grosse Masse von jeher an vielen Stellen ihrer Haut harte Schwielen gehabt und gegen die strengen Consequenzen ihrer Glaubensartikel sich unempfindlich gezeigt. Soll darum ein zarter empfindendes und strenger denkendes Wesen, wie Marie, dem Schlendrian der Alltagsmenschen verfallen müssen?

Vielmehr müssen wir anerkennen, für sie, die den Anforderungen der Sittlichkeit ein volles Genüge zu thun sich

gedrungen fühlte, war die Zurückziehung aus der Welt unvermeidlich. Denn belügen durfte sie die Welt nicht, ohne unsittlich zu handeln, und eingestehen durfte sie's nicht, wenn sie nicht, statt des Genusses, den Hohn und Spott der Welt erndten wollte. Jede Freude, die sich ihr künftig darbieten konnte, würde sogleich durch den Stachel der Scham vergiftet worden sein. In diesem Gefühle ruft sie aus, als ihr Vater dem Prinzen Heinrich, ihrem Geliebten, Eröffnungen zu machen gedenkt: „Sie wollen, dass ich sterbe, mich in seinen Augen so erniedrigt zu sehen!" Sie hatte von der Welt, vor der sie entweder etwas auf dem Gewissen behalten, oder von der sie sich etwas nachtragen und gedenken lassen musste, nichts mehr zu hoffen: sie hatte es mit ihr verdorben.

Warum aber flüchtet sie sich zu Gott? Weil weder die Welt noch sie selbst ihre Sünde ihr abnehmen können. Nur Gott kann ihr vergeben. Die Menschen müssen sich nach dem Gesetzbuche des Guten richten und sind nur Unterthanen im Reiche des Guten; Gott allein ist der absolute König, dem auch das Gute unterworfen ist, und er fragt nicht, wo er begnadigen will, nach dem Guten, sondern nach seinem unumschränkten Willen. — Was liegt nun in dieser Hinwendung Mariens zu dem Herrn? Wiederum diess, dass sie fühlt, wie nach dem sittlichen Maassstabe ihr nimmermehr Gerechtigkeit werden könne, und wie sie darum eines anderen Maasses und Urtheils bedürfe. Dass sie die Lossprechung gerade von Gott durch ein reuevolles Leben zu erkaufen sucht, das ist gleichfalls das Werk des frommen Priesters, der ihr freilich nicht sagen konnte noch durfte: Wer sich selbst bindet, der ist gebunden, und wer sich selbst löset, der ist gelöst. Was sie selbst sich zu leisten vermöchte, das sucht sie ausser sich zu erflehen; aber sie wäre eben weder sittlich noch fromm, wenn sie anders verführe.

Wie konnte auch das sittliche Mädchen sich erst die

Unkeuschheit und hernach gar die Lüge vergeben? Dazu gehört mehr als Sittlichkeit, und könnte sie's, so fiele ja das ganze hübsche Bauwerk E. Sue's in ein lächerliches Nichts zusammen, so wäre das Gute nicht mehr das Höchste, so wäre der Mensch erhaben über Tugend und Laster, über Sittlichkeit und Sünde.

Die ganze Collision besteht darin, dass ein Paar Bornirte es mit einander zu thun haben, bornirt beide durch den Wahn des Guten und Bösen. Wie die Welt urtheilt: das und das dürfen wir thun, denn es ist gut, jenes aber, z. B. lügen, dürfen wir nicht, weil es böse ist, so denkt auch die durch Rudolph der Tugend zugeführte Marie.

Legte der Dichter an Marie nicht das Richtscheit der Tugend und Sittlichkeit, sondern mässe sie nach ihr selbst als ihrem eigenen Maasse, wie man gescheidter thäte, wenn man den Löwen nicht nach einer menschlichen Eigenschaft, der Grossmuth, beurtheilte, sondern nach der thierischen Löwennatur, so käme vielleicht das wunderbare Resultat zum Vorschein, dass Marie erst von dem Augenblick an ein elendes, verlorenes Kind wurde, wo sie die Tugend kennen lernte und ihrem Dienste sich weihte, während sie in der Zeit ihres unehrlichen Wandels ein gesunder, freier und hoffnungsvoller Mensch gewesen war. Diess soll nicht etwa nur den oberflächlichen Sinn haben, dass die mit der Tugend zusammenhängende Reue das arme Mädchen unglücklich stimmte und um seinen Frohsinn brachte, sondern den schärferen, dass sie eine gedrückte Sklavin werden musste, sobald sie in die sittliche Welt eintrat und ihren Pflichten sich zu unterwerfen begann. Als der Würgengel der Bekehrung es einmal erfasst hatte, da war es um diess zarte Kind geschehen. Unter dem Druck der Verhältnisse, in welche ihr Schicksal sie geworfen hatte, hätte der offene sinnige Geist dieser Bajadere das starke Zornfeuer ansammeln können, das dazu gehört, um die lastende Erdwucht einer erstarrten Gesell-

schaft zu durchbrechen, und aus dem Stande der Erniedrigung heraus sich zu — empören. Was lag am Verluste der Keuschheit bei einem Mädchen, das diesen und jeden Verlust an der ganzen schuldigen Welt zu rächen Muth und Geist hatte?

Aber ein E. Sue kennt kein anderes Glück als das der ehrlichen Leute, keine andere Grösse als die der Sittlichkeit, keinen andern menschlichen Werth als den der Tugendhaftigkeit und Gottergebenheit. Ein Menschenkind, aus dem ein freier Mensch werden konnte, musste zum Tugenddienste verführt, ein noch unverdorbenes Gemüth musste mit dem Wahn der „guten Menschen" vergiftet und verderbt werden. Wenn ein Dichter darzustellen vermag, wie seine Heldin, die mitten im Gewühl der schmutzigsten Laster ihr Leben führen und selbst die Blüthe ihres Leibes ihm zur Beute lassen muss, nicht gleich der Chouette oder dem Schulmeister, oder auch ihren weiblichen Altersgenossen zu einer Dienerin des Lasters wird, sondern ähnlich einer Atheistin, welche die kirchlichen Gebräuche zwangsweise erfüllt, völlig frei bleibt: sollte man da nicht meinen, er müsste sie auch über den Einfluss der Tugend erhaben halten können? Aber nein, der schwächliche, vom Ideale des „rechten Bürgerthums und wahren Staates" träumende Poet macht aus ihr, statt eines gestählten Charakters, ein sentimentales, vom Wahne des „Guten" leicht berückbares Gemüth, macht dasselbe Mädchen, das sich gegen das Laster behauptete, zu einem schwachen, kraftlosen Geschöpf, das sich mit Leib und Seele in die Sklaverei der Tugend anheim giebt.

Auch nicht Eine Person findet sich in dem ganzen Romane, die man einen selbstgeschaffenen Menschen nennen könnte, einen Menschen, der, rücksichtslos sowohl gegen seine Triebe als gegen den Antrieb eines Glaubens (Glaube an Tugend, Sittlichkeit u. s. w. und Glaube an das Laster) sich kraft der eigenen schöpferischen Allmacht selbst erschüfe.

Die Einen nämlich folgen blindlings der Leitung ihres Herzens, ihrer Gemüthsart, ihrer Natürlichkeit. So die Rigolette (Lachtaube): sie ist eben so, wie sie ist, ein zufriedenes Gemüth und eine glückliche Mittelmässigkeit, und was sie ist, das wird sie immer bleiben, ein Wesen ohne alle Entwicklung, wie eben ihre Kanarienvögel auch; sie können nur Schicksale erfahren und erleiden, aber sie können nicht anders werden. Die Kehrseite zur Rigolette giebt der kleine Lahme ab, ein schadenfrohes Kind, das eben immer von seiner Lust, der Schadenfreude, die natürlich mit dem Alter an hämischem Wesen zunimmt, sich bestimmen lassen wird, bis es einmal auf dem Schaffot endet, und so geschichtlos in die Grube kommt, wie Rigolette in ein ehrsames Grab. — Welche Art von Trieb eine lebenswierige Herrschaft über das Individuum ausübt, macht hierbei keinen wesentlichen Unterschied; bei Ferrand ist's der Geiz, bei dem Spitzigen die energielose Schwatzhaftigkeit u. s. w.

Für die zweite Gattung entwickelungsloser und unfreier Menschen, derjenigen nämlich, welche weniger von ihrem natürlichen Triebe, desto mehr aber von einem Glauben, einer fixen Idee abhängen, hat E. Sue, der selbst ein Knecht unter diesen Knechten nichts Besseres kennt, besonders auf die Tugendbeflissenen eine pathologische Genauigkeit verwendet. Obenan steht sein tugendgläubiger Grossherzog, der zu dem grossen Orden der „Wohlthäter der leidenden Menschheit" gehört und sein Ordenszeichen nicht auf, sondern in der Brust trägt. Dieser „barmherzige Bruder" Rudolph, milde und streng und ganz dazu gemacht, die Menschen zu „bemuttern," will die im Sündenpfuhl verkommenden Unglücklichen physisch und moralisch bessern und — belohnen, die hoffnungslos Verdorbenen aber unschädlich machen, und durch ausgesuchte Seelenmartern — bestrafen. So zieht er in Paris ein und so zieht er, ungeheilt von seinem Wahnsinn, wieder hinaus, nach-

dem er seine Tochter in das Gotteshaus der Tugend eingeführt, und um die letzte Möglichkeit gebracht hat, ein eigener Mensch zu werden. Als die Tugend diess Kind endlich ganz um den Verstand und ums Leben bringt, da gehen dem barmherzigen Bruder zwar die Augen auf, aber nicht etwa über den Götzen, für dessen Priesterdienst er die Unglückliche geopfert, sondern über die „Gerechtigkeit des unerforschlichen Gottes," der seinen Angriff auf den Vater jetzt an ihm als Vater durch den Verlust der Tochter rächt. So schwachsinnig ist dieser Kämpfer für Tugend und Religion, dass er in der consequenten Durchführung seines eigenen Princips, die er in der Handlungsweise der Tochter anzuerkennen und zu bewundern nicht umhin kann, nichts sieht, als ein „Zorngericht" Gottes. Marie erfüllt ganz und vollständig das, was Sittlichkeit und Religion fordern; ihr Vater muss selbst bekennen, dass „sein unglückliches Kind in allem, was das Zartgefühl des Herzens und der Ehre betrifft, mit einer so unerbittlichen Logik begabt sei, dass man ihr nichts erwidern könne," — er „giebt es auf, sie zu überreden, da alle Vernunftgründe zu ohnmächtig sind gegen eine so unüberwindliche Ueberzeugung, die aus einem edlen und erhabenen Gefühle herstammt," — ja er gesteht, dass er in Mariens Namen auch „so würdig, so muthig" gehandelt haben würde: — und nun, was erkennt er in dieser unbeugsamen, vollendeten Sittlichkeit seiner Tochter? Eine „Züchtigung" Gottes, der ihm diese Erhabenheit seines Kindes zur „Strafe" schicke! Wahrlich, man kann das feige Juste-milieu unserer liberalen Zeit nicht grausamer, nicht hohnlachender zeichnen, als ein weichmüthiger Anhänger desselben es unfreiwillig hier selber gethan hat. — Der gute Fürst hat bei seiner Bussfahrt „nichts gelernt und nichts vergessen." Als Mensch ohne Entwicklung und Selbstschöpfung erfährt er nur die harten Schicksale, welche der Dienst der Tugend ihren Gläubigen bereitet: er macht nur theologische Erfahrungen, keine

menschlichen. Oder unterwirft er jemals den Herrn, welchem er dient, der Kritik, und fällt es ihm auch nur einmal ein, die Ideen der Sittlichkeit, Religiosität, Ehrlichkeit u.s.w., für deren Dienst er wirbt, nach ihrem Kern zu fragen? An ihnen steht ihm, als an festen Grenzen, der Verstand still, und jede weitere Erhebung, jede Erlösung und Befreiung von diesem absoluten Herrn ist dem von diesem Punkte an urtheilsvollen Fürsten unmöglich. So scharfsinnig er sich auch erweisen mag, als sittlicher Mensch, so durchaus geistlos ist er im Urtheil über den Menschen, ein treues Abbild seines tugendpriesterlichen, armseligen Dichters.

Im entgegengesetzten Glauben eingekerkert und mit Fanatismus ihm ergeben, ist die Mutter Martial. Auch das Verbrechen hat und muss seine Fanatiker haben, die daran glauben, und es zu Ehren bringen wollen: die Mutter Martial ist eine — Lasterheldin. Sie lebt und stirbt für ihr Ideal, das Verbrechen. Wie die Tugendgläubigen, so ist auch sie, die Lastergläubige, von einer fixen Idee um alle Entwicklung und Schöpfung ihrer selbst gebracht; sie muss untergehen mit diesem Pathos, weil sie nicht heraus kann. Auch für sie gilt jenes „Hier steh ich, ich kann nicht anders." Erstarrt und ergraut in ihrem Glauben, ist sie der Kritik, der einzigen Erlösung von jedem bis zur unnahbaren Heiligkeit anschwellendem Wahne so unfähig, wie irgend ein anderer Gläubiger; ja alle Gründe, welche sie daraus erretten könnten, dienen ihr vielmehr, wie es bei Wahnsinnigen der Fall ist, zur Bestärkung. Für sie giebt es keine andere Erfahrung, als die der Schickungen, welche der Wahn, der ihr Leben abspinnt und zu realisiren sucht, auf sie hereinbrechen lässt: sie macht nur unsittliche und heillose Erfahrungen, wie ihre Gegenfüssler nur sittliche und fromme machen.

Der Glaube an die Tugend zur festen Gesinnung geworden, ist der Geist Rudolphs; das Laster als feste

Gesinnung repräsentirt die Mutter Martial. Welch' fürchterliches strenges Gericht lässt sie über ihren „missrathenen" Sohn ergehen, der von der strengen Gesinnung des Lasters nichts wissen will. Sie handhabt das Hausregiment, als eine Frau von Grundsätzen, erfüllt von Grundsätzen des Verbrechens, wie andere Familienhäupter von Grundsätzen des Guten erfüllt, eine schneidende Herrschaft üben, und gleich Brutus das Vatergefühl ersticken. Ist die Majestät der Tugend eine wesentlich andere, als die Majestät der Lasters, und die eine feste Satzung erträglicher, als die andere? An seinem früheren Romane Atar Gull hätte E. Sue lernen können, wie Rachgefühl und Rechtsgefühl identisch sind, wie das Gute und Böse in Eins zusammenfallen, wie der schwarze Mohr des Teufels ist, nur wegen seiner Schwärze, der weisse Pariser aber, der jenem den Tugendpreis zuerkannt, Gottes, nur wegen seiner undurchglühten Weisse; aber an dem guten Dichter ist so wenig mehr zu bessern, als an seinen Romanfiguren, die, wenn sie sich bekehren, nur jämmerlicher und sklavischer werden, und werden müssen, als sie zuvor waren.

Da wir an den Hauptpersonen und einigen andern sehen, dass sie gebundene, geknechtete Charaktere sind, die durch ihre Triebe und durch ihren Glauben beherrscht, und um alle Selbstschöpfung und Selbstangehörigkeit gebracht werden, so brauchen die untergeordneten nicht besonders erwähnt zu werden. Es ist klar, der Dichter brachte es zu nichts, als zu bornirten Menschen, denen ungebildete Natürlichkeit oder unnatürliche Bildung, Begierden, oder Satzungen, die und die Schicksale bereiten. So ist allerdings die Welt, und E. Sue hat nur bewiesen, dass er sich das Wohlgefallen dieser Welt erwerben, aber nicht, dass er sie aus ihren Angeln heben und — erlösen kann.

Kein Wunder, dass die Mysterien so grossen Anklang fanden. Die sittliche Welt empfängt ja an ihnen die ge-

lungenste Ausgeburt der Philisterhaftigkeit, das getreue Abbild ihrer eigenen Menschenfreundlichkeit, das volle Echo derselben Klagen, in welche auch sie ausbricht, die gleiche Reformsucht in Dingen, an denen so wenig mehr zu reformieren ist, als am Türkenthum. Mahmud II. war nicht der einzige wohlwollende und unnütze Reformator unserer Zeit; der gesammte Liberalismus — und wer wäre heute nicht, er stehe hoch oder niedrig, liberal! — veredelt unter grossen Hoffnungen ein Türkenthum. „Unsere Zeit ist krank!" so redet betrübten Blickes der Freund den Freund an, und alsbald machen beide einen botanischen Streifzug, um unter den lieblichen Kräutern des Landes das „rechte Heilmittel" zu suchen.

Ihr Freunde, eure Zeit ist nicht krank, sie ist abgelebt; darum quält sie nicht mit Heilversuchen, sondern erleichtert ihr letztes Stündlein durch Beschleunigung und lasst sie — genesen, kann sie nicht mehr — lasst sie sterben.

„Ueberall Mängel, Gebrechen!" Das räumt ihr selbst ein, und hegtet ihr etwa noch Zweifel, so schlagt die Mysterien auf, um das ganze Elend der Gebrechlichkeit anzuschauen. Versucht's einmal, das Türkenthum zu „reformiren." Indem ihr hofft, es zu heilen, werdet ihr's — zerfetzen. Es hat keine Mängel, so wenig als ein Greis, als Greis deren hat. Freilich geht dem Greise die Kraftfülle der Jugend ab, aber er wäre eben nicht Greis, wenn er sie hätte, und wer diesem „Mangel" des Greisenalters abhelfen wollte, der wäre ein wohlmeinender Reformator, wie Mahmud II. und unsere Liberalen. Der Greis geht der Auflösung entgegen, ihr aber möchtet ihn verjüngen, sein schlotterndes Gebein wieder straff ziehen. Nicht krank ist unsere Zeit, um geheilt zu werden, sondern alt ist sie und ihr Stündlein hat geschlagen. Dennoch springen Tausende von E. Sue's herbei und bieten ihre heilsamen Quacksalbereien an.

Soll man schliesslich noch ein Wort verlieren über die vortrefflichen Einrichtungen des Fürsten aus dem Wohlthäterorden und die philanthropischen Vorschläge des Romanschreibers selber? Sie laufen ja alle darauf hinaus, die Menschen durch Belohnung oder Bestrafung so lange zu „treten", bis sie die Tugend zu ihrer Herrin machen! Es sind Anträge zu Staatsverbesserungen, wie man vor der Reformation deren unzählige zur Kirchenverbesserung machte: Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist.

VIERTER ABSCHNITT

LETZTE VEROEFFENTLICHUNGEN

1848

Nur ein einziges Mal noch hat Stirner, soweit wir wissen, nach dem Erscheinen seines grossen Werkes seine Mitarbeiterschaft an eine Zeitung vergeben: an das 1848 in Triest erscheinende und von Friedrich von Bodenstedt geleitete „Journal des oesterreichischen Lloyd". Keiner der acht Beiträge ist gezeichnet, doch stammt der erste und bedeutendste nach Bodenstedts eigenem Zeugniss von Stirner, und sind die sieben anderen so sorgfältig in Ausdruck und Stil von mir geprüft worden, dass ich die Verantwortung für ihre Autorschaft auf mich zu nehmen mich getraue.

Sie wurden 1908 zum ersten Male wieder von mir und zwar in der Berliner Zeitschrift „Morgen" veröffentlicht.

Das „Journal des oesterreichischen Lloyd" existiert nur noch in einem einzigen vollständig erhaltenen Exemplar auf der Biblioteca civica in Triest.

JOURNAL DES OESTERREICHISCHEN LLOYD

TRIEST 1848

I.

Nr. 143. 24. Juni 1848.

Die Deutschen im Osten Deutschlands.

△ Dass die Landkarte Europa's in naher Zukunft ein anderes Aussehen haben wird, als sie seit der diplomatischen Eintheilung dieses Welttheils gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; die Schöpfungen der Diplomatie gehen ihrem Untergange entgegen. Welche neuen Gestaltungen sich aber bilden und durch welchen Eintheilungsgrund sie bestimmt werden, das ist vor der Hand noch eine Sache der Vermuthung oder der Prophetie. Indeß sind es doch wiederum die Menschen, die je nach ihren Gedanken und Interessen die künftigen Verhältnisse vorbereiten und darauf hinwirken, daß sie so ausfallen, wie sie ihnen entweder am vernünftigsten oder am zuträglichsten und wünschenswerthesten erscheinen; aus den Plänen und Hoffnungen, welche die Menschen über die Zukunft fassen, gehen ihre Bestrebungen hervor, und diese haben immer auf die Bildung der zukünftigen Dinge mehr oder weniger Einfluß. Jetzt ist z. B. der Plan eines einheitlichen Deutschlands im Schwunge und erfüllt viele deutsche Seelen mit süßen Hoffnungen, ja wohl gar mit Träumereien von einem altfränkischen Kaiserthum. Die Frage läßt sich nicht mehr umgehen und es ist deshalb wichtig zu sehen, in welcher Weise sich verständige Männer über die zu erwartende Zukunft Europa's auslassen. Einen solchen Beitrag zur

„Reorganisation" Europa's liefert ein kleines anonymes Schriftchen „Polen, Preußen und Deutschland," von dessen Entwürfen ich es der Mühe werth halte, einige Kenntniß zu geben.

Der Föderalismus ist eine höhere Form des Völkerlebens als der Centralismus. Denn die Föderation kann sich, wo es noth thut, namentlich in den Beziehungen nach außen, zeitweilig concentriren, so daß sie dann einer Centralgewalt gleichkommt; die Centralisation aber kann nicht umgekehrt eine föderative Gestalt annehmen. Der Föderalismus ist die Verfassungsform der neuen Welt und der Zukunft. Was insbesondere Europa betrifft, so muß Rußland von demselben geschieden werden; Rußland, ein ausschließliches Flachland, characterisirt durch die Wolga, welche dem asiatischen Steppengebiete zuströmt, gehört nicht zum eigentlichen Europa und muß als ein besonderes Mittelstück zwischen Europa und Asien angesehen werden. In dem eigentlichen Europa liegt Deutschland in der Mitte, und darum kommt ihm auch das Mittleramt zu, und zwar ausdrücklich nicht ein Herrscherthum, sondern nur ein Mittleramt, welches sich nach den Ideen eines mehr entwickelten Bewußtseins und nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gestalten muß. Denn Deutschland ist kein Nationalstaat und kann es nie werden. Ein Blick auf die Sprachkarte zeigt, wie auf der östlichen Seite hier der Slavismus weithin bis an das Fichtelgebirge in das deutsche Element hineintritt, dort das Deutschthum sich längs der baltischen Küste weit über Polen hinwegzieht, so daß es dem östlichen Deutschland wesentlich ist sich mit slavischen Völkern zu verbinden. Gehören denn nicht jetzt Böhmen, Mähren, Kärnthen und Illirien zu Deutschland, und sind das nicht überwiegend slavische Landschaften? Sie sind aber in politischer Hinsicht Glieder des Reiches, und es gefährdet die deutsche Nation nicht, mit slavischen Völkern in einem Hause zu wohnen, so wenig als es unsere

Absicht sein kann und darf, die Nationalität der mit uns verbundenen Slavenvölker zu gefährden.

Dieses Deutschland verbindet sich nach Südosten hin, dem Laufe der Donau folgend, mit allen den Völkern und Stämmen, welche im Gebiete diese Stromes wohnen, von Wien aus bis zum Schwarzen Meere. Da steht also Oesterreich an der Spitze des großen Bundesstaates der Donauvölker. Die sind alle an Oesterreich gewiesen, weil jedes einzeln für sich allein kein besonderes Reich bilden kann, und weil sie mit der Civilisation des Westens nur durch Oesterreich in Verbindung stehen. Sie werden sich an Oesterreich anschließen und treu zusammenhalten, nachdem diese beschränkten und verwerflichen Ideen der Beherrschung des einen Volkes durch das andere abgethan sind, und jeder Theil sich in seiner Art und Weise frei entwickeln kann.

Dieser Vergesellschaftung der Donauvölker, welche durch Oesterreich mittelbar mit dem gesammten Deutschland verbunden sind, wird nach Nordosten hin ein baltischer Bruderstaat entsprechen. Denn, soweit die baltische Küste deutsch ist, — und der reicht nördlich bis zur Narwa —, so weit sind auch die Hinterländer auf eine engere Union mit dem nordöstlichen Deutschland, d. h. mit Preußen hingewiesen, wodurch ihnen allein die Verbindung mit der westlichen Civilisation eröffnet wird. Zwischen Düna, Niemen, Weichsel, Oder und den Landschaften der mittleren und unteren Elbe gibt es nirgends eine erhebliche Naturgrenze. Völker und Staatengrenzen haben sich auf diesem Gebiete unaufhörlich verschoben und verrückt; fortwährend hat man hier freundlich oder feindlich miteinander zu schaffen gehabt, und alles ist hier aufeinander hingewiesen. Daraus muß denn ein baltischer Bundesstaat hervorgehen, bestehend aus Preußen, Polen, Litthauen Curland und Livland, ein Bundesstaat, der sich durch Preußen mittelbar an das gesammte Deutschland anschließen wird.

So werden also Oesterreich und Preußen je ein Hauptglied des deutschen Föderativkörpers bilden, und das dritte Hauptglied sind die übrigen deutschen Staaten zusammengenommen. So wird von dieser deutschen Mittlerschaft aus das System der abendländischen Völker, einst im Mittelalter im Geiste der damaligen Zeit durch die Kirche, durch die Einheit in Kultur und der Lehre zusammengehalten, wiederum zu einer lebendigen Einheit erstehen, im Geiste der Zeit durch eine gemeinsame Civilisation verbunden, und durch einen gemeinsamen Weltberuf. Davon ist Rußland ausgeschlossen und wird fortan alles Einflusses auf die Angelegenheiten der europäischen Völker entkleidet, — eines Einflusses, der sich so verderblich erwiesen und der auch nur aufkommen konnte durch unsere eigenen Zerwürfnisse und durch die Ideelosigkeit der Zeit, die sich nicht über eine schale Cabinets- und Gleichgewichtspolitik zu erheben wußte. So nur konnte ein Barbarenreich zu diesen sinnlosen Prätensionen kommen, ein Wächter an dem Heiligthume der Civilisation sein zu wollen und in den Amphictyonen Europa's das große Wort zu führen.

Es handelt sich darum, ob Asien europäisch, oder Europa asiatisch werden soll. Und damit dieses letztere nicht geschehe, darf es kein Panslavenreich geben, sondern müssen sich die vorderen Slavenvölker an das westliche Europa anschließen. Rußland hat das mongolische, das asiatische Princip in sich aufgenommen; die Donauslaven und Polen aber haben den ursprünglichen slavischen Typus bewahrt, das Princip der individuellen Freiheit in sich lebendig erhalten und gehören deswegen zu dem eigentlichen Europa. Sie müssen daher sich an Deutschland anschließen, um ein Uebergangsgebiet zu bilden für den europäischen Geist. Und zu dem Zwecke muß der Föderativstaat der Donauvölker und der baltische Föderativstaat gebildet werden.

Der südöstliche Föderativstaat besteht im Grunde schon,

während sich der baltische erst bilden muß. In dem großen österreichischen Föderativstaat der Donauvölker werden die Donauslaven sämmtlich eintreten und mit ihnen auch die Walachen, welche gleichfalls in das abendländische Völkersystem und nicht in das russische oder asiatische gehören. Nur diejenige Richtung, welche der Donaustaat gegen Süden hat, unterliegt jetzt harten Zweifeln. In Italien ist das Nationalitätsprincip mit Macht hervorgebrochen, Italien hat sich erhoben. Die Entscheidung des großen Kampfes wird nicht lange auf sich warten lassen. Für den Augenblick ist man für eine gründliche Untersuchung dem gewaltigen Eindruck des Moments preisgegeben. Gibt es doch nicht Wenige, welche die nahe Auflösung der gesammten österreichischen Monarchie in Aussicht stellen, die nach ihrer Meinung nur ein äußerliches, naturwidriges Aggregat ganz unzusammengehöriger Länder sein soll. Und in der That, die Verhältnisse sind augenblicklich verwickelt, die Aufregung ist allgemein; aber Oesterreich wird die Probe siegreich bestehen. Zweimal haben die Türken vor Wien gelegen, und zweimal ist Napoleon in die Kaiserstadt eingezogen, und doch hat sich Oesterreich immer wieder erhoben. Solche Stürme hat der alte Kaiserstaat bestanden, also muß es doch wohl ein tieferes Princip geben, welches diese Monarchie zusammenhält, die eine grundwesentliche Stellung in dem heutigen Staatensysteme einnimmt. Ungarn ist mit den deutschen Erbstaaten unauflöslich zusammengewachsen. Sehen wir nur auf die Sprachkarte. Da zieht sich die slavische Bevölkerung durch Böhmen und Mähren in einem breiten Gürtel in das nördliche Ungarn hinein. Und eben so ist es im Süden, wo sich von Kärnthen an durch das südliche Steiermark und Illirien ebenso das slavische Element durch Croatien und Slavonien in das südliche Ungarn verbreitet. So ist Ungarn wie durch zwei Klammern an die deutschen Erbstaaten gebunden; und diese hinwiederum sind alle durch tausendfache Bande mit

dem Erzherzogthum Oesterreich vereint. Wie sich um die Altstadt Wien die Vorstädte herumlagern, so lagern sich die österreichischen Länder um das Erzherzogthum und finden alle in der Kaiserstadt ihren Vereinigungspunkt. — Oesterreich ist in der That der Donaustaat; denn die Donaulande bilden den Kern. Aber es gehören noch zwei Seitenflügel dazu, und das sind Böhmen und ein Theil von Oberitalien. Böhmen ist für Oesterreich unentbehrlich, denn durch Böhmen berührt es das nördliche Deutschland, nimmt Theil an dem Gebiete der Elbe, und die Elbe weist auf die atlantische Welt hin. Diese Beziehung darf Oesterreich nicht fehlen. Wie aber Böhmen der nördliche, so ist die Lombardei der südliche Seitenflügel, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien beruht auf tiefen Gründen.

Oesterreich hat hier die Erbschaft des alten deutschen Kaiserthums übernommen, welches nie von Italien lassen konnte. Das erste Auftreten der Germanen waren ihre Züge nach Italien. Diese Züge haben sich seit zwei Jahrtausenden fortwährend wiederholt und werden in veränderter Form immer stattfinden, eine Verbindung mit Italien wird irgendwie immer bestehen. Das deutsche Volk als ein universales Volk muß den europäischen Süden berühren, es muß den Boden der altclassischen Welt berühren. Und ebenso bedarf dieser altclassische Boden Deutschlands. Man lasse sich nicht durch das Aufbrausen des Nationalgeistes blenden. Dieses leichtbewegliche Volk, welches heute den Deutschen Tod schwört, wird sie vielleicht morgen selbst herbeirufen. Jetzt grade, meinen die Italiener, sei der rechte Zeitpunkt zur Errichtung eines Nationalreichs. Und ganz dasselbe hat vor mehr als dreihundert Jahren schon Macchiavell gesagt; er hat sich damals getäuscht, und man wird sich jetzt täuschen. Eine italienische Republik oder ein italienischer Föderativstaat wird nie von Dauer sein, wenn es augenblicklich dahin kommen sollte. Italien ist kein politisches Land. Der große Dante selbst hat

es seinen Landsleuten gesagt, daß sie Deutschlands bedürfen. Und die Italieneer sind noch dieselben, die sie damals waren.

Der österreichische Föderativstaat wird also bestehen und die Trennungsgelüste werden verschwinden. Denn man verwechsle nicht Oesterreich mit der Metternich'schen Politik, mit dem Stabilismus und dem Polizeiregiment der gestürzten Regierung, welche Oesterreich so unbeliebt gemacht hat.

So gewiß aber der österreichische Föderativstaat bestehen wird, so gewiß wird sich der baltische Föderativstaat bilden. Polen muß mit Preußen in eine Union treten, dem einen und selbigen Könige huldigen, der abwechselnd in Berlin und in Warschau residiren wird. Denn die Errichtung eines eigenen Polenreiches ist mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Erstlich müßten die Polen, um ein besonderes Reich zu bilden, die Küste gewinnen, und dazu wäre ein Krieg zwischen Polen und Preußen unvermeidlich. Beide, getrennt, müßten sich gegenseitig aufreiben. Das eigene Interesse Polens fordert aber, daß es Frieden mit Preußen habe, weil es nur durch Preußen mit der Civilisation des Westens verbunden ist. Sodann würde, was immer man für eine Regierung in Warschau errichten möchte, diese von den Parteien als eine blos factische Macht angesehen werden, die man jeden Augenblick wieder zu stürzen bereit ist. Darum erfordert es die Wohlfahrt Polens, sich an eine bereits bestehende und befestigte Regierung anzuschließen, und nur die Verbindung mit Preußen kann Polen vor einem Bürgerkriege bewahren. Endlich aber fehlt den Polen das bürgerliche Element, was sie durchaus nicht entbehren könnten, wenn sie ein eigenes Reich unter den Formen der westlichen Civilisation bilden wollten. Diese Richtung ist ihnen aber durchaus fremd, und sie würden es darin doch nur zur Mittelmäßigkeit bringen können. Man betrachte den Zustand des polnischen Volkes und man wird zugestehen, das sich da alle Kräfte

auf die Regulirung der agrarischen Verhältnisse, auf die Entwicklung des Ackerbaues, auf die Veredlung des Landlebens richten müssen; denn darin liegt allein der Keim der ganzen, socialen, sittlichen und geistigen Ausbildung dieses Volkes. Um aber in dieser Richtung mit Sicherheit verfahren zu können, bedarf Polen einer festen organischen Verbindung mit Preußen und mittelbar mit Deutschland, um für seine überflüssigen Naturproducte die ihm mangelnden Manufacten eintauschen zu können. Dann wird Polen, durch Preußen und Deutschland, mit dem System der westlichen Völker verbunden, bei denen allen mehr oder weniger das gewerbliche Leben überwiegt und die Agricultur selbst einen industriellen Character angenommen hat, als das einzige wesentlich ackerbauende Volk in diesem Systeme dastehen. Und man wird nicht sagen können: Preußen beherrscht Polen; wohl aber: Polen hat in dem einen und selben Königthume mit Preußen ein gemeinsames Centrum der öffentlichen Ordnung und Organisation.

Polen als ein Reich hatte seine Bedeutung in dem Kampfe gegen die Tartaren und Türken, gegen den Islam, es galt als eine Vormauer der Christenheit. Dieser Kampf war damals ein Weltprincip und Polen, demselben dienend, war ein angesehenes Reich. Seit Sobieski gab Polen den Türkenkrieg auf, die Türkenmacht selbst verlor ihr Bedrohliches für Europa und mit ihr verfiel die polnische Macht. Der ganze Fond zu einer politischen Entwicklung ist erschöpft, der Staat als solcher gänzlich erstorben. Was ist geblieben? Die Nation. Diese Nation bildet ein Glied des großen Völkerorganismus; sie hat ihre eigenthümlichen Anlagen, die sich entwickeln müssen; sie hat ihren Beruf, den sie erfüllen muß. Aber sie kann aus sich selbst kein neues Staatswesen hervorbringen, sie kann sich nicht allein regieren. Wer sollte denn regieren? Der Adel? Er hat seine Unfähigkeit hinlänglich documentirt, er hat sein Regierungsrecht verwirkt. Bleibt nur der Bauernstand

übrig, denn einen Mittelstand gibt es nicht. Aber der bildet bis jetzt nur eine wüste Masse, die man allerdings fanatisiren kann und dann wird diese Masse vielleicht den Adel todtschlagen, oder sie wird auch die Russen, die Deutschen und die Juden todtschlagen; — aber eine geordnete politische Thätigkeit ausüben, die Staatsgeschäfte leiten, das kann sie nicht. Sie müßte dazu erst erzogen werden. Und eben deshalb ist eine fremde Mittlermacht nöthig, welche der ganzen Entwicklung Maß und Haltung gibt. — Den Adel ausrotten, sagen die polnischen Aristokraten, heißt, die Nation vernichten; denn unser Adel ist der Träger aller unserer geschichtlichen Ueberlieferungen, ohne welche eine Nation nichts ist. Und sie haben recht. Aber dieser Adel, sagen die Demokraten, darf nicht regieren, das Volk muß erhoben werden. Und sie haben auch recht. Allein das Volk ist bloße Masse und zwar eine regierungsunfähige Masse. An diesem Dilemma scheitern alle Versuche. Die früheren aristokratischen Aufstände sind mißglückt und die demokratische Bewegung wird ebenfalls unterliegen. Darum ist eine Mittlermacht unentbehrlich, Preußen kann und muß das Mittleramt ausüben, um die Ansprüche zwischen Adel und Bauern auszugleichen, die Elemente der Nation zu erhalten und zu einem neuen Leben zu entwickeln.

Deutschland kann, seinem Wesen nach, kein reiner Nationalstaat sein; es muß sich nach der östlichen Seite hin mit fremden Elementen verbinden. Unsere Ströme fließen alle nach Nordwesten, bis auf die Donau, die uns nach dem Orient hinweist. Wir haben nur im Norden eine Küste und berühren im Süden nur an Einem Punkte das Adriatische Meer. Es fehlt uns das untere Donauland und das schwarze Meer. Da liegt die Küste, welche der baltischen Küste als die Gegenküste entspricht. Das große Donauthal bildet die Basis für das norddeutsche und sarmatische Flachland, welches ebenso für sich unvollständig

ist. Schon im Alterthume ging die Handelsstraße vom schwarzen zum baltischen Meere. Die müssen wir wieder herzustellen versuchen. Der Rhein und die Donau müssen von Mündung zu Mündung eine Handelsstraße bilden. Dann wird auch das ganze Gebiet, welches zwischen diesen großen Straßen liegt, seinen natürlichen Reichthum entwickeln. Der östliche Theil dieses Gebietes erzeugt einen Ueberfluß von Naturproducten, der westliche hingegen Manufacte. Beide ergänzen sich. Was ist das jetzt für ein Zustand? Unsere Fabriken stocken und unsere Arbeiter hungern; kommen wir aber in die Donauländer und in die sarmatischen Länder, da finden wir große Strecken des fruchtbarsten Bodens unbebaut, das Volk in Lumpen gehüllt und in schmutzigen Hütten wohnend. Also unsere Manufacte werden diese Leute bekleiden und ihnen menschliche Umgebungen verschaffen; sie aber werden unsere Arbeiter ernähren und dabei ihren eigenen Landbau befördern. Ungarn erzeugt die edelsten Producte und könnte sie in doppelter Menge erzeugen, wenn sie nur Absatz fänden. Nun so vereinigen wir uns doch, wobei wir noch obendrein ein ganzes Heer nutzloser Mauthbeamten ersparen! Auch Polen hat seine reichen Schätze; aber sie werden schlecht benutzt, und das Volk ist arm und elend. Nur allein das polnische Salz könnte in dreifacher Quantität gewonnen und für die Gewerbe und Agricultur verwandt werden; Felder und Wälder könnten das Doppelte liefern; der Handel in Hanf, Flachs, Leder, Talg und Wachs könnte einen höheren Aufschwung nehmen. Die extremen Schwankungen der Getreidepreise, die verderblichen Stockungen der Fabriken verschwinden; auf diesem großen Gebiete gleicht sich alles mehr aus: denn es wird da nicht leicht einen allgemeinen Mißwachs geben. Und da man im östlichen Theile dieses Gebiets auf Verkauf producirt, so wird man große Magazine haben, und der Ausfall eines Jahres wird durch den Ueberschuß anderer Jahre gedeckt.

Es giebt keine Hungersnoth mehr. Steigen dann gleichwohl die Getreidepreise, so wird man im Osten mehr verdienen und dann mehr Manufacte des Westens consumiren, wodurch sich der Westen wieder entschädigt. Jetzt ist es nicht so. Steigen die Getreidepreise, so stocken oft zugleich die Fabriken; und das rührt daher, daß wir kein naturgemäßes Verkehrsgebiet haben.

Dies aber kann Deutschland nicht allein bilden; es kann nur durch die Föderation gebildet werden. Also ein großes vereinigtes Deutschland, nach Osten hin selbst wiederum durch Preußen und Oesterreich mit Föderativstaaten verbunden, und demnach ein großes föderatives Ländergebiet von jenseits der Schelde bis jenseits der Düna, und von den Schweizerbergen bis zum Pontus.

2.

Nr. 167. 22. Juli 1848.

Der Kindersegen.

△ Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und es ist auch dafür gesorgt, daß nicht mehr Menschen leben, als da Nahrung finden; aber es ist nicht dafür gesorgt, daß nicht mehr Menschen geboren werden, als von den vorhandenen Lebensmitteln leben können. Darum müssen die überzählig Geborenen aus Mangel an Nahrungsmitteln sterben, sterben entweder wie in China durch den dort üblichen Kindermord, oder sterben wie in Europa durch Elend und Verkümmerung. Malthus hat die berüchtigte Verhältnissberechnung zwischen der Vermehrung der Geburten und der Vermehrung der Lebensmittel aufgestellt, wonach jene eine geometrische, diese eine arithmetische Reihe bildet; er hat damit die Uebervölkerungsfrage so stark hervorgehoben, daß sie seitdem nicht mehr übersehen werden konnte, und immer von Neuem wieder auf's Tapet kam. Man fand es unerträglich, daß die Natur,

wie es seit Jahrtausenden der Fall war, sich selbst helfe, indem sie die überflüssigen Menschen gleich jenen Seidenwürmern, die früher auskriechen, als die Maulbeerbäume Blätter getrieben haben, verhungern läßt, und man wußte doch auch kein Mittel, der Natur für den Fall einer ungehemmten Geburtsprogression die nöthige Fülle von Nährstoffen abzugewinnen. In dieser Verlegenheit nahm man seine Zuflucht zur Moralität der Menschen, zum moral restraint, zur moralischen Selbstbeschränkung: man appellirte an die Entsagung.

Wie man auch über den Werth der Entsagung denken mag, der Erfolg dieser Theorie hat wenigstens gezeigt, daß die Theoretiker wie immer im Abstracten stecken blieben und sich die Sache durch ihre rigorose Zumuthung nur leicht gemacht hatten. Die Menschen wurden trotz aller Ermahnungen keine Engel, und setzten nach wie vor mit größtem Leichtsinn Kinder in die Welt, Kinder, welche aus Mangel an Unterhaltungsmitteln nothwendig verkümmern und nach langsamer Verhungerung eines „natürlichen Todes" sterben mußten.

Als man sah, daß die Entsagungslehre nicht durchschlug, und die Menschen wenig Geneigtheit zeigten, sich selbst Zwang anzuthun, dachte man daran, ihnen gegen ihren Willen Zwang anzuthun. Ohnehin waren schon unzählige Menschen, z. B. Soldaten, Gesellen, Dienstboten u. s. w. durch ihren Stand zur Ehelosigkeit genöthigt; es durfte daher nur dafür Sorge getragen werden, daß auch durch die Unehelichkeit keine überschüssige Volksvermehrung entstünde. Die Theoretiker fügten also zum moralischen Zwange — dem Malthus'schen moral restraint — den physischen Zwang hinzu. C. A. Weinhold ist der bekannteste dieser Theoretiker. Er ereiferte sich in den letzten zwanziger Jahren außerordentlich über die „Uebervölkerung in Mitteleuropa" und war ehrlich und entschieden genug, um mit seinem unbarmherzigen Radicalmittel offen herauszurücken. Da

diese Heilmethode, die Infibulation, nur die practische Ergänzung zur Entsagungslehre ist, so wird es nicht uninteressant sein, sie hier in kurzen Zügen so darzustellen, wie sie Weinhold sich dachte und der Welt in mehreren Schriften eifrigst anempfahl. Sie bildet das zweite Stadium der Uebervölkerungsfrage. Weinhold schließt in einer populär-philosophischen Einleitung seinen Rath genau an die Entwicklungslehre an; er sagt: „Es ist letzter Zweck der Schöpfung, den moralischen Gesetzen alles unterworfen zu sehen. So wie das Individuum für sich selbst im Besonderen, so muß auch die ganze civilisierte Menschheit im Allgemeinen, welche durch weise Lehrer und Gesetzgeber über sich selbst bereits zum wahren Bewußtsein gebracht worden ist, mit ihrer Freiheit den Kampf beginnen gegen solche Erscheinungen einer bloßen Naturnothwendigkeit, welche sie mit den Thieren auf gleiche Stufe stellt (die Geschlechtsfunction nämlich); sie muß frei sein, den rechten Gebrauch einer moralischen Freiheit ernstlich wollen, wenn sie ihr Glück und das Glück der werdenden Geschlechter dauernd begründen will." Der Unterschied zwischen der ersten und dieser zweiten Entsagungslehre ist nur der, daß dort das Individuum die Entsagung, wenn auch im Sinne der Menschheit oder Humanität, doch mit sich selbst abzumachen hat, während hier „die Menschheit" das Entsagung übende Subject ist; die Menschheit aber muß natürlich die einzelnen widerspenstigen Individuen — zwingen, wenn sie nicht freiwillig im Sinne der Menschheit leben. Man kann nicht sagen, daß Weinhold hierin irgendwo vom sittlichen Principe abweiche; die sittlichen Mächte, wie Kirche, Staat, Gemeinde u. s. w. unterwerfen stets diejenigen Individuen, welche sich den sittlichen Gesetzen nicht gutwillig fügen, einem unerbittlichen Zwange, lebenslänglicher Einsperrung u. dergl. Im Bewußtsein seiner sittlichen Berechtigung geht Weinhold daher auch zur unverschleierten Darlegung seines Planes fort und sagt: „Ich

schlage als eine allgemeine und dringend nothwendige Maßregel eine Art von unauflöslicher Infibulation mit Verlöthung und metallischer Versiegelung vor, welche nicht anders als nur gewaltsam geöffnet werden kann, ganz geeignet, den Zeugungsact bis in die Ehe zu verhindern". Es folgt nun die Beschreibung dieses Schlosses, dessen gewaltsame Eröffnung mit Ruthen, mit der Tretmühle, und mit hartem Gefängniss bestraft werden soll. Diese Infibulation soll den Knaben vom vierzehnten Lebensjahre an angelegt und bis zum Eintritt in die Ehe bei solchen Individuen angewendet werden, welche erweisbar nicht so viel Vermögen besitzen, um die außerehelich erzeugten Wesen bis zur gesetzmäßigen Selbständigkeit ernähren und erziehen zu können. „Sie verbleibe aber bei denen zeitlebens, welche niemals in die Lage kommen, eine Familie ernähren und erhalten zu können." Und dieses gute Werk soll man bald beginnen und besonders damit anfangen

1) „Daß allen Bettlern und andern außer der Ehe lebenden, verarmtesten Menschen, welche sich kaum selbst, am wenigsten aber noch ein Kind ernähren können, die Menschenerzeugung durch Infibulation unmöglich gemacht werde.

2) Muß ebenso allen arbeitsunfähigen, an langwierigen Krankheiten leidenden Menschen, welche bereits Almosen von den Communen erhalten, die Ehe versagt und die Infibulation angelegt werden.

3) Infibulire man sämmtliche männliche Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge in den Städten und auf dem Lande und gestatte ihnen die Ehe nicht eher, als bis sie im Stande sind, außer sich auch Frau und Kinder ernähren zu können, halte sie unter strenger medicinal-polizeilicher Aufsicht durch öftere und unvermuthete Visitationen, wegen heimlicher Eröffnung der metallischen Versiegelung und wende im Uebertretungsfalle die angezeigten Strafen ohne alle Ausnahmen ernstlich an.

4) Alle unverheiratheten Militärpersonen in den untern Graden werden ohne Ausnahme infibulirt.

5) Da in freien Staaten Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze stattfinden muß, so kann die vornehme und oft sehr ausgelassene Jugend der Eximirten, insofern sie die Grenzen der Sittlichkeit überschreitet, nicht befreit bleiben, sondern wird sich mit einigen Modificationen den gleichen Gesetzen unterwerfen müssen."

Solche Rathschläge konnte dieser Mann nur in dem Bewußtsein geben, daß er dadurch das Reich der Sittlichkeit und der Vernunft stärke. Er beschränkt mit dem gefühllosesten Sittlichkeitsfanatismus die Freiheit, aber er beschränkt sie, „weil alles Unglück in der Welt durch den unregelmäßigen Gebrauch der Freiheit der Menschen entsteht." Auch waren seine Schriften dem damaligen Zeitgeiste gar nicht fremd; er widmete sie dem preußischen Staatsministerium, dann dem Minister Altenstein und schliesslich dem Könige Friedrich Wilhelm III. selbst und sie wurden huldreich aufgenommen. Wie sollten sie dies auch nicht? Waren sie doch die, wenn auch derbe, so doch richtige Consequenz des Polizeistaates, der zu Nutz und Frommen der Menschheit die lebendigen Menschen in allerlei Weise infibulirte.

Indeß wie alle Tyrannei, wenn sie gar zu grell und handgreiflich auftritt, dem sonst höchst unterthänigen Menschen mit einem Male verabscheuungswerth erscheint, so empörte auch diese nackte moralische Tyrannei ebendieselben Menschen auf's Aeußerste, die es ganz gelassen mit ansehen konnten, daß theils ausdrückliche Verbote mit Heirathsbeschränkungen, theils die bittere Noth vielen Millionen von Menschen das Heirathen unmöglich machten, und daß Millionen Kinder durch den Nothstand ihrer Eltern offenbar dem Tode geweiht wurden.

Weinhold — der übrigens nicht bloß Gegner, sondern auch Freunde in der literarischen Welt fand — konnte mit

seinen Polizeimaßregeln nicht durchdringen. Aber die Noth der Uebervölkerung dauerte fort, gleichviel, ob des Volkes nur darum zu viel wurde, weil nicht Arbeit genug für dasselbe zu beschaffen war, oder ob wirklich — was von manchen Seiten bestritten wird — mehr Menschen erzeugt wurden, als selbst bei der vortrefflichsten Bodencultur Nahrungsstoffe sich erzielen ließen. Wie also der Uebervölkerung steuern, ohne entweder auf die freiwillige sittliche Entsagung der Menschen, oder auf Polizeimaßregeln sich zu stützen?

Vielleicht vermöchte die Klugheit, meinte man, was der moralische und polizeiliche Zwang nicht zu Wege bringen konnte. Man dachte also auf Mittel, welche es den Menschen leicht machen sollten, die Zahl der Kinder auf das richtige Maß zu beschränken. Hiermit verließ die Frage den sittlichen und polizeilichen Standpunkt und wurde zu einer Sache des individuellen Interesses. Wer den Kindersegen in seinem Hause nicht zu seinem eigenen Verderben überhand nehmen lassen will, der soll ihm klügerer Weise Grenzen setzen. Ob es im Interesse der Menschheit oder des Staates liegt, daß der Kindervermehrung nicht Einhalt gethan werde, ist für diesen Standpunkt gleichgültig; das Ehepaar kümmert sich bloß um das Bedürfniß des eigenen Hauswesens und faßt seinen Entschluß nach Maßgabe der Privatöconomie.

Dem steht nur entgegen, daß die Gesellschaft sich jederzeit mit allen Kräften dagegen sperrt, irgend eine Sache, in welche sie sich gemischt hat, zur reinen Privatsache herabsinken zu lassen. Im Geheimen mögen die Einzelnen wohl immer schon die Kinderangelegenheit vom privatöconomischen Gesichtspuncte aus behandelt haben; aber öffentlich will die Gesellschaft dazu nicht ihre Sanction ertheilen. Das Ding ist delicat, wurde aber doch in Schriften unter der Aegide der Wissenschaft gefördert.

Schon Fourier wies darauf hin, daß eine überreichliche

Nahrung, gleichsam eine Mästung, die Unfruchtbarkeit erzeuge. Da aber die Vervielfachung der Lebensmittel, welche er der Welt verhieß, noch im Schooße der Zukunft ruhte, so konnte dieses Mittel dem gegenwärtigen Leiden nicht abhelfen. Loudon (Solution du problème de la population et des subsistances) suchte nachzuweisen, daß zwischen der Thätigkeit des Uterus und der weiblichen Brüste ein solcher Antagonismus stattfinde, daß das Weib während der Säugung nicht empfangen könne. Da aber das Säugen naturgemäß drei Jahre dauern müsse, so werde hierdurch die Empfängniß sehr beschränkt. Bischof („Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Lösung der Eier der Säugethiere und der Menschen." Gießen 1848) sagt: „Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß Frauen am leichtesten unmittelbar nach der Menstruation concipiren, und es fehlt selbst nicht an Beispielen, daß dieses bei einigen nur bei der Menstruation erfolgte." Tritt also, das ist die Folgerung, eine acht- oder vierzehntägige Unterbrechung ein, so ist der Sexualact unfruchtbar, und das Weib hat durch diese Rücksichtnahme die Empfängniß in ihrer Gewalt. Proudhon citirt in seiner Philosophie de la Misère (II. 453) das System des Dr. G., „eines übrigens sehr rechtschaffenen Mannes", das System der Extraction des Fötus, aus welchem in Paris Chirurgen ein eigenes Gewerbe machen, und das auch sonst von alten Weibern und Aerzten ausgeübt wird. Der Dr. G. sucht diese Fruchtabtreibung wissenschaftlich zu vertheidigen.

Endlich hat in der neuesten Zeit, die aller Heimlichkeit gram ist und die Devise aufsteckt: „Alles für das Volk", Held, der Redacteur der Locomotive, einer „Zeitung für die politische Bildung des Volkes", die Sache so wieder aufgenommen, daß er sie als eine „Sache der Freiheit" verficht. Wir halten es, sagt er, für civilisirter, die Uebervölkerung dadurch zu vermeiden, daß die Empfängniß dem Willen der Ehegatten unterworfen wird, als sie dadurch

zu vernichten, daß man Krieg und Seuchen herbeiruft. Denn in dem ersteren Falle wird nur ein Leben nicht gegeben, in dem letzteren aber wird ein bereits im Lebensgenusse stehendes Leben vernichtet. Man wird nach dem künstlichen Mittel dazu fragen, und dabei müssen wir denn freilich auf die Resultate der Wissenschaft verweisen, indem wir nur bemerken, daß es — soviel uns bekannt geworden — unter den homöopathischen Arzneikräften, welche bekanntlich unschädlich sind, allerdings einige gibt, durch deren Anwendung oder Nichtanwendung die Empfängniß ganz in den Willen der Ehegatten gelegt werden kann. Ein Staat, welcher in dem Menschen etwas anderes sieht, als „Futter für's Pulver", wird keinen Augenblick anstehen, die Autorisation dazu zu ertheilen. Denn eine Entvölkerung wird dadurch schon aus dem einfachen Grunde nicht zu befürchten sein, weil die Natur in die Brust jedes Menschen das Verlangen nach Kindern gelegt hat. — Eine solche Lehre, mitten ins Volk hineingeworfen, mußte natürlich die größte Anfeindung erfahren; diese aber konnte wieder keine andere Folge haben, als daß Held zu seiner Vertheidigung die Sache noch weiter verfolgte. Es ist, erwiderte er, bei der wissenschaftlichen Lösung eines socialen Problems völlig unangemessen, auf dem Boden einer positiven Religion, eines positiven Gesetzes oder einer positiven Sitte zu stehen. Die wissenschaftliche Forschung muß frei sein von diesen Schranken, da sie es ja gerade ist, aus welcher erst die Religion, das Gesetz oder die Sitte hervorgehen. Alle Einwendungen also, welche man vom religiösen, oder sittlichen Standpuncte aus erheben möchte, fallen hiermit von vorn herein zu Boden. Aber noch mehr! Fassen wir den Begriff der Sittlichkeit von der geistigen Seite auf, so wird sich die Wahrheit ergeben, daß die höchste Sittlichkeit in der rechtlichen Ausübung der höchsten Freiheit liegt. Was aber entspricht nun der Freiheit und also der Sittlichkeit mehr: wenn der Mensch in dem wichtigsten

Acte seines Lebens mit der Freiheit des Willens und des Bewußtseins, oder als Sclave der Natur handelt? Die willen- und bewußtlose Erzeugung stellt den Menschen in die Kategorie der unvernünftigen Thierwelt; die willkürliche und bewußtvolle läßt ihm seine unveräußerliche Stelle als vernünftiges Wesen über der Thierwelt. Es ist also klar, daß die Willkür der Zeugung dem sittlichen Principe entspricht, daß sie der Menschenwürde angemessen ist. — Was die Mittel betrifft, so behauptet Held, daß die Wissenschaft auf dem Puncte stehe, die Mittel zur willkürlichen Vermeidung der Empfängniß zu ergründen. Er „fordert daher die Männer der Wissenschaft auf, dieser für die Lösung der socialen Frage so überaus wichtigen Materie ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die Resultate ihrer Forschungen mit derselben Furcht- und Rücksichtslosigkeit zu veröffentlichen, mit welcher er selbst die Frage angeregt hat."

Dieß ist der gegenwärtige Stand der Zeugungsfrage. Nachdem sie vom Standpuncte der Menschheit aus als eine „Uebervölkerungsfrage" behandelt worden ist, ist sie nun vom Standpuncte des Einzelnen aus zu einer „Empfängnißfrage" geworden. Die Angelegenheit der Menschheit hat sich in eine Angelegenheit des Haushalts verwandelt. Malthus stellte den sittlichen Menschen zum Wächter über die Sache; dann wurde der Staat oder die Staatspolizei mit der Ueberwachung beauftragt; endlich „bettet sich Jeder selbst am Besten," wobei dann natürlich eine solche Rücksicht, wie sie z. B. Baltisch, ein Anhänger des Malthus (in seinem Buche: „Eigenthum und Vielkinderei, Hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Völker 1846") gegen die Vielkinderei geltend macht, daß „dieselbe das Uebel ist, woran das alte Europa am meisten leidet, und die Quelle der meisten Uebel, welche uns in der Völkergeschichte als Ungerechtigkeiten erscheinen," unbeachtet bleibt; denn nicht, daß Europa, sondern daß ein Haushalt darunter leidet, ist auf diesem Standpuncte entscheidend.

Allerdings wird die Gefahr der Uebervölkerung von Manchen für ein bloßes Hirngespinnst erklärt, und der oben citirte Proudhon z. B. bestreitet geradezu das Malthus'-sche Verhältniß von Bevölkerungs- und Productionsvermehrung, indem er behauptet, der Reichthum wachse wie das Quadrat der Arbeitszahl (La richesse croît comme le carré du nombre des travailleurs). Allein erstens ist das eine Spiegelfechterei mit dem Worte richesse oder Production, da es sich nicht um die Vermehrung der Arbeitserzeugnisse, sondern um die der Lebensmittel, also nicht um die Production überhaupt, sondern um die der Lebensmittel handelt, und zweitens ist die Frage, ob der Menschen jemals zu viel werden können, eine abstracte Menschheitsfrage, deren Entscheidung dem Einzelnen in seiner wirklichen Noth nichts helfen kann. Wenn auch die Menschheit an einem Dutzend Kinder jedes Ehepaares nicht zu viel hätte, so könnte doch manches Ehepaar daran zu viel haben, und hat wirklich daran zu viel, wie man sich alle Tage in seiner Umgebung hinlänglich überzeugen kann. Dieser Widerspruch zwischen dem, was die Menschheit (oder im Kleineren ein Staat, eine Gesellschaft), erträgt, und dem, was ein wirklicher Mensch ertragen kann, hat zu der oben gegebenen Entwicklung der Zeugungsfrage geführt, die allmählich aus einer Humanitätssache zu einer Sache des persönlichen Interesses geworden ist. Ob sie dabei gewonnen, ob verloren hat, das ist nach einem fait accompli eine müßige Untersuchung, wie ja überhaupt alles Moralisiren in weltgeschichtlichen Dingen sich unfruchtbar erweist.

3.

Nr. 177. 3. August 1848.

Die Marine.

△ Das Verlangen nach Seemächtigkeit kann nur in solchen Zeiten ernstlich aufkommen, wo der Mangel einer

Seemacht Gefahr und Noth erzeugt. Hätten die Deutschen jetzt in den nordischen Meeren auch nur eine kleine Kriegsflotte, so würde das winzige Dänemark nicht die Küsten blockiren und den Handel hemmen können, während sie nun fast darauf angewiesen sind, wie jene Indianer an der amerikanischen Küste zu verfahren, die mit einem bloßen Schwerte bewaffnet, in die See springen und den Haifisch in seinem ihm allein eigenen Elemente angreifen, wobei natürlich der Mensch mehr Gefahr läuft zu unterliegen als der Fisch. Und hätte Oesterreich seine Flotte mehr mit Deutschen besetzt, so hätte es jetzt eine, und wäre nicht so im Gedränge. Der Wunsch nach einer deutschen Flotte ist also im gegenwärtigen Augenblick sehr natürlich, und wenn wir, was immerhin möglich ist, auch noch mit Holland und Schweden in Zwist gerathen sollten, so würde sich das Bedürfniß sehr dringend herausstellen. Vielleicht flössen dann die Beiträge, die jetzt nur spärlich eingehen, weit reichlicher. Mehr aber noch, als durch solche freiwilligen und — lästigen Beiträge, scheint eine Kriegsmarine dadurch entstehen zu können, daß kühnen Männern eine Aussicht auf reichen Gewinn eröffnet wird. Ueberlassen wir indessen diesen Gegenstand kundigeren Männern. Wir wollten nur darauf aufmerksam machen, daß den Deutschen bis jetzt beinahe alle Seekunde fehlte, und daß die gegenwärtige Bedrängniß geeignet ist, sie etwas mehr darauf hinzulenken. Dazu kann ihnen ein Werk des Fregatten-Capitains R. Brommy in Athen die besten Dienste leisten. Das Buch „Die Marine vom Fregatten-Capitain R. Brommy. Mit zwölf Abbildungen, einer Flaggenkarte und neun Tabellen. Berlin bei A. Dunker 1848" behandelt alles, was zum Verständniss des Unternehmens erforderlich ist, in einer so klaren Weise, dass es auch dem wenigst erfahrenen Laien ein lebendiges Bild des Ganzen wie des Einzelnen gewährt. So wie es angelegt und ausgestattet ist, verschafft es namentlich auch dem Leser von See-

romanen, wie den Kooperschen, oder von Seereisen und dergl. die Möglichkeit, mittelst eines angehängten Registers aller seemännischen Ausdrücke, die im Texte ihre nähere Erklärung finden, das Geschilderte sich deutlich vorzustellen. Es ist also in der einen wie in der andern Beziehung ganz an der Zeit.

4.

Nr. 187. 15. August 1842.

Das widerrufliche Mandat.

△ Wenn in unruhiger, zu Gewaltthätigkeiten geneigter Zeit eine Versammlung von Abgeordneten des Volkes zusammentritt, so wird leicht die Befürchtung laut, daß die aufgeregten Massen der Hauptstadt die Ruhe der Berathung stören, oder wohl gar die ganze Versammlung sprengen könnten. Woher der Reiz zu solchen Gewaltschritten? Sollte er nicht daraus entstehen, daß der gesetzliche Weg nicht offen genug ist? Wenn die Volksmassen eine Versammlung sprengen, so geschieht es darum, weil ihnen das Mittel fehlt, sie im gesetzmäßigen Wege aufzulösen. Der Fürst, der eine Versammlung auflösen kann, geräth nicht in die Versuchung, sie zu sprengen; es wäre ja unnützerweise ein Gewaltstreich. Ebenso würde das Volk lieber das gesetzliche Mittel, wenn es ihm freistünde, ergreifen, als das Recht des Stärkeren gebrauchen.

In der That fehlt dem Volke diejenige Befugniß, welche dem Fürsten gegeben ist, die Befugniß, eine Versammlung, wenn sie despotisch wird, aufzulösen. Dieser Mangel hat schon zu wiederholten Malen zur Gewaltanwendung geführt. Vielleicht könnte ihm abgeholfen werden.

Der einzelne Abgeordnete ist nicht ein Vertreter des ganzen Volkes, sondern der Vertreter seiner Wähler. Indem sie ihn als ihren Vertreter in die Versammlung schicken, schenken sie ihm das Vertrauen, daß er in ihrem Sinne und

zu ihrem Besten handeln werde. Benimmt er sich dort aber so, daß die Wähler in ihm nicht den Mann ihres Vertrauens sehen; erkennen die Wähler, daß sie sich in ihm getäuscht haben, und wünschen sie eine bessere Wahl zu treffen: was ist dann natürlicher, als daß sie wieder zusammenkommen, und einen besseren oder wenigstens ihnen erwünschten Abgeordneten ernennen? Es ist ihnen doch nicht zuzumuthen, daß sie bei einem Irrthum beharren sollen, der sich wieder gut machen läßt; sie sehen ihren Fehler hintennach ein, und es ist noch nicht — zu spät. Oder vielmehr, es wäre noch nicht zu spät, wenn man gesetzlich die Abberufbarkeit des Gewählten feststellte.

Geschieht das nicht, müssen die Wähler für die ganze Dauer einer Versammlung ihre theuersten Interessen einem Mann überlassen, der sich in ihr Vertrauen einzuschleichen gewußt hat und in dem sie später einen Unwürdigen entdecken: so hat das Gesetz nicht, wie es behauptet, die Wahl eines Vertreters, sondern die eines Despoten angeordnet. Denn ein Vertreter kann er nur so lange sein, als seine Wähler in ihm ihren Vertreter erkennen, so daß er sofort von seiner Stelle abtritt, sobald ihm die Wähler erklären, daß sie ihm nicht mehr vertrauen und einen anderen an seinen Platz berufen. Ein Despot hingegen ist er, wenn er unabrufbar ist, da die Interessen seiner Wähler ganz in seine Gewalt gegeben sind.

Eben das ist es aber, was die Menschen in einem freien Gemeinwesen nicht wollen: sie wollen nicht, daß ihre Angelegenheiten in die Gewalt irgend eines Menschen gegeben seien, selbst wenn dieser Mensch nach seiner besten Ueberzeugung handelte und entschiede. Bietet ihnen das Gesetz gegen den Gewalthaber keinen Schutz, und müssen sie sich ihm für immer unterwerfen, weil sie in dem Wahne, sich einen Vertreter zu wählen, einen Gewalthaber aufgestellt haben, so ist durch den Mangel im Gesetze der Reiz zu Gewaltthätigkeiten gegeben; denn wo das Gesetz

gegen Gewalt nicht hilft, da kann man sich nicht wundern, wenn Gewalt mit Gewalt vertrieben wird.

Mithin wird — dieß scheint nothwendig — der Kammerauflösung, welche dem Fürsten frei steht, die Deputiertenabberufung, zu welcher die Wähler jederzeit berechtigt sind, zur Seite treten müssen. Sie ist die unerläßliche Ergänzung zu jenem fürstlichen Rechte. Wie dieses den Fürsten gegen die Despotie der Kammer schützt, so hat die Abberufungsbefugniß die Wähler gegen die Despotie ihrer Gewählten zu schützen. Und damit die Abberufung ihre Wirkung nicht verfehle und nicht „zu spät" komme, muß von einem Beschluße der Kammer, welchen die Abberufenden mißbilligen, die Stimme des Abgerufenen abgezogen werden, so daß dieser Beschluß selber nichtig wird, sobald so viele Votirende abgerufen werden, daß die Zahl der für ihn Stimmenden zur Minorität wird.

Nur wenn so verfahren wird, kann man sagen, daß die Kammerbeschlüsse im Sinne der Majorität des Volkes gefaßt werden, während bei der Unabberufbarkeit gesagt werden muß, daß die Beschlüsse bloß im Sinne der Majorität der Kammer, d. h. der unabsetzbaren Gewalthaber gefaßt worden sind.

5.

Nr. 211. 12. September 1848.

Reich und Staat.

Berlin, Ende August.

△ Der Ruf nach einem Aufgehen der einzelnen deutschen Staaten im Deutschen Reiche wird keineswegs schwächer, daß man jenes Verlangen für eine vorübergehende Phantasterei halten könnte, es läßt sich vielmehr von Tag zu Tag immer lauter vernehmen, und verstummt selbst bei denen nicht, die mit dem unverantwortlichen Reichsverweser und der ganzen deutschen Nationalversammlung unzufrieden sind. Was liegt diesem Begehren zu Grunde?

Man macht sich von dem, was das Deutsche Reich sein soll, verschiedene Vorstellungen. Theils will man darunter einen Staatenbund, theils einen Bundesstaat, theils einen eigenen deutschen Staat verstehen. Es wäre so immer nur das in einem vergrößerten Maßstabe, was die einzelnen Staaten jetzt schon im kleinen sind: ein Staat und nicht ein — Reich, ein deutscher Staat und nicht ein deutsches Reich. In dem richtigen Gefühle, daß Reich und Staat nicht einerlei seien, hat man zwar für das einige Deutschland den Ausdruck „Reich" angenommen; aber man ist des Gegensatzes so wenig bewußt geworden, daß man in demselben Athem ausruft: „Wir wollen einen einigen deutschen Staat bilden!"

Dagegen scheint jene Sehnsucht nach einem einigen Reiche gerade aus dem Ueberdruß am Staate, am Staatsleben und an der Staatenbildung entsprungen zu sein. Was ist das Reich anders, als, um es mit einem andern Worte sinnfälliger zu bezeichnen, eine Landsmannschaft? Der Verkehr in einem Reiche ist ein landsmannschaftlicher, ein Verkehr von Landsleuten unter einander. Der Hannoveraner will, wenn er nach München reist, nicht blos bairische Bürger, sondern Landsleute finden, und so umgekehrt. Das Interesse des Reiches und der Reichsbürger ist das des friedlichen landsmannschaftlichen Verkehrs, die Bürger eines Reiches bleiben Landsleute zu einander und können in den besten landsmannschaftlichen Beziehungen und Verbindungen miteinander stehen, ohne irgendwie zugleich Gesinnungsgenossen zu sein. — Nicht so die Bürger eines Staates. Das Band, welches die Staatsbürger verbindet, ist nicht das der gleichen Landsmannschaft, sondern das der gleichen Gesinnung; der Staat oder die Staatsgesellschaft ist eine Gesinnungsgemeinschaft. Hierin, wie überhaupt in Allem, gleicht der Staat der Kirche, nur daß der Staat eine Gesinnungsgemeinde, die Kirche aber eine Glaubensgemeinde ist.

Staat und Reich sind mithin ihrem ganzen Wesen nach verschieden, da der eine zu seinem Bestande eine gleiche Gesinnung, der andere weiter nichts als eine landsmännische Verträglichkeit und Friedlichkeit des Verkehrs voraussetzt. Während der Staat bei seinen Bürgern keine entgegengesetzten Gesinnungen dulden kann, bleibt das Reich von der größten Gesinnungsverschiedenheit unberührt; ein monarchischer Staat z. B., in welchem ein großer Theil der Bürger in seiner Gesinnung umschlüge und eine republikanische Gesinnung offenbarte, würde das Schicksal einer Kirche haben, in der die Ketzerei um sich griffe: entweder müßte er, wie die Kirche der Andersgläubigen oder Ketzer, so die Andersgesinnten ausstoßen und ausrotten, oder er müßte zu Grunde gehen. Aehnlich der Kirche, welche nur durch die Rechtgläubigkeit besteht, besteht der Staat nur durch die rechte Gesinnung, und wie die Kirche um ihrer selbst willen gegen die Ketzerei nicht tolerant sein darf, so würde auch der Staat sich selbst vernichten, wenn er gegen die „schlechte Gesinnung" Nachsicht üben, und z. B. eine „schlechte Presse" dulden wollte. Eine schlechte Presse ist aber in einer Republik diejenige, welche antimonarchische Gesinnungen äußert, gleichwie in einer lutherischen Kirche derjenige ein schlechter, seines Amtes unwürdiger Prediger ist, der den lutherischen Glauben verfälscht, oder in einer katholischen derjenige, der einen dem Katholicismus entgegengesetzten Glauben verkündet.

Hiergegen nun verhält sich das Reich, weil es vom Reichsbürger keinerlei Gesinnung, sondern bloss ein friedliches Benehmen fordert, völlig gleichgültig; dem Reiche liegt ebenso wenig daran, ob seine Bürger nebenbei royalistisch oder constitutionell oder republikanisch u. s. w. gesinnt sind, als dem Staate (und z. B. Friedrich dem Großen, der durch und durch Staatsmann war) darauf ankommt, welchen kirchlichen Glauben die Staatsbürger haben, oder „auf welche Façon Jeder selig werden will."

Wenn die Anhaltiner z. B. unter sich eine Republik bilden wollten, so würde das Reich als Reich gegen die Bildung dieser republikanischen Gesinnungsgemeinde eben so wenig eine Einwendung machen, als es Einspruch thäte, wenn die Anhaltiner ihren Glauben änderten und katholisch würden. Nur wenn er verkennt, was das Reich im Unterschiede vom Staate ist, kann der Reichsverweser sich verleiten lassen, denselben Fehler zu begehen, in den diejenigen Fürsten geriethen, welche den Glauben der Staatsbürger überwachten und die Glaubensfreiheit unterdrückten. Erhält er hingegen die Bedeutung des Reiches in ihrer Reinheit, so werden die Fürsten dem Reiche und dem Reichsverweser gegenüber zu dem, was die Kirchen-Prälaten dem Staate und dem Staatsoberhaupte gegenüber sind: wie diese Mittelpunkte derjenigen Gläubigen sind, welche ihr Glaube um diese Mittelpunkte versammelt, so sind dann die Fürsten Mittelpunkte derjenigen Gesinnungsvollen, welche vermöge ihrer Gesinnung dieser Mittelpunkte bedürfen.

Dieser wesentliche Unterschied zwischen Reich und Staat scheint die Ursache zu sein, weshalb jetzt die Sehnsucht nach einem Aufgehen der einzelnen Staaten in das Reich so allgemein wird. Es ist das Ringen nach der Freiheit, aus dem Staatenverbande und dem Staatsbürgerthum ungestraft austreten zu können, oder mit anderen Worten: ein Reichsbürger zu sein, ohne ein Staatsbürger sein zu müssen. Dieser Drang wird zwar auch im Reiche seine volle Befriedigung nicht finden; aber er meint darin einstweilen wenigstens vor der Zwingherrschaft der Staatsbürgerlichkeit dieselbe Rettung zu finden, die der Staat dem Glaubenslosen vor der Zwingherrschaft einer intoleranten Kirchlichkeit bot.

Uebrigens drücken sich die Adressen, welche von allen Seiten her einlaufen, über den hier behandelten Gegenstand noch sehr unvollkommen aus und zeigen mehr Eifer für die Auflösung des preußischen Staates, als unparteiische Ein-

sicht in die Sache. Sie machen daher dem Staate auch ganz ungerechtfertigte Vorwürfe. So heißt es z. B. in einer der unumwundensten, der an die preußische Nationalversammlung gerichteten Adressen aus dem Kreise Reichenbach in Schlesien: „Ein preußischer Staat hat bisher nur als Conglomerat willkürlich durch Kaufverträge und Eroberung vereinter Länderstrecken, mit den am Boden geknechteten Unterthanen, als Privatbesitz, Domäne oder Fideicommiß einer Familie bestanden, nicht als freie Rechtsgemeinschaft eines Volkes." Das ist ebenso unwahr, als wenn man sagte, eine Kirchen- oder Glaubensgemeinde sei ein bloßes „Conglomerat". Der preußische Staat bestand vielmehr aus Leuten, welche Alle ein und dieselbe Huldigung leisteten, oder ein und dasselbe Gesinnungsbekenntniss, das Bekenntniss der treuen Gesinnung für ihren Fürsten. Es war ein geistiges Band, ein Band der Gesinnung, welches Alle umschlang, und wogegen erst im März dieses Jahres laut und offen von einigen Seiten her protestirt wurde. Ebenso ist Folgendes unrichtig: „Ein besonderes preußisches Volk hat es nie gegeben; denn die gewaltsame Vereinigung mehrerer deutscher Stämme zu einem Unterthansverbande unter der souveränen preußischen Dynastie macht doch wohl noch kein Volk." Insofern unter Volk ein stammverwandtes, eine Nation, verstanden werden kann, hat es allerdings kein preußisches Volk gegeben, wie im Grunde auch kein britisches wegen der Iren und kein französisches wegen der Elsässer und Anderer; aber ein Volk, d. h. eine Gesellschaft von preußischen Staatsbürgern hat es allerdings gegeben, und allerdings macht die Dynastie sie zu einem Staatsverbande, wie der Papst alle Katholiken zu einer großen einigen Kirchengemeinde machte. „Wir sind", sagt die Adresse, „keine Preußen mehr, weil wir keine Unterthanen des absoluten preußischen Königs mehr sind, und können es ohne alle Bedingungen einer vernünftigen Bestimmung und zum Gefallen

der Weiterregierung unserer Dynastie nicht mehr sein wollen. — Möge der Reichsverweser verantwortlich oder unverantwortlich ernannt sein, mag er auch neben seiner Haupteigenschaft ein tüchtiger Mann, als Mann des Vertrauens der ganzen deutschen Nation, auch die noch haben, zufällig ein österreichischer Prinz zu sein: als solcher ist er nicht gewählt worden; wir huldigen ihm allein als tüchtigem, edlem Menschen; allein, weil er die Idee der Einheit Deutschlands verkörpert und somit der erste, feste Punkt ist in dem Begründungsbau unserer Gesammtfreiheit.“ Das klingt immer noch so, als wenn sich die Adressanten nur nach einem größeren Staate, nach einem Gesammtstaate, sehnten. Sie sind sich darüber nicht klar, daß es weniger die „Gesammtfreiheit“, als die Freiheit vom Gesinnungszwange ist, was sie dahin bringt, der Dynastie (d. h. dem Staate) ihren Abfall und dem Reiche ihre Sympathie zu erklären.

6.

Nr. 219. 21. September 1848.

Mangelhaftigkeit des Industriesystems.

△ So leichtsinnig das Versprechen der provisorischen Regierung Frankreichs war, welche am 25. Februar nur zwei Tage verlangte, um dem Volke „die Ruhe wiederzugeben, welche Arbeit schafft“, so endlos sind auch die Vorwürfe, welche man ihr bald nachher machte und täglich wieder macht. Als ihr Hauptverbrechen wirft man ihr die Nationalwerkstätten und die Verkürzung der Arbeitszeit vor. Beides sind unstreitig Einrichtungen, die sich unter den bestehenden Erwerbsverhältnissen nicht bewähren können und nicht aufrecht erhalten lassen. Wenn aber jetzt die Bürger sich über diese „Verhätschelungen der Arbeiter“ beklagen und alle Schuld auf die Regierung schieben, so dürften sie sich doch allzusehr weißbrennen. In den ersten

Tagen nach der Februarrevolution waren die Bürger selbst darauf bedacht, die wilden Leidenschaften der Arbeiter zu beschwichtigen, und gerne bereit, Opfer zu bringen, um „dem Volke die Ruhe wiederzugeben, welche Arbeit schafft." Und für den Augenblick schafften jene „Verhätschelungen" wirklich einige Ruhe und ließen hoffen, daß man Zeit gewinnen werde. Deshalb mochten sie denselben Bürgern, die heute darin ein Verbrechen der Regierung sehen, damals wohl nicht so ekelhaft erscheinen und als Auskunftsmittel gegen proletarische Stürme willkommen sein.

Worin besteht aber die heutige Klugheit der Tadler? Doch nur darin, daß sie einsehen, wie die bestehenden Gewerbsverhältnisse sich mit dem Institut der Nationalwerkstätten und mit verkürzter Arbeitszeit nicht vertragen. Durch die Nationalwerkstätten geht die Privatindustrie zu Grunde, und unerschwingliche Summen von den Staatsgeldern werden erfordert. So berechnet man z. B., daß der Quadratmetre Erdarbeit, welcher 40 Centimes hätte kosten sollen, auf 8 Franks zu stehen kam, und daß ein Tagelohn von 2 Franks nur für 10 Centimes Arbeit lieferte; daß die Schuhmacher dieser Werkstätte Schuhe für 8 Franks lieferten, die man zu 4 und 6 Franks verkaufte und so den freien Arbeitern ihren Absatz verdarben u. s. w. Das alles ist augenfällig und verurtheilt die Nationalwerkstätten.

Allein wenn die neuen Einrichtungen, durch welche die provisorische Regierung die vorhandenen Uebel zu lindern gedachte, nichts taugen, so folgt daraus noch keineswegs, daß man zu dem alten Industriesystem, wie es seit der ersten Revolution sich zu hohem Flor entwickelt hat, zurückkehren könne, denn man möge dieses System noch so sehr loben, ein ungeheurer Mangel wenigstens in seinen Resultaten ist nicht wegzuleugnen. Es hat seit etwa sechzig Jahren Freiheit gehabt, sich zu entfalten, und was ist heute das Endergebniß? Eine ungeheure Dürftigkeit und Hunger-

leiderei der bei weitem größten Zahl von Menschen! — Nach einer in Nr. 215 dieser Blätter unter der Aufschrift „Gewerbsresultate" angestellten Vergleichung zwischen den Jahren 1805 und 1848 hat sich in Preußen die durchschnittliche Verzehrung von Getreide und Fleisch innerhalb dieses langen Zeitraumes fast gar nicht vermehrt, und unzählige Menschen müssen heute wie damals aller Fleischnahrung entbehren; sie sind also durch die „erstaunliche Blüthe der Industrie" um nichts gebessert. Das ist der faule Fleck jenes Systems und zugleich der Grund, warum die provisorische Regierung Frankreichs (denn das System hatte überall dieselben Wirkungen, in Frankreich wie in Preußen) zu ihren falschen Maßregeln griff. Nicht die Regierung ist schuld, sondern das System. Eben dieses System hatte ja bis zum Februar 1848 den Nothstand geschaffen, den die provisorische Regierung vorfand, und den die Arbeiter abzuschütteln suchten, als ihnen mit der politischen Revolution ein günstiger Augenblick gekommen zu sein schien. Wenn daher die jetzigen Vertreter des französischen Volkes dadurch einen geordneten Zustand zurückführen zu können meinen, daß sie ohne wesentliche Aenderung zu dem alten System zurückkehren, so greifen sie noch mehr fehl, als selbst die provisorische Regierung, die wenigstens die Unhaltbarkeit jenes Nothstandes erkannte. Frankreich hat Naturkräfte genug, um seine Bewohner unendlich besser zu nähren, als es bis jetzt geschehen ist: das fühlen heute die Franzosen. Da sie aber einmal diese Möglichkeit fühlen und von ihren Socialisten unablässig darüber aufgeklärt werden, so ist es ein eitles Bemühen, sie wieder auf ihre frühere Genügsamkeit zurückzubringen. Sie werden immer dringender fordern, daß Frankreich sie gut ernähre, weil es sie gut ernähren kann, wenn es richtig bewirthschaftet wird. Mit anderen Worten: sie werden eine neue Wirthschaft, ein neues Wirthschaftssystem fordern, dessen erster Artikel eine Umgestaltung

der bisherigen Landwirthschaft sein wird. Frankreich kann mehr für das Wohlsein seiner Kinder liefern; folglich soll es auch mehr liefern. Von diesem Verlangen, scheint es, werden die Kinder Frankreichs nicht mehr abstehen.

7.

Nr. 220. 22. September 1848.

Deutsche Kriegsflotte.

△ Als Traum lebt eine deutsche Kriegsflotte schon seit Jahren in unserer Presse; endlich scheint es mit den Utopien etwas mehr Ernst zu werden: es laufen nicht nur Beiträge, wenngleich geringe ein, sondern es beschäftigen sich auch sachverständige Männer theoretisch mit dem Plane. Adalbert, Prinz von Preußen (ein Vetter des Königs) entwickelt in einer „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte" dreierlei Möglichkeiten für Deutschland. Man könne entweder 1) eine Kriegsmarine zu rein defensiver Küstenvertheidigung, oder 2) eine solche zur offensiven Vertheidigung und zum nothwendigsten Schutze des Handels, oder endlich 3) eine selbständige Seemacht schaffen. Der Prinz hat dabei „vorläufig" bloß Norddeutschland im Auge und macht in Betreff der Küstenverhältnisse des adriatischen Meeres nur die Bemerkung, „daß es für das einige Deutschland von hoher Wichtigkeit sein dürfte, wenn ihm der treffliche österreichische Kriegshafen von Pola, an der Südspitze Istriens, zufiele, da Hafen und Rhede von Triest dermaleinst, abgesehen von dem merkantilischen Vortheile einer deutschen Seemacht schwerlich den Verlust Pola's ersetzen könnten. Die Eisenbahnverbindung zwischen dem adriatischen Meere und der Ost- und Nordsee würde die Sendung von Matrosen, Vorräthen u. s. w. von einem Meere zum andern in wenigen Tagen möglich machen: gewiß ein wichtiger Umstand für eine künftige deutsche Kriegsmarine." Auf eine Kriegsflotte

in unserem Norden dringt Adalbert hauptsächlich um der Gefahren willen, mit denen Deutschland von Seiten Rußlands bedroht ist. Die offene Sprache gegen Rußland aus dem Munde eines preußischen Prinzen ist immerhin merkwürdig, wenn sie sich auch anscheinend nur auf das Strategische bezieht. Adalbert sagt: „Fragen wir uns: was würde die geringste Zahl von Linienschiffen sein, um als selbständige Flotte in den europäischen Gewässern, namentlich der allzeit fertigen russisch-baltischen Flotte gegenüber, zu agiren, so glauben wir zwanzig Linienschiffe als das Minimum einer Seemacht annehmen zu müssen, die sich mit ihr messen könnte. Ein geringeres Geschwader würde nicht ausreichen, denn es würde unserem nächsten und gefährlichsten Nachbar — der russischen Ostseeflotte — gegenüber zu schwach sein. Rußland soll unser gefährlichster Nachbar sein? wird man einwerfen; wie ist das möglich? Ja allerdings verhält es sich so. Denn während England nie eine so große Flotte im tiefen Frieden, selbst nicht einmal im Mittelmeere concentrirt, als Rußland in jedem Sommer im baltischen Meere vereinigt, braucht es bei seinem mangelhaften Conscriptionsgesetze viele Monate, um eine so große Zahl von Linienschiffen zu bemannen, als Rußland auf den ersten Wink des Kaisers in See zu stellen vermag.“ Achtzehn Linienschiffe kreuzen nämlich in jedem Jahre während der vier Sommermonate in der Ostsee, während neun andere (ungerechnet ein paar Schiffe zur Reserve) stets bereit liegen, um jeden Augenblick armirt zu werden. Die deutsche Flotte würde aber gegen Rußland günstig stehen, da sie bereits drei bis vier Wochen früher in See, mithin im Evolutioniren hinlänglich geübt, die feindliche, noch im Eise eingeschlossene leicht in ihrem Hafen blockiren kann oder wohl gar im Stande ist, sich zwischen das Geschwader von Reval und die Flotte von Kronstadt zu werfen, beide zu trennen und vielleicht einzeln zu schlagen.

Was nun die dreierlei Möglichkeiten einer deutschen Kriegsflotte betrifft, so würde nach Prinz Adalbert's Meinung die deutsche Flotille, wenn sie nur zur Vertheidigung der Küsten dienen soll, im Minimum bestehen müssen aus 40 Jaffelkanonenbooten des großen holländischen Modells, und 80 Kanonenschaluppen, wozu nach Umständen noch eine Anzahl Kanonenjollen hinzutreten würden. Vor Allem, sagt er, dürften uns diese Fahrzeuge in den Stand setzen, die inneren Fahrwasser zu behaupten, auf diese Weise die russische Flotte vor ihrer Armee zu isoliren und so die mannigfache Unterstützung, welche die See- und Landmacht gewähren könnte, zu verhindern. „Wer will es leugnen, daß Rußland im Stande ist, uns auf seiner baltischen Flotte mit einem Male dreißigtausend Mann auf den Leib schicken?"

Sollte die Kriegsmarine aber zur offensiven Vertheidigung und zum nothwendigsten Schutze des Handels dienen, so dürfte ihr Minimum angenommen werden: 6 Fregatten von 60 Kanonen, 12 Dampfcorvetten oder Dampffregatten von beiläufig 850 bis 1300 Tonnen und 350 bis 560 Pferdekraft, 40 Jaffelkanonenboote, 80 Kanonenschaluppen, einer Anzahl Kanonenjollen und gemietheter Bugsirdampfboote.

Es ist hierbei nicht daran zu denken, eine selbständige Rolle auf der See spielen zu wollen. Eine solche Marine würde einer der großen Seemächte gegenüber nur eben hinreichen, die deutschen Küsten zu schützen. Der Haupthafen wäre in der Elbe entweder in der Umgegend von Glückstadt oder bei der Insel Krautsand anzulegen.

Der dritte Fall ist endlich der, daß Deutschland sich zu einer selbständigen Seemacht erhebt. Diess würde im Minimum erfordern: 20 Linienschiffe, 10 Fregatten, 30 Dampfer, 40 Jaffelkanonenboote, 80 Kanonenschaluppen u. s. w.

Eine solche Flotte zu bemannen wäre Deutschland sehr wohl fähig, wie sich aus dem jetzigen Stande seiner Rhe-

derei berechnen läßt. Der Hauptkriegshafen müßte dann Danzig sein, dessen Wichtigkeit sowohl Napoleon als Peter der Große erkannte: jener ging mit dem Plane um, hier einen großen Kriegshafen anzulegen, und Peter bedauerte es, daß ihm dieser strategische Punkt nicht gehörte, um hier seine Flotte zu stationiren. Danzig liegt an der breitesten Stelle der Ostsee, an dem Wendepuncte, wo die Südküste derselben sich an die Ostküste anschließt; es flankirt mithin jede von dem Finnischen Meerbusen nach dem Sunde gerichtete Bewegung der russischen und umgekehrt auch jeden von einer englischen Ostseeflotte gegen Kronstadt geführten Stoß und nimmt ihn im Rücken, deckt gleichzeitig den deutschen Armeen die Flanke und schützt ebenso die weiter westlich gelegenen Küsten durch seine Offensiv-Fähigkeit.

Die jährlichen Gesammtausgaben für eine solche Marine dürften, wenn man die Baukosten der Flotte und der Häfen auf zehn Jahre vertheilt, zwischen acht und neun Millionen Thaler zu veranschlagen sein.

8.

Nr. 222. 24. September 1848.

Bazar.

△ Die durch die Zeitverhältnisse und namentlich durch den in Folge derselben tief gesunkenen Credit mit dem Untergange bedrohte Industrie rief um Hülfe, und die preußische Regierung glaubte diesem Rufe durch die Creirung von Darlehnskassen entsprechen zu können. Es wurde ein Papiergeld, sogenannte Darlehns-Cassenscheine im Betrage von 10 Millionen Thaler ausgegeben, womit auf sicheres Unterpfand von Waaren oder geldwerthen Papieren Darlehne bis auf die Höhe des halben Werthes des Pfandes gegeben werden sollen. Dieses Institut leistet aber nicht, was damit bezweckt wird. Denn was zunächst den Schuldner

betrifft, so wird ihm dadurch geschadet, daß er durch die Verpfändung seiner Waaren die Disposition über dieselben einbüßt, wodurch sie leicht bis zur Wiedereinlösung entwerthet werden können; der Darlehengeber aber, der Staat, unterliegt der Gefahr der Nichteinlösung und wird bei dem darauf eintretenden Zwangsverkaufe nur selten die vorgeschossenen Gelder wiederbekommen; endlich aber erleidet der Handelsstand im Allgemeinen Nachtheile, indem die Waaren bei den Versteigerungen zu äußerst niedrigen Preisen weggehen und so der ganze Markt gedrückt wird.

Die Rücksicht auf diese Nachtheile hat den Kaufmann Neumann bewogen, in einer kleinen Schrift („Die Reorganisation des Handels durch die Erweiterung des Instituts der Darlehnscassen zu einem Central-Handels-Bazar. Berlin bei Reuter & Stargardt") auf die Umgestaltung des Institutes zu dringen und vorzuschlagen, daß man es aus einer einfachen Pfandleihe zu einem Central-Handels-Depot umschaffe. Die Waaren, die jetzt für den Verkehr todt daliegen, sollen unter der speciellen Aufsicht des Darlehensinstitutes für den Verkauf disponibel sein, so daß sie im Interesse des Pfandgebers jederzeit, wenn sich geeignete Gelegenheit dazu bietet, verwerthet werden können. Indem auf diese Weise den Kaufleuten Gelegenheit gegeben wird auf ihre Waaren Geld zu erhalten, ohne daß diese Waaren dem Markte entzogen werden, indem also ferner dem Kaufmann dadurch Vortheile geboten werden, die nicht einen größeren Schaden als Gegengewicht haben, die Wahrnehmung solcher Vortheile aber dem Credit nicht schaden kann, so können und werden sehr viele Kaufleute, namentlich Fabrikanten, welchen der schwierigste, eine sorgfältige Fabrikation am meisten beeinträchtigende Theil ihres Geschäftsbetriebes hierdurch abgenommen wird, dieses Institut benutzen. Durch diese Betheiligung Vieler im großartigsten Maßstabe wird aber der Staat eine sehr bedeutende Revenue sich verschaffen und das Institut das

werden, was es seiner Bestimmung gemäß in der That sein soll: das Centrum des Handels für den ganzen Staat.

Es ist kein Zweifel, daß das Institut erst durch die hier vorgeschlagene Bildung eines Bazars, der eine Art permanenter Gewerbeausstellung wäre, denjenigen Nutzen bringen könnte, den es zu stiften bestimmt ist. Freilich käme ein solcher Bazar im Großen zunächst nur der Hauptstadt und etwa einer oder der andern größeren Stadt zu Gute, die dadurch zu Centralhandelspunkten würden. Im Kleineren könnten jedoch auch andere Städte ihre öffentlichen Verkaufshallen einrichten und sich bei dieser Associirung durch Darlehen entweder vom Staate oder mittelst eigener Association unterstützt, besser stehen, als es bei dem bisherigen Einzelverkaufe möglich war.

Der Zwischenhandel würde allerdings darunter leiden, was auch der Verfasser zugibt. Allein ich halte, sagt er, die Rückwirkung auf den Zwischenhandel gerade für eine Empfehlung meines Plans. Der Zwischenhandel in seiner jetzigen Gestalt hat sich überlebt. Derselbe soll der Vermittler zwischen Producenten und Consumenten sein und diess auf die schnellste und zweckmäßigste Weise bewirken. Diess thut der Zwischenhandel in seiner jetzigen Gestalt aber nicht, vielmehr hängt er sich der Fabrikation gleichsam als Parasit an und vertheuert dieselbe um 10 bis 15 Procent, wodurch die Schwierigkeit der Concurrenz mit anderen Ländern nur um so viel vermehrt wird. Mit Recht unterstützt und fördert man auf jede mögliche Weise, z. B. durch Patente u. s. w. das Maschinenwesen, allein so sehr dasselbe als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet werden muß und deßhalb jede Aufmunterung verdient, so werden durch die Maschinen doch nur einzelne Fabrikationsmethoden erleichtert und daher auch nur die Preise einzelner Artikel ermäßigt. Durch die Vereinfachung des Zwischenhandels dagegen würde der Kostenpreis sämmtlicher Waaren vermindert werden, wodurch also die Con-

sumenten bedeutende Vortheile haben würden, ohne daß die Fabrikanten etwas verlören. Die Zwischenhändler endlich, welche ihren für die Gesammtheit unproductiv gewordenen und deßhalb nachtheiligen Beruf aufgeben, werden sich der nützlichen Classe der Producenten anschließen und so den allgemeinen Wohlstand erhöhen helfen. In England und Frankreich, also in den Ländern, welche uns in der Industrie überlegen sind, ist in der That ein Zwischenhandel, wie der unsrige, nicht vorhanden. In England kennt man weder Messen noch das bei uns herrschende Borgsystem. Die Waaren derselben Gattung werden in bestimmten Districten fabricirt, dorthin begeben sich desshalb die Käufer, um ihre Einkäufe zu machen, und so wird der Fabrikant seine Waare gegen baares Geld in seinem Hause oder auf den nahen, wöchentlich stattfindenden Märkten los. In Frankreich ist eine, dem von Neumann vorgeschlagenen System sich annähernde Praxis üblich. Dort concentrirt sich das ganze Geschäft in Paris, das den Stapelplatz für ganz Frankreich bildet und gleichsam eine permanente Messe repräsentirt.

ZWEITER THEIL

ENTGEGNUNGEN
AUF DIE KRITIK DES WERKES:
„DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM“
AUS DEN JAHREN
1845—1847

Die erste Antwort, mit denen Max Stirner der Kritik seines Werkes begegnete, gab er fast augenblicklich; zu der zweiten wurde er erst fast zwei Jahre später veranlasst. Beide liess er in denselben Blättern erscheinen, in denen auch die Angriffe auf ihn stattgefunden hatten (der zweite, zuerst an anderer Stelle erfolgte, wurde wenigstens in einem von ihnen durch einen Abdruck erneuert) —: der „Vierteljahrschrift" und den „Epigonen" seines Verlegers Otto Wigand in Leipzig.

Die erste stammt unbedingt von ihm; die zweite lässt Zweifel an seiner Urheberschaft zu. Wahrscheinlichkeit und Zweifel einander gegenüberstellend neigen wir uns der ersteren zu, da Viel für jene und Wenig für diesen spricht.

Beide zeigen Stirner, wie er durch das Schlachtfeld seines Sieges nach beendetem Kampfe schreitet: die Waffe noch in der Hand und nur hier und da noch zu neuem Streiche ausholend. Und wissend, dass — obwohl er den Kampf nur für heute hemmen, nicht für immer den morgen wieder ausbrechenden beenden kann — er es doch ist, der aus ihm zum ersten Male als Sieger hervorgegangen war.

Er hat die Aufgabe, die er sich gestellt, erfüllt. Alles Andere überlässt er von jetzt ab — den Anderen.

ERSTER ABSCHNITT

RECENSENTEN STIRNERS

ENTGEGNUNG

AN FEUERBACH, SZELIGA UND HESS

1845

Von den drei Kritiken, die bald nach Erscheinen des „Einzigen" laut wurden und denen Stirner die erste Ehre einer Entgegnung angethan hat, erschien die erste in der Zeitschrift des Verlegers beider Kontrahenten, die zweite als Broschüre und die dritte in einem kritischen Organ der Bruno Bauer'schen Schule, das nur kurze Zeit bestand.

Ludwig Feuerbach, der von Stirner so scharf Angegriffene, veröffentlichte seine kurzen Aphorismen anonym in dem zweiten Bande von „Wigand's Vierteljahrschrift" auf den Seiten 193—205 unter dem Titel: „Ueber das «Wesen des Christenthums» in Beziehung auf den «Einzigen und sein Eigenthum»". Er nahm diesen Aufsatz bald darauf unverändert in den ersten Band seiner „Sämmtlichen Werke", den „Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums", auf, wo er ihn mit folgender Bemerkung versah: „Ich bemerke zu dieser Ueberschrift, dass ich hier, wie anderwärts, nicht meine Schrift als Schrift im Auge habe und in Schutz nehme. Ich stehe in einem höchst kritischen Verhältniss zu meiner Schrift; ich habe es immer nur mit ihrem Gegenstande, ihrem Wesen, ihrem Geiste zu thun. Die Beschäftigung mit ihren Buchstaben überlasse ich den Kindern Gottes oder des Teufels".

Die Broschüre von M. Hess betitelt sich: „Die letzten Philosophen" und erschien ebenfalls 1845 im Verlage von C. W. Leske in Darmstadt. Sie umfasst 28 kleine Seiten und ist mit einer kurzen Einleitung versehen.

Szeliga, der dritte, liess seine umfangreiche Kritik: „Der Einzige und sein Eigenthum" 1845 im Märzheft der „Norddeutschen Blätter für Kritik, Litteratur und Unterhaltung", die später auch unter dem Titel: „Beiträge zum Feldzuge der Kritik. Norddeutsche Blätter für 1844 und

1845. Mit Beiträgen von Bruno und Edgar Bauer, A. Fränkel, L. Köppen, Szeliga u. A." im Verlage von Adolph Riess in Berlin erschienen, veröffentlichen, wo sie im IX. Hefte des zweiten Bandes als einleitender Artikel des Heftes steht.

Sind die Feuerbach'schen Auslassungen, vor Allem durch den Wiederabdruck in seinen sämmtlichen Werken, für Jeden leicht erreichbar, so sind die „Norddeutschen Blätter" eine antiquarische Seltenheit und die Broschüre von Hess dürfte nur noch in ganz wenigen Händen und antiquarisch kaum mehr zu finden sein. Obwohl aus diesem Grunde zuerst an eine wörtliche Wiedergabe der Kritiken von Szeliga und Hess gedacht wurde, ist die Absicht doch fallen gelassen worden, da ihre Ausführung diesen Band zu sehr belastet hätte und zudem die Stirner'schen Entgegnungen mit der ihrem Verfasser eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit die Ansicht des Gegners stets mit dessen eigenen Worten wiederzugeben bemüht sind.

Die Antwort Stirner's: „Recensenten Stirners" erschien in „Wigand's Vierteljahrschrift", im dritten Bande vom Jahre 1845, steht dort auf den Seiten 147—194, ist unterzeichnet mit M. St. und stammt also von ihm.

RECENSENTEN STIRNERS

Es sind gegen den „Einzigen und sein Eigenthum von Max Stirner" folgende drei größere Aufsätze erschienen:

1) Kritik von Szeliga im Märzhefte der Norddeutschen Blätter.
2) Ueber das Wesen des Christenthums in Beziehung auf den Einzigen und sein Eigenthum — im vorigen Bande von Wigand's Vierteljahrsschrift.
3) Eine Broschüre: Die letzten Philosophen von M. Hess.

Szeliga tritt als Kritiker auf, Hess als Socialist, und der Verfasser des zweiten Aufsatzes als — Feuerbach.

Wenn auch vielleicht nicht den genannten Recensenten, so mag doch manchem anderen Leser des Buches eine kurze Erwiderung von Nutzen sein.

Ueber diejenigen Worte, welche in Stirners Buche die auffälligsten sind, über den „Einzigen" nämlich und den „Egoisten", stimmen die drei Gegner unter einander überein. Es wird daher am dienlichsten sein, diese Einigkeit zu benutzen und die berührten Punkte vorweg zu besprechen.

Nachdem Szeliga den Einzigen in allem Ernste hat „werden" lassen und ihn mit dem „Manne" identificirt (S. 4 „der Einzige ist doch nicht immer Einziger, nicht immer Mann, sondern einst Kind und darauf Jüngling gewesen"), macht er ein „Weltgeschichtsindividuum" aus ihm und findet endlich nach einiger Definition von Gespenstern (wobei herauskommt, daß „ein gedankenloser

Geist ein Leib, und daß der bloße, blanke Leib die Gedankenlosigkeit ist"), es sei der Einzige „folglich das Gespenst aller Gespenster". Zwar fügt er hinzu: „Für den Kritiker, der in der Weltgeschichte nicht bloß fixe Ideen einander ablösen, sondern schöpferische Gedanken sich fort und fort entwickeln sieht, für den Kritiker ist der Einzige dennoch kein Gespenst, sondern eine That des schaffenden Selbstbewußtseins, welche zu ihrer, unserer Zeit aufauftreten und ihre, eine bestimmte Aufgabe erfüllen mußte" — allein diese „That" ist doch nur ein „Gedanke", ein „Princip" und ein Buch.

Feuerbach läßt sich auf den „Einzigen" nicht genauer ein, als dass er ihn ohne Weiteres für ein „einziges Individuum" ansieht, welches „aus einer Klasse oder Gattung ausgewählt und als heilig, unverletzlich den übrigen Individuen gegenübergestellt wird." In diesem Auswählen und Gegenüberstellen „bestehe das Wesen der Religion. Dieser Mensch, dieser Einzige, Unvergleichliche, dieser Jesus Christus ausschließlich und allein ist Gott, diese Eiche, dieser Ort, dieser Hain, dieser Stier, dieser Tag ist heilig, nicht die übrigen." Er schliesst: „Schlage Dir den Einzigen im Himmel, aber schlage Dir auch den Einzigen auf Erden aus dem Kopfe."

Hess spielt eigentlich nur auf den Einzigen an. Erst identificirt er „Stirner" mit dem „Einzigen , dann sagt er von letzterem, „er ist der kopf- und herzlose Rumpf, d. h. er hat eben diese Illusion — denn er ist in der That nicht nur geistlos, sondern auch leiblos, er ist nichts, als seine Illusion", und endlich spricht er über Stirner, „den Einzigen", das Urtheil: „er renommirt nur."

Der Einzige erscheint hiernach als „das Gespenst aller Gespenster", als das „heilige Individuum, welches man sich aus dem Kopfe schlagen müsse", und als der blasse „Renommist."

Stirner nennt den Einzigen und sagt zugleich: Namen

nennen Dich nicht; er spricht ihn aus, indem er ihn den Einzigen nennt, und fügt doch hinzu, der Einzige sei nur ein Name; er meint also etwas Anderes, als er sagt, wie etwa derjenige, der Dich Ludwig nennt, nicht einen Ludwig überhaupt, sondern Dich meint, für den er kein Wort hat.

Was Stirner sagt, ist ein Wort, ein Gedanke, ein Begriff; was er meint, ist kein Wort, kein Gedanke, kein Begriff. Was er sagt, ist nicht das Gemeinte, und was er meint, ist unsagbar.

Man schmeichelte sich immer, daß man vom „wirklichen, individuellen" Menschen rede, wenn man vom Menschen sprach; war das aber möglich, so lange man diesen Menschen durch ein allgemeines, ein Prädicat auszudrücken begehrte? Musste man nicht, um diesen zu bezeichnen, statt zu einem Prädicate, vielmehr zu einer Bezeichnung, einem Namen, seine Zuflucht nehmen, wobei die Meinung, d. h. das Unausgesprochene, die Hauptsache ist? Die Einen beruhigten sich bei der „wahren, ganzen Individualität", die doch nicht von der Beziehung auf die „Gattung" frei wird; Andere bei dem „Geiste", welcher gleichfalls eine Bestimmtheit ist, nicht die völlige Bestimmungslosigkeit. Im „Einzigen" nur scheint diese Bestimmungslosigkeit erreicht zu sein, weil er als der gemeinte Einzige gegeben wird, weil, wenn man ihn als Begriff, d. h. als Ausgesprochenes, fasst, er als gänzlich leer, als bestimmungsloser Name erscheint, und somit auf seinen Inhalt ausserhalb oder jenseits des Begriffes hinweist. Fixirt man ihn als Begriff — und das thun die Gegner — so muß man eine Definition desselben zu geben suchen und wird dadurch nothwendig auf etwas Anderes kommen, als auf das Gemeinte; man wird ihn von anderen Begriffen unterscheiden und z. B. als das „allein vollkommene Individuum" auffassen, wodurch es dann leicht wird, seinen Unsinn darzuthun. Kannst Du Dich aber definiren, bist Du ein Begriff?

Der „Mensch“ als Begriff oder Prädicat erschöpft Dich nicht, weil er einen eigenen Begriffsinhalt hat, und weil sich sagen lässt, was menschlich und der Mensch ist, d. h. weil er einer Definition fähig ist, wobei Du ganz aus dem Spiele bleiben kannst. Allerdings hast auch Du als Mensch Deinen Antheil an dem Begriffsinhalt des Menschen, aber Du hast ihn nicht als Du daran. Der Einzige hingegen hat gar keinen Inhalt, ist die Bestimmungslosigkeit selber; Inhalt und Bestimmung wird ihm erst durch Dich. Es giebt keine Begriffsentwicklung des Einzigen, es kann kein philosophisches System aus ihm, als aus einem „Principe“ erbaut werden, wie aus dem Sein, dem Denken oder dem Ich; es ist vielmehr alle Begriffsentwickelung mit ihm zu Ende. Wer ihn als ein „Princip“ ansieht, der denkt ihn philosophisch oder theoretisch behandeln zu können und führt nothwendigerweise nutzlose Lufthiebe gegen ihn. Sein, Denken, Ich — sind nur unbestimmte Begriffe, welche durch andere Begriffe, d. h. durch Begriffsentwickelung, Bestimmung erhalten; der Einzige aber ist bestimmungsloser Begriff und kann durch keine anderen Begriffe bestimmter gemacht werden oder einen „nähern Inhalt“ bekommen: er ist nicht das „Princip einer Begriffsreihe“, sondern ein als Wort oder Begriff aller Entwicklung unfähiges Wort oder Begriff. Die Entwicklung des Einzigen ist deine und meine Selbstentwicklung, eine ganz einzige Entwicklung, da deine Entwicklung durchaus nicht meine Entwicklung ist. Nur als Begriff, d. h. nur als „Entwicklung“, sind sie ein und dasselbe; dagegen ist deine Entwicklung so verschieden und einzig als die meinige.

Es ist, indem Du der Inhalt des Einzigen bist, an einen eigenen Inhalt des Einzigen, d. h. an einen Begriffsinhalt nicht mehr zu denken.

Durch das Wort Einziger soll nicht gesagt werden, was Du bist, wie man dadurch, dass man bei der Taufe

Dir den Namen Ludwig zulegt, nicht sagen will, was Du bist.

Mit dem Einzigen ist das Reich der absoluten Gedanken, d. h. der Gedanken, welche einen eigenen Gedankeninhalt haben, abgeschlossen, wie mit dem inhaltsleeren Namen der Begriff und die Begriffswelt ausgeht: der Name ist das inhaltsleere Wort, dem ein Inhalt nur durch die Meinung gegeben werden kann.

Es wird aber im Einzigen nicht etwa nur, wie die genannten Gegner sich's vorstellen, die „Lüge der bisherigen egoistischen Welt" offenbar; nein, in seiner Nacktheit und Kahlheit, in seiner schaamlosen „Aufrichtigkeit" (s. Szeliga S. 34) kommt die Nacktheit und Kahlheit der Begriffe und Ideen ans Tageslicht, wird der eitle Prunk seiner Gegner offenbar, wird es klar, dass die grösste „Phrase" diejenige ist, die das inhaltsvollste Wort zu sein scheint. Der Einzige ist die aufrichtige, unleugbare, offenbare — Phrase; er ist der Schlussstein unserer Phrasenwelt, dieser Welt, in deren „Anfang das Wort war".

Der Einzige ist eine Aussage, von welcher mit aller Offenheit und Ehrlichkeit eingeräumt wird, dass sie — Nichts aussagt. Der Mensch, der Geist, das wahre Individuum, die Persönlichkeit u. s. f. sind Aussagen oder Prädicate, welche von einer Fülle des Inhalts strotzen, Phrasen mit höchstem Gedankenreichtum; der Einzige ist, gegenüber jenen heiligen und erhabenen Phrasen, die leere, anspruchslose und ganz gemeine Phrase.

So etwas ahnten die Recensenten am Einzigen; sie hielten sich daran, dass er eine Phrase sei. Aber sie meinten, er machte wieder darauf Anspruch, eine heilige, erhabene Phrase zu sein, und bestritten ihm diesen Anspruch. Er soll jedoch nichts, als die gemeine Phrase sein, nur dass er eben dadurch das wirklich ist, was die hochtrabenden Phrasen der Gegner nicht zu sein vermögen, und dass er so die Phrasenmacherei zu Schanden macht.

Der Einzige ist ein Wort, und bei einem Worte müsste man sich doch etwas denken können, ein Wort müsste doch einen Gedankeninhalt haben. Aber der Einzige ist ein gedankenloses Wort, es hat keinen Gedankeninhalt. — Was ist aber dann sein Inhalt, wenn der Gedanke es nicht ist? Einer, der nicht zum zweiten Male dasein, folglich auch nicht ausgedrückt werden kann; denn könnte er ausgedrückt, wirklich und ganz ausgedrückt werden, so wäre er zum zweiten Male da, wäre im „Ausdruck" da.

Weil der Inhalt des Einzigen kein Gedankeninhalt ist, darum ist er auch undenkbar und unsagbar, weil aber unsagbar, darum ist er, diese vollständige Phrase, zugleich — keine Phrase.

Erst dann, wenn Nichts von Dir ausgesagt und Du nur genannt wirst, wirst Du anerkannt als Du. So lange Etwas von Dir ausgesagt wird, wirst Du nur als dieses Etwas (Mensch, Geist, Christ u. s. f.) anerkannt. Der Einzige sagt aber nichts aus, weil er nur Name ist, nur diess sagt, dass Du Du, und nichts anderes als Du bist, dass Du ein einziges Du oder Du selber bist. Hierdurch bist Du prädicatlos, damit aber zugleich bestimmungslos, beruflos, gesetzlos u. s. w.

Es war die Speculation darauf gerichtet, ein Prädicat zu finden, welches so allgemein wäre, dass es Jeden in sich begriffe. Ein solches durfte doch jedenfalls nicht ausdrücken, was Jeder sein soll, sondern was er ist. Wenn also „Mensch" diess Prädicat wäre, so müsste darunter nicht etwas verstanden werden, was Jeder werden soll, da sonst Alle, die es noch nicht geworden, davon ausgeschlossen wären, sondern etwas, was Jeder ist. Nun, „Mensch" drückt auch wirklich aus, was Jeder ist. Allein dieses Was ist zwar Ausdruck für das Allgemeine in Jedem, für das, was Jeder mit dem Andern gemein hat, aber es ist nicht Ausdruck für den „Jeder", es drückt nicht aus, wer Jeder ist. Bist Du damit erschöpft, dass man sagt,

Du seiest Mensch? Hat man damit auch ausgesprochen, wer Du bist? Erfüllt jenes Prädicat „Mensch" die Aufgabe des Prädicats, das Subject ganz auszudrücken, und lässt es nicht im Gegentheil am Subjecte gerade die Subjectivität weg und sagt nicht, wer, sondern nur, was das Subject sei?

Soll daher das Prädicat einen Jeden in sich begreifen, so muss ein Jeder darin als Subject erscheinen d. h. nicht bloss als das, was er ist, sondern als der, der er ist.

Wie aber kannst Du auftreten als der, der Du bist, wenn Du nicht selber auftrittst? Bist Du ein Doppelgänger oder bist Du nur einmal da? Du bist nirgends ausser Dir, bist nicht zum zweiten Male in der Welt, Du bist — einzig. Du kannst nur auftreten, wenn Du leibhaftig auftrittst.

„Du bist einzig" — ist das nicht ein Urtheil? Wenn Du in dem Urtheil „Du bist Mensch" nicht als der, der Du bist, auftrittst, trittst Du dann in dem Urtheil „Du bist einzig" wirklich als Du auf? Das Urtheil „Du bist einzig" heisst nichts anderes als „Du bist Du," ein Urtheil, welches der Logiker ein widersinniges Urtheil nennt, weil es nichts urtheilt, nichts sagt, weil es leer oder ein Urtheil ist, das kein Urtheil ist. — (Im Buche S. 232 ist das widersinnige Urtheil so genommen, wie es als „unendliches" oder unbestimmtes erscheint; hier hingegen nach der Seite, wie es das „identische" Urtheil ist.)

Was der Logiker verächtlich behandelt, das ist freilich unlogisch oder nur „formell logisch"; aber es ist auch, logisch betrachtet, nur noch eine Phrase; es ist die als Phrase verendende Logik.

Der Einzige soll nur die letzte, die sterbende Aussage (Prädicat) von Dir und Mir, soll nur diejenige Aussage sein, welche in die Meinung umschlägt: eine Aussage, die keine mehr ist, eine verstummende, stumme Aussage.

Du — Einziger! Was ist hierin noch für ein Gedankeninhalt, für ein Inhalt des Urtheils? Keiner! — Wer aus

dem Einzigen als aus einem Begriffe noch einen eigenen Gedankeninhalt ableiten wollte, wer da meinte, mit dem „Einzigen" sei von Dir ausgesagt, was Du seist: der würde eben beweisen, dass er an Phrasen glaubt, weil er die Phrasen nicht als Phrasen erkennt, er würde zeigen, dass er in der Phrase einen eigenen Inhalt sucht.

Du, Undenkbarer und Unaussprechlicher, bist der Phraseninhalt, der Phraseneigner, die leibhaftige Phrase, Du bist der Wer, der Der der Phrase.

Im Einzigen kann die Wissenschaft als Leben aufgehen, in dem ihr Das zum Der und Der wird, der sich dann nicht mehr im Worte, im Logos, im Prädicate sucht.

Szeliga nimmt sich die Mühe, zu zeigen, dass der Einzige, „mit seinem eigenen Princip, überall Gespenster zu sehen, gemessen, zum Gespenst aller Gespenster wird." Es schwant ihm, dass der Einzige die leere Phrase sei; dass er selbst aber, Szeliga, der Phraseninhalt sei, lässt er ausser Acht.

Der Einzige im Himmel, welchen Feuerbach dem Einzigen auf Erden zur Seite stellt, ist die Phrase ohne Phraseneigner. Der gedachte Einzige heisst Gott. Das hat eben der Religion ihre Dauer gesichert, dass sie den Einzigen wenigstens in Gedanken oder als Phrase hatte, dass sie ihn im Himmel sah. Aber der Einzige im Himmel ist eben ein Einziger, dessen sich Keiner annimmt, wogegen sich des Stirnerschen Einzigen Feuerbach nolens volens annimmt, da er es wunderlich anstellen müsste, wenn er sich seinen Einzigen aus dem Kopfe schlagen wollte. Wäre der Einzige im Himmel einer, der in seinem eigenen Kopfe, statt in Feuerbachs Kopfe, steckte, so sollt' es ihm schwer werden, sich den Einzigen aus dem Kopfe zu schlagen.

Hess sagt vom Einzigen: „er renommirt." Ohne Zweifel ist der Einzige, diese offenkundige Phrase, eine

leere Renommage; er ist Feuerbach's Phrase ohne Phrasen-eigner. Ist es aber nicht eine klägliche Renommage, damit ein Langes und Breites zu renommiren, dass man die Renommage und weiter nichts aus ihm herausgefunden hat? Ist denn Hess, dieser einzige Hess, auch nichts weiter, als eine Renommage? Doch wohl nicht!

Mehr Aergerniss noch als an dem Einzigen nehmen die Recensenten an dem „Egoisten." Statt auf den Egoismus, wie er von Stirner aufgefasst wird, näher einzugehen, bleiben sie bei ihrer von Kindesbeinen an gewohnten Vorstellung von demselben stehen und rollen sein allem Volke so wohlbekanntes Sündenregister auf. Seht hier den Egoismus, die gräuliche Sünde — den will uns Stirner „empfehlen!"

Gegen die christliche Definition: „Gott ist die Liebe" konnten die Recensenten im alten Jerusalem aufstehen und rufen: Da seht ihr, dass es ein heidnischer Gott ist, der von den Christen verkündet wird; denn ist Gott die Liebe, so ist er der Gott Amor, der Liebesgott! — Was brauchten die jüdischen Recensenten sich weiter auf die Liebe und den Gott, welcher die Liebe ist, einzulassen, da sie den Liebesgott, den Amor, längst anspieen?

Szeliga characterisirt den Egoisten so: „der Egoist hofft auf ein sorgenfreies, glückliches Leben. Er heirathet ein reiches Mädchen — und hat nun eine eifersüchtige, keifende Frau, d. h. seine Hoffnung ist realisirt, getäuscht worden."

Feuerbach sagt: „Es ist ein begründeter Unterschied zwischen dem, was man selbstsüchtige, eigennützige und dem, was man uneigennützige Liebe nennt. Welcher? in Kürze dieser: in der eigennützigen Liebe ist der Gegenstand Deine Hetäre, in der uneigennützigen Deine Geliebte. Dort befriedige ich mich, wie hier, aber dort unter-

ordne ich das Wesen einem Theil, hier aber den Theil, das Mittel, das Organ dem Ganzen, dem Wesen, dort befriedige ich eben deswegen auch nur einen Theil von mir, hier aber mich selbst, mein volles, ganzes Wesen. Kurz: in der eigennützigen Liebe opfere ich das Höhere dem Niederen, einen höheren Genuss folglich einem niedrigeren, in der uneigennützigen aber das Niedere dem Höheren auf."

Hess fragt: „Was ist zunächst der Egoismus überhaupt, und worin besteht der Unterschied zwischen dem egoistischen Leben und dem Leben in der Liebe? —" Schon diese Frage zeigt seine Verwandtschaft mit den beiden Vorhergehenden. Wie kann gegen Stirner ein solcher Gegensatz von egoistischem Leben und Leben in der Liebe geltend gemacht werden, da sich bei ihm beide vielmehr vollständig vertragen? Hess fährt fort: „Das egoistische Leben ist das mit sich zerfallene, sich selbst verzehrende Leben der Thierwelt. Die Thierwelt ist eben die Naturgeschichte des mit sich zerfallenen, sich selber zerstörenden Lebens überhaupt, und unsere ganze bisherige Geschichte ist nichts als die Geschichte der socialen Thierwelt. — Wodurch unterscheidet sich aber die sociale Thierwelt von der Thierwelt im Walde? Durch nichts, als ihr Bewußtsein. Die Geschichte der socialen Thierwelt ist eben die Geschichte des Bewusstseins der Thierwelt, und ist die letzte Spitze der natürlichen Thierwelt das Raubthier, so ist der Höhepunkt der socialen Thierwelt eben das bewusste Raubthier. — Wie der Egoismus die gegenseitige Entfremdung der Gattung ist, so ist das Bewusstsein dieser Entfremdung (das egoistische Bewusstsein) das religiöse Bewusstsein. Die Thierwelt im Walde hat lediglich deshalb keine Religion, weil ihr das Bewusstsein ihres Egoismus, ihrer Entfremdung d. h. weil ihr das Sündenbewusstsein fehlt. Das erste Bewusstsein in der Menschheit ist das Sündenbewusstsein. —

Als die egoistische Theorie, das egoistische Bewusstsein, Religion und Philosophie, ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, musste auch die egoistische Praxis ihren Gipfelpunkt erreicht haben. Sie hat ihn erreicht in der modernen, christlichen Krämerwelt. Diese ist die letzte Spitze der socialen Thierwelt. — Die freie Concurrenz unserer modernen Krämerwelt ist nicht nur die vollendete Form des Raubmordes, sie ist zugleich das Bewusstsein der gegenseitigen, menschlichen Entfremdung. — Die heutige Krämerwelt ist die vermittelte, ihrem Wesen entsprechende, bewusste und principielle Form des Egoismus."

Das sind höchst populäre Characteristiken des Egoismus, und es ist nur zu verwundern, dass Stirner nicht selbst dergleichen einfache Reflexionen anstellte und sich durch die Betrachtung, wie einfältig, wie gemein und wie raubmörderisch der Egoismus sei, bestimmen liess, dem hässlichen Ungethüm abzusagen. Hätte er, wie Szeliga, bedacht, dass der Egoist nichts als ein Einfaltspinsel sei, der ein reiches Mädchen heirathet und eine keifende Frau bekommt, hätte er, wie Feuerbach, gesehen, dass der Egoist keine „Geliebte" haben kann, oder hätte er, wie Hess, in dem Egoisten den Thiermenschen richtig erkannt oder gar den „Raubmord" an ihm gewittert, wie sollte er denn nicht gegen ihn einen „tiefen Abscheu" und eine „gerechte Entrüstung" gefasst haben! Der Raubmord allein ist ja schon eine solche Infamie, dass Hess eigentlich nur diess einzige Wort gegen Stirners Egoisten auszurufen brauchte, um alle „guten Menschen" gegen ihn aufzubringen und auf seiner Seite zu haben: das Wort ist gut gewählt und — ergreifend für ein sittliches Herz, wie ohngefähr der Ausruf „Ketzer" für einen rechtgläubigen Haufen.

Stirner erkühnt sich zu sagen, Feuerbach, Hess, Szeliga seien Egoisten. Er bescheidet sich freilich, hiermit nichts als ein identisches Urtheil auszusprechen, indem er sagt, Feuerbach thue platterdings nichts als Feuerbachisches, Hess nichts als Hessisches, Szeliga nichts als Szeligasches; allein er hat ihnen doch einen gar zu anrüchigen Titel gegeben.

Lebt Feuerbach in einer andern als in seiner Welt? Lebt er etwa in Hess', in Szeligas, in Stirners Welt? Ist die Welt nicht dadurch, dass Feuerbach in ihr lebt, die ihn umgebende, die von ihm d. h. Feuerbachisch empfundene, angeschaute, gedachte Welt? Er lebt nicht bloss mitten in ihr, sondern ist ihre Mitte selbst, ist der Mittelpunkt seiner Welt. Und wie Feuerbach, so lebt Niemand in einer andern, als in seiner Welt, wie Feuerbach, so ist Jeder das Centrum seiner Welt. Welt ist ja nur das, was er nicht selber ist, was aber zu ihm gehört, mit ihm in Beziehung steht, für ihn ist.

Um Dich dreht sich Alles, Du bist die Mitte der Aussenwelt und die Mitte der Gedankenwelt. Deine Welt reicht so weit, als Dein Fassungsvermögen reicht, und was Du umfassest, das ist durch das blosse Fassen Dein eigen. Du Einziger bist „Einziger" nur zusammen mit „Deinem Eigenthum."

Indessen entgeht es Dir nicht, dass, was Dein eigen ist, zugleich sein eigen ist oder ein eigenes Dasein hat, ein Einziges ist gleich Dir. Hierüber vergissest Du Dich selbst in süsser Selbstvergessenheit.

Wenn Du Dich aber vergessen hast, bist Du dann ganz verschwunden, wenn Du nicht an Dich denkst, hast Du dann überhaupt aufgehört zu sein? Wenn Du in das Auge Deines Freundes blickst oder über eine Freude sinnst, welche Du ihm bereiten möchtest, wenn Du zu den Sternen aufschaust, ihrem Gesetze nachgrübelst oder auch Grüsse ihnen zusendest, die sie in ein einsames Stübchen tragen,

wenn Du mikroscopisch Dich in das Treiben der Infusionsthierchen verlierst, wenn Du einem Menschen in Feuers- oder Wassersnoth, ohne der eigenen Gefahr zu denken, zu Hülfe eilst: so „denkst" Du gewiss nicht an Dich, so „vergissest" Du Dich. Bist Du aber nur, wenn Du an Dich denkst und verkommst Du, wenn Du Dich vergissest; bist Du nur durch das Selbstbewusstsein? Wer vergässe sich nicht alle Augenblicke, wer verlöre sich nicht tausendmal in einer Stunde aus den Augen?

Diese Selbstvergessenheit, dieses Selbstverlieren ist ja nur eine Weise unserer Befriedigung, ist nur Genuss unserer Welt, unseres Eigenthums, d. h. Weltgenuss.

Nicht in diesem Selbstvergessen, sondern in dem Vergessen dessen, dass die Welt unsere Welt ist, hat die Uneigennützigkeit, d. h. der düpirte Egoismus, ihren Grund. Vor einer absoluten, einer „höheren" Welt wirfst Du Dich nieder und wirfst Dich weg. Die Uneigennützigkeit ist nicht ein Selbstvergessen in dem Sinne, dass man nicht an sich denkt und sich mit sich beschäftigt, sondern in dem anderen, dass man an der Welt das „Unsere" vergisst, dass man vergisst, man sei der Mittelpunkt oder Eigner dieser Welt, sie aber unser Eigenthum. Die Furcht und Scheu vor der Welt als einer „höheren" Welt ist der entmuthigte, der „demüthige" Egoismus, der Egoismus in Knechtsgestalt, der sich nicht zu mucken getraut, im Stillen schleicht und „sich verleugnet", — ist Selbstverleugnung.

Unsere Welt und die heilige Welt — darin liegt der Unterschied des aufrichtigen und des selbstverleugnenden, uneingeständigen, incognito kriechenden Egoismus.

Wie verhält es sich etwa mit Feuerbachs Beispiel von der Hetäre und Geliebten? Im ersteren Falle ein Geschäftsverhältniss ohne persönliches Interesse (und wird es nicht in unzähligen anderen, ganz verschiedenen Fällen beim Geschäftsverhältniss sein Bewenden haben müssen, wird

man immer ein Interesse für die Person, mit der man's zu thun hat, ein persönliches Interesse, fassen können?), im zweiten ein persönliches Verhältniss. Was ist aber der Sinn des letzteren Verhältnisses? Doch wohl das gegenseitige Interesse an der Person. Verschwände diess Personen-Interesse aus dem Verhältnisse, dann wäre dasselbe sinnlos geworden; denn diess Interesse ist ja allein sein Sinn. Was ist nun die Ehe, die man als ein „heiliges Verhältniss" preist, anders als die Fixirung eines interessanten Verhältnisses trotz der Gefahr, dass es uninteressant und sinnlos werde? Man sagt wohl, sie dürfe nur nicht „leichtsinnig" geschieden werden. Aber warum nicht? Weil der Leichtsinn „Sünde" ist, wenn es sich um eine „heilige Sache" handelt. Der Leichtsinn soll nicht sein! Da steht dann ein Egoist, der um seinen Leichtsinn geprellt wird und sich selbst verdammt, in einem uninteressanten, aber heiligen Verhältniss fortzuleben. Aus dem egoistischen Vereine ist eine „heilige Verbindung" geworden; das Interesse der Personen an einander hört auf, aber die uninteressante Verbindung bleibt.

Ein anderes Beispiel des Uninteressanten ist die Arbeit, welche für eine Lebensaufgabe, einen Beruf des Menschen gilt. Aus ihr schreibt sich der Wahn her, dass man sein Brod verdienen müsse, und dass es eine Schande sei, Brod zu haben, ohne etwas dafür gethan zu haben: es ist der Stolz des Verdienstes. Das Arbeiten hat für sich gar keinen Werth und macht keinem Menschen Ehre, wie das arbeitslose Leben des Lazaroni diesem keine Schande macht. Entweder nimmst Du an der Arbeitsthätigkeit selbst ein Interesse, und es lässt Dir keine Ruhe, Du musst thätig sein: dann ist die Arbeit Deine Lust, Dein specielles Vergnügen, ohne darin höher zu stehen, als die Faulheit des Lazaroni, die eben auch seine Lust ist. Oder Du verfolgst durch die Arbeit ein anderes Interesse,

ein Resultat oder einen „Lohn," und unterziehst Dich ihr nur als einem Mittel, das zum Zwecke führt: dann ist sie zwar für sich nicht interessant, macht aber auch keinen Anspruch darauf, das für sich Interessante zu sein, und Du kannst es wissen, dass sie nicht etwas für sich Werthvolles oder Heiliges, sondern eben nur eine dermalen unvermeidliche Sache ist, um das beabsichtigte Ergebniss, den Lohn, zu gewinnen. Aber die Arbeit, die als eine „Ehre des Menschen" und als sein „Beruf" betrachtet wird, ist Schöpferin der Nationalökonomie geworden, und bleibt Herrin des heiligen Socialismus, wo sie als „menschliche Arbeit" die „menschlichen Anlagen ausbilden soll", und wo diese Ausbildung eine menschliche Berufssache, ein absolut Interessantes ist. (Hierüber später einmal ein Mehreres).

Der Glaube, dass irgend etwas Anderes als ein Interesse das Zugewandtsein zu einer Sache rechtfertigen könne, — der über das Interesse hinausgehende Glaube, erzeugt die Uninteressirtheit, ja die „Sünde," als ein Hangen am eignen Interesse.

Erst vor dem heiligen Interesse wird das eigene Interesse zum „Privatinteresse," zum verabscheuten „Egoismus," zur „Sünde." Stirner signalisirt S. 224 den Unterschied des heiligen und des eigenen Interesses in Kürze so: „Gegen jenes kann Ich Mich versündigen, dieses nur verscherzen."

Das heilige Interesse ist das Uninteressante, weil es ein absolutes oder ein Interesse für sich ist, gleichviel ob Du daran ein Interesse nimmst oder nicht. Du sollst es zu deinem Interesse machen; es ist nicht ursprünglich Dein, ist nicht aus Dir geboren, sondern ein ewiges, ein allgemeines, ein rein menschliches. Es ist uninteressant, weil auf Dich und dein Interesse dabei keine Rücksicht genommen wird; es ist ein Interesse ohne Interessenten, weil es ein allgemeines oder ein Interesse des Menschen ist. Und weil

Du nicht Eigner desselben bist, sondern sein Anhänger und Diener werden sollst, darum hört ihm gegenüber der Egoismus auf und die „Uninteressirtheit" beginnt.

Nimm Dir nur ein heiliges Interesse zu Herzen, so bist Du gefangen und wirst um Deine eigenen Interessen betrogen werden. Sprich das Interesse, welches Du heute verfolgst, heilig, so bist Du morgen sein Sklave. Alles Verhalten zu einem absolut Interessanten oder zu einem an und für sich Werthvollen ist religiöses Verhalten oder schlechtweg Religion. Das Interessante kann nur durch dein Interesse interessant, das Werthvolle nur durch dein Werthbeilegen werthvoll sein, wogegen das trotz Dir Interessante ein Uninteressantes, das trotz Dir Werthvolle ein Unwürdiges ist.

Das Interesse jener Geister, wie das der Gesellschaft, des Menschen, des menschlichen Wesens, der Menschen als Aller, ihr „wesentliches Interesse," ist fremdes Interesse und soll dein Interesse sein. Das Interesse der Geliebten ist dein Interesse und nur so lange es dein Interesse ist, interessirt es Dich. Erst dann, wenn es aufhört, dein Interesse zu sein, kann es zu einem heiligen Interesse werden, zu einem Interesse nämlich, welches sein soll, obgleich es nicht dein ist. Das bis dahin interessante Verhältniss wird nun zu einem uninteressirten und uninteressanten.

Im Geschäftsverhältniss und im persönlichen Verhältniss ist dein Interesse das Erste, und alle Aufopferungen geschehen lediglich zum Besten dieses deines Interesses, wogegen im religiösen Verhältniss das religiöse Interesse des Absoluten oder des Geistes, d. h. das Dir fremde Interesse, das Erste ist, und deine Interessen diesem fremden Interesse geopfert werden sollen.

Der betrogene Egoismus besteht daher in dem Glauben an ein absolut Interessantes, an ein nicht aus dem Egoisten, d. h. dem sich Interessirenden, entspringendes, sondern gegen denselben gebieterisches und für sich festes,

an ein „ewiges" Interesse. „Betrogen" ist hierin der Egoist, weil sein eigenes Interesse, das „Privatinteresse," nicht nur unberücksichtigt gelassen, sondern sogar verdammt wird, und „Egoismus" bleibt es dennoch, weil er auch dieses fremden oder absoluten Interesses sich nur in der Hoffnung annimmt, es werde ihm Genuss gewähren.

Diess absolut Interessante, welches ohne den Interessenten interessant sein soll, welches also, statt Sache eines Einzigen zu sein, sich vielmehr erst „Gefässe seiner Ehre", oder Menschen, welche seine „Rüstzeuge und Werkzeuge" sein sollen, sucht, nennt Stirner schlechtweg „das Heilige." Das Heilige ist in der That das absolut Uninteressante, da es das Interessante zu sein Anspruch macht, selbst wenn sich kein Mensch dafür interessirte; es ist zugleich das „allgemein," d. h. subjectlos Interessante, weil es nicht ein einzig Interessantes, ein Interesse eines Einzigen ist. Mit anderen Worten: Diess „allgemeine Interesse" ist mehr als Du — ein „Höheres"; ist auch ohne Dich — ein „Absolutes"; ist ein Interesse für sich — ein Dir Fremdes; stellt an Dich die Forderung, ihm zu dienen, und findet Dich bereitwillig, wenn Du Dich — bethören lässest.

Um bei Feuerbachs rührender Definition von der Hetäre zu bleiben, so ist da Einer oder Eine, die gerne unkeusch sein möchten, weil der Naturtrieb ihnen keine Ruhe lässt. Aber, sagen sie sich, weisst Du wohl, was Unkeuschheit ist? Sie ist eine Sünde, eine Gemeinheit, sie schändet uns. Sagten sie, Wir würden durch Unkeuschheit andere Interessen, die uns noch wichtiger sind als dieser Sinnengenuss, verscherzen, so wäre das kein religiöses Bedenken, und sie brächten ihr Opfer nicht der Keuschheit, sondern andern Vortheilen, nm welche sie sich nicht bringen mögen. Versagen sie sich hingegen die Stillung des Naturtriebes um der Keuschheit willen, so geschieht es aus religiösen Bedenken. Was für ein Interesse haben sie an der Keuschheit? Ohne Zweifel kein

natürliches, denn ihre Natur räth ihnen zur Unkeuschheit: ihr wirkliches, unverkennbares und unleugbares Interesse ist die Unkeuschheit. Aber die Keuschheit ist ein Bedenken ihres Geistes, weil sie ein Interesse des Geistes, ein geistiges Interesse ist: sie ist ein absolutes Interesse, vor welchem die natürlichen und „Privatinteressen" schweigen müssen, und welches den Geist bedenklich macht. Diess Bedenken nun werfen die Einen durch einen „Ruck," durch den Ausruf: „dummes Zeug" von sich, weil ihnen, so bedenklich oder religiös sie auch sonst sein mögen, hier ein Instinct sagt, dass der Geist gegen den Naturtrieb ein griessgrämiger Despot sei, — während Andere das Bedenken selbst durch weiteres Denken überwinden und sich auch theoretisch sicher stellen: jene schlagen die Bedenken nieder, diese lösen — vermöge ihrer Virtuosität im Denken*) — die Bedenken auf. — Die Unkeuschheit und die Hetäre sehen also nur deshalb so schrecklich aus, weil sie gegen das „ewige Interesse" der Keuschheit verstossen.

Es hat nur der Geist die Schwierigkeiten erhoben, die Bedenken geschaffen, woraus zu folgen scheint, dass sie nur geistig oder durch's Denken wieder weggeschafft werden können. Wie übel wären da die armen Seelen daran, die sich jene Bedenken haben aufschwatzen lassen, ohne die Kraft des Denkens zu besitzen, durch welche sie derselben Herr werden könnten! Wie übel, wenn sie darauf warten müssten, bis die reine Kritik ihnen die Freiheit wieder giebt. Sie helfen sich aber einstweilen durch einen gesunden, hausbackenen Leichtsinn, der für ihr Bedürfniss gerade so gut ist, als für die reine Kritik das freie Denken, da der Kritiker als Virtuose im Denken einen unabweislichen Drang hat, durchs Denken die Bedenken zu überwinden.

*) Die ihm das Denken zum Bedürfniss und interessant macht.

Die Bedenken sind etwas eben so Alltägliches, als das Reden und Plaudern; — was wäre also dagegen zu sagen? Nichts — nur sind alltägliche Bedenken kein heiliges Bedenken. Die alltäglichen Bedenken kommen und gehen, die heiligen Bedenken aber bleiben und sind absolut, sind absolute Bedenken (Dogmen; Glaubenssätze, Grundsätze). Gegen sie lehnt sich der Egoist, der Entheiliger auf und versucht seine egoistische Kraft gegen ihre heilige Macht. Alles „freie Denken" ist Entheiligung der Bedenken und ein egoistisches Treiben gegen die heilige Macht derselben. Macht auch so manches freie Denken nach einigen Sturmschritten Halt und bleibt wieder vor einem neuen heiligen Bedenken stehen, vor welchem der Egoismus zu Schanden wird; so rastet doch das freie Denken in seiner freiesten Form — die reine Kritik — vor keinem absoluten Bedenken und entheiligt mit egoistischer Ausdauer eine bedenkliche Heiligkeit nach der andern. Weil aber diess freieste Denken nur egoistisches Denken, nur Denkfreiheit ist, so wird es selbst zu einer heiligen Macht des Denkens und verkündet das Evangelium, dass nur im Denken die Erlösung zu finden sei. Es tritt nur das Denken selbst als eine heilige Sache, als ein menschlicher Beruf, als heiliges — Bedenken auf: nur das Bedenken (Erkennen) löst hiernach die Bedenken auf.

Könnten die Bedenken nur durch das Denken aufgelöst werden, so würden die Menschen niemals „reif" dazu, sie loszuwerden.

Die Bedenklichkeit ist, wenn sie auch bis zum reinen Bedenken oder zur Reinheit der Kritik gelangt ist, dennoch nur Religiosität; der Religiöse ist der Bedenkliche. Eine Bedenklichkeit aber bleibt es, wenn man meint, nur durch Bedenken mit dem Bedenken fertig werden zu dürfen, wenn man also die „bequeme" Unbedenklichkeit als „egoistische Arbeitsscheu der Masse" verachtet.

Dem bedenklichen Egoismus fehlt nur die Anerkennung des unbedenklichen, um den Accent auf den Egoismus, statt auf die Bedenklichkeit, zu legen, und den Egoisten als den Ueberwinder zu erkennen, gleichviel ob er durch's Denken oder durch Unbedenklichkeit überwindet.

Wird hierdurch etwa das Denken „verworfen"? Nein, nur seine Heiligkeit wird ihm abgesprochen, nur als Zweck oder Beruf wird es verneint; als Mittel wird es Jedem überlassen, der dieses Mittels mächtig ist. Zweck des Denkens ist vielmehr die Unbedenklichkeit, wie ja ein Denkender in jedem einzelnen Falle mit seinem Denken darauf ausgeht, endlich den richtigen Punkt zu finden, oder des Nachdenkens überhoben zu sein und mit der Sache fertig zu werden. Will man aber die „Arbeit des Denkens" heilig sprechen, oder, was dasselbe ist, „menschlich" nennen, so giebt man den Menschen nicht minder einen Beruf, als wenn man ihnen den Glauben vorschreibt und führt von der Unbedenklichkeit ab, statt zu ihr, als zu dem eigentlichen oder egoistischen Sinn des Denkens hinzuführen. Man verleitet die Menschen zur Bedenklichkeit und Bedächtigkeit, indem man ihnen ein „Heil" im Denken verheisst; die Denkschwachen, die sich dazu verleiten lassen, können aber nicht anders, als sich wegen ihrer Denkschwäche bei irgend einem Gedanken — beruhigen, d. h. gläubig werden. Statt sich's mit dem Bedenken leicht zu machen, werden sie vielmehr bedenklich werden, weil sie wähnen, im Denken liege das Heil*).

Doch die Bedenken, durch das Denken erschaffen, sind einmal da und können allerdings auch durch das Denken gehoben werden. Allein diess Denken, diese Kritik kommt nur dann zum Ziele, wenn es egoistisches Denken, egoistische Kritik ist, d. h. wenn der Egoismus oder das Inter-

*) Die religiösen Wirren unserer Tage haben hierin ihren Grund; ja sie sind unmittelbare Aeusserungen dieser Bedenklichkeit.

esse gegen die Bedenken oder das Uninteressante geltend gemacht, wenn das Interesse offen eingestanden wird, und der Egoist vom Egoisten aus kritisirt, statt vom Christen, vom Socialisten, vom Humanisten, vom Menschen, vom freien Denken, vom Geiste aus*) zu kritisiren. Denn das Interesse des Einzigen, also Dein Interesse, wird gerade in der heiligen oder menschlichen Welt mit Füssen getreten und diese selbe Welt, der z. B. Hess und Szeliga vorwerfen, sie sei eine egoistische, hat im Gegentheil seit Jahrtausenden den Egoisten an den Schandpfahl gebunden und den Egoismus jedem aus dem Gebiete des Denkens oder Glaubens hergelaufenen „Heiligen" fanatisch geopfert. Wir leben nicht in einer egoistischen, sondern in einer bis auf den geringen Eigenthumslappen herunter durchaus heiligen Welt.

Es könnte scheinen, als müsse es zwar jedem Einzelnen anheim gestellt werden, wie er mit den Bedenken fertig zu werden wisse, sei aber nichts desto weniger die Aufgabe der Geschichte, die Bedenken durch kritisches Bedenken aufzulösen. Gerade diess jedoch bestreitet Stirner, gerade gegen diese „Aufgabe der Geschichte" behauptet er, dass die Geschichte der Bedenken und ihres Bedenkens zu Ende gehe. Nicht die Arbeit des Auflösens, sondern die Willkühr, welche nicht viel Federlesens mit den Bedenken macht, nicht die Kraft des Denkens, sondern die Kraft der Unbedenklichkeit scheint im Anzuge zu sein. Das Denken kann nur dazu dienen, die Unbedenklichkeit zu stärken und zu sichern. Das „freie Denken" nahm seinen Ausgang von der egoistischen oder unbedenklichen Auflehnung gegen die heiligen Bedenken, es begann mit der Unbedenklichkeit: wer frei denkt, der macht sich unbedenklich über die heiligsten Bedenken her, — die Unbedenklichkeit ist die Seele und der egoistische Werth des freien

*) D. h. christlich, socialistisch etc.

Denkens. Der Werth dieses Denkens liegt nicht im Denker, sondern im Egoisten, der seine Macht, die Denkkraft, egoistisch über die heiligen Bedenken stellt und sie mir nichts dir nichts angreift.

Stirner hat S. 197 für eben diese Unbedenklichkeit Ausdrücke gebraucht, wie „Ruck, Aufspringen, aufjauchzendes Juchhe" und sagt: „Die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden." Er hat damit nichts Geringeres bezeichnet, als erstlich den verborgenen, egoistischen Grund aller und jeder Kritik eines Heiligen, selbst der blindesten und besessensten, für's zweite aber die einfache Form der egoistischen Kritik, die er mittelst seiner Denkkraft (einer blossen Virtuosität) durchzuführen den Versuch machte: er bemühte sich zu zeigen, wie ein Unbedenklicher vom Denken „Gebrauch machen" könne, indem er die Bedenken von sich, dem Einzigen, aus kritisirt. Stirner lässt nur die „Erlösung der Welt" nicht mehr in der Hand der Denkenden und Bedenklichen.

Das Jauchzen und Juchhe lässt sich leicht lächerlich machen, wenn man die Masse und Größe der tiefen Bedenken ihm entgegenhält, die doch wahrlich nicht mit so geringer Mühe zu überwinden seien. Allerdings kann die Masse der in der Geschichte aufgehäuften und durch die Denkenden stets von neuem erweckten Bedenken nicht durch ein blosses Juchhe gehoben werden. Die Denkenden können sich nicht darüber hinwegsetzen, wenn nicht zugleich ihr Denken volle Befriedigung erhält; denn die Befriedigung ihres Denkens ist ihr wirkliches Interesse. Das Denken darf nicht etwa durch das Jauchzen unterdrückt werden, wie es vom Standpunkte des Glaubens aus durch den Glauben unterdrückt werden soll. Ohnehin wird es als ein wirkliches Interesse, also als dein Interesse, sich nicht unterdrücken lassen. Du, der Du das Bedürfniss des

Denkens hast, kannst Dir die Bedenken nicht bloss wegjauchzen; Du musst sie auch wegdenken. Aber aus eben diesem Bedürfnisse ist gerade Stirners egoistisches Denken entsprungen, und ein Anfang, wenn auch noch ein sehr unbeholfener, von ihm gemacht worden, dem Interesse des Denkens durch den unbedenklichen Egoismus zu entsprechen, sein Buch sollte darthun, dass das rohe Juchhe nöthigenfalls auch die Potenz hat, ein kritisches Juchhe, eine egoistische Kritik zu werden.

Dem Egoismus liegt das Interesse zu Grunde. Ist aber das Interesse nicht in gleicher Weise ein blosser Name, ein inhaltsleerer und aller Begriffsentwicklung baarer Begriff, wie der Einzige? Die Gegner sehen das Interesse und den Egoismus für ein „Princip" an. Dazu würde gehören, dass das Interesse als absolutes begriffen würde. Das Denken kann „Princip" sein, aber dann muss es als das absolute Denken, als die ewige Vernunft, sich selbst entwickeln; das Ich, soll es „Princip" sein, muss als das absolute Ich einem darauf erbauten Systeme zu Grunde liegen. So könnte man auch das Interesse zu einem absoluten machen, und von ihm, als dem „menschlichen Interesse" aus, eine Philosophie des Interesses herleiten; — ja, die Moral ist wirklich das System des menschlichen Interesses.

Die Vernunft ist eine und dieselbe: was vernünftig ist, bleibt trotz aller Thorheiten und Irrthümer vernünftig; die „Privatvernunft" hat kein Recht gegen die allgemeine und ewige Vernunft. Du sollst und musst Dich der Vernunft unterwerfen. Das Denken ist ein und dasselbe: was wirklich gedacht wird, ist ein logisch Wahres und trotz des entgegengesetzten Wahnes von Millionen Menschen doch das unveränderlich Wahre: das „private" Denken, die Meinung, muss vor dem ewigen Denken schweigen. Du sollst und musst Dich der Wahrheit unterwerfen. Jeder Mensch ist vernünftig, jeder Mensch ist Mensch nur durch

das Denken („das Denken unterscheidet den Menschen vom Thiere", sagt der Philosoph). So ist nun auch das Interesse ein Allgemeines, und jeder Mensch ist ein „interessirter Mensch". Das ewige Interesse tritt als „menschliches Interesse" dem „Privatinteresse" entgegen, entwickelt sich als „Princip" der Moral und unter Andern auch des heiligen Socialismus, und unterwirft Dein Interesse dem Gesetze des ewigen Interesses. Es figurirt unter mancherlei Formen, z. B. als Staatsinteresse, Kircheninteresse, Menschheitsinteresse, Interesse „Aller", kurz als das wahre Interesse.

Hat nun Stirner an diesem Interesse, an dem Interesse, sein „Princip"? Reizt er nicht im Gegentheil Dein einziges Interesse gegen das „ewig Interessante", gegen das — Uninteressante? Und ist Dein Interesse ein „Princip", ein logischer — Gedanke? Es ist, gleich dem Einzigen, eine Phrase — im Reiche des Gedankens; in Dir aber einzig wie Du selber.

Es ist nöthig, noch ein Wort über den Menschen zu sagen. Wie es scheint, ist Stirners Buch gegen den Menschen geschrieben. Dadurch, wie auch durch das Wort Egoist hat er sich die schlimmsten Urtheile zugezogen oder die hartnäckigsten Vorurtheile rege gemacht. — Ja, es ist wirklich gegen den Menschen geschrieben, und gleichwohl hätte Stirner auf dasselbe Ziel losgehen können, ohne die Leute so arg vor den Kopf zu stossen, wenn er die Kehrseite herausgewendet und gesagt hätte: er schreibe gegen den Unmenschen. Nur hätte er dann selbst die Schuld getragen, wenn man ihn in entgegengesetzter, nämlich in sentimentaler Weise missverstanden und in die Reihe derer gestellt hätte, welche für den „wahren Menschen" ihre Stimme erheben. Stirner aber sagt: Mensch ist der Unmensch, was der eine ist, das ist der andere, was gegen den einen gesagt wird, wird gegen den andern gesagt.

Misst man ein Wesen an einem Begriffe, so wird es nie-

mals diesem Begriffe vollkommen entsprechend gefunden: misst man Dich an dem Begriffe Mensch, so wird sich stets herausstellen, dass Du etwas Apartes bist, etwas, was mit dem Worte Mensch nicht ausgedrückt werden kann, also jedenfalls ein aparter Mensch. Muthete man Dir nun zu, durchaus Mensch und nichts als Mensch zu sein, Du aber könntest dein Apartes nicht abstreifen, so wärest Du durch eben diess Aparte ein Unmensch, d. h. ein Mensch, der nicht wahrhaft Mensch, oder ein Mensch, der eigentlich Unmensch ist. Der Begriff Mensch hätte seine Realität gerade im Unmenschen.

Dass an dem Begriffe Mensch gemessen, jeder wirkliche Mensch ein Unmensch ist, hat die Religion durch den Satz ausgedrückt, dass alle Menschen „Sünder seien (das Sündenbewusstsein); heute nennt man den Sünder einen Egoisten. Und wozu entschloss man sich in Folge dieser Einsicht? Dazu, den Sünder zu erlösen, den Egoismus zu überwinden, den wahren Menschen zu finden und zu realisiren. Man verwarf das Aparte, d. h. das Einzige, zu Gunsten des Begriffes, verwarf den Unmenschen, zu Gunsten des Menschen, und erkannte nicht, dass der Unmensch die richtige und allein mögliche Realität des Menschen ist; man wollte durchaus eine wahrhaft menschliche Realität des Menschen.

Man verlangte eben eine Widersinnigkeit. Der Mensch ist real und wirklich im Unmenschen; jeder Unmensch ist — der Mensch. Aber Unmensch bist Du nur als die Realität des Menschen, Unmensch nur im Vergleich mit dem Begriffe Mensch.

Du bist Unmensch, und darum bist Du vollkommen Mensch, realer, wirklicher Mensch, bist vollkommener Mensch. Aber du bist eben mehr als vollkommener Mensch, Du bist ein aparter, ein einziger Mensch. Mensch und Unmensch, diese Gegensätze der religiösen Welt, verlieren ihre göttliche und teuflische, also ihre heilige oder absolute Bedeutung, in Dir, dem Einzigen.

Der Mensch, nach dessen Anerkennung unsere Heiligen so sehr schmachten, indem sie allezeit eifern, man solle in den*) Menschen den Menschen anerkennen, wird erst dann vollständig und wirklich anerkannt, wenn er als der Unmensch anerkannt wird. Wird er als solcher anerkannt, so hören alle religiösen oder „menschlichen" Zumuthungen auf, und die Herrschaft der Guten, die Hierarchie, hat ein Ende, weil der Einzige, der ganz gemeine Mensch (nicht Feuerbachs tugendhafter „Gemeinmensch"), zugleich der vollkommene Mensch ist.

Indem also Stirner gegen den Menschen schreibt, schreibt er zugleich und in Einem Athemzuge gegen den Unmenschen, als den Gegensatz zum Menschen; er schreibt aber nicht gegen den Menschen, welcher Unmensch, nicht gegen den Unmenschen, welcher Mensch ist — d. h. er schreibt für den ganz gemeinen Einzigen, der dadurch, dass er Unmensch ist, ohnehin und von selbst vollkommener Mensch ist.

Nur Fromme, nur heilige Socialisten u. s. w., nur Heilige aller Art verhindern, dass der Mensch im Menschen anerkannt und gewürdigt wird; nur sie hemmen den reinen menschlichen Verkehr, indem sie den gemeinen egoistischen Verkehr allezeit eingeschränkt haben und einzuschränken trachten. Sie haben einen heiligen Verkehr eingeführt und möchten daraus wo möglich einen allerheiligsten machen.

Szeliga sagt zwar noch mancherlei darüber, was der Egoist und Egoismus sei, hat aber in der That alles in seinem Exempel vom reichen Mädchen und der keifenden Frau erschöpft. Er schildert den Egoisten als „arbeitsscheu," als einen Menschen, der „auf gebratene Tauben hofft, die ihm in den Mund fliegen sollen," der sich „keine wahren,

*) Muss offenbar „dem" heissen. Anm. des Herausgebers.

des Namens allein würdige Hoffnungen macht" u. dgl.: er versteht einen Menschen darunter, der sich's bequem machen will. Hätte er gleich so definirt: „Egoist = Schlafmütze", so wäre das noch deutlicher und einfacher gewesen.

Wie Szeliga bereits verräth, dass sein Egoist nur an einem Absoluten gemessen werden könnte, indem er ihn an „wahren Hoffnungen" misst, so spricht diess Feuerbach, der überhaupt des treffenden Wortes mächtiger ist, schon entschiedener aus, indem er vom Eigennützigen (Egoisten) sagt, „er opfere das Höhere dem Niederen;" vom Uneigennützigen, „er opfere das Niedere dem Höheren." — Was ist „Höheres und Niederes?" Doch wohl nicht etwas, das sich nach Dir richtet und wofür Du das Maass bist? Gälte etwas Dir und zwar Dir in diesem Augenblicke — denn nur im Augenblicke bist Du Du, nur als Augenblicklicher bist Du wirklich; als „allgemeines Du" wärest Du vielmehr in jedem Augenblick ein „Anderer" — gälte also etwas Dir in diesem Augenblicke „höher" als etwas Anderes, so würdest Du's nicht dem Letzteren opfern; vielmehr opferst Du in jedem Augenblicke nur das, was Dir in eben diesem Augenblicke als „Niederes" oder als minder wichtig gilt. Soll hiernach das Feuerbachsche „Höhere" einen Sinn haben, so muss es ein von Dir, dem Augenblicklichen, getrenntes und freies Höheres, es muss ein absolut Höheres sein. Ein absolut Höheres ist ein solches, bei welchem Du nicht erst befragt wirst, ob es Dir das Höhere sei, welches vielmehr trotz Dir das Höhere ist. So allein kann von einem Höheren und einem „höheren Genusse," welcher „geopfert werde," die Rede sein. Ein solch Höheres ist im Feuerbachschen Beispiele der Genuss der Geliebten gegen den Genuss der Hetäre, oder die Geliebte gegen die Hetäre: jene ist das Hohe, diese das Niedere. Dass Dir vielleicht die Hetäre der höhere Genuss ist, dass Dir es in diesem Augenblicke der einzige Genuss ist, den Du begehrst: — was kümmert das grosse und edle Herzen,

wie Feuerbach, die nur an der „Geliebten" Gefallen finden und nach dem Maassstabe ihres reinen Herzens decretiren, dass die Geliebte das „Höhere" sein müsse! Nur wer an einer Geliebten, nicht wer an einer Hetäre hängt, „befriedigt sein volles, ganzes Wesen." Und worin besteht diess volle, ganze Wesen? Eben nicht in Deinem augenblicklichen Wesen, nicht in dem, was Du augenblicklich für ein Wesen bist, ja nicht einmal in dem, was Du überhaupt für ein Wesen bist, sondern im „menschlichen Wesen." Für das menschliche Wesen ist die Geliebte das Höhere. — Wer ist also in Feuerbachs Sinne der Egoist? Derjenige, der sich gegen „das Höhere," das absolut Höhere (d. h. das trotz Deinem entgegengesetzten Interesse Höhere), das Uninteressante versündigt, also der Egoist ist der — Sünder. Hierauf würde auch Szeligas Egoist hinausgekommen sein, wenn Szeliga den Ausdruck besser in seiner Gewalt hätte.

Am unzweideutigsten spricht erst Hess es aus, dass der Egoist der Sünder sei. Freilich gesteht hierdurch auch erst Hess vollständig und unbemäntelt ein, dass er nicht im entferntesten begriffen hat, worauf es in Stirners Buche ankommt. Läugnet etwa Stirner, dass der Egoist der Sünder und dass der „bewusste" Egoismus („bewusst" so, wie es Hess auffasst) das Sündenbewusstsein sei? Wenn der Europäer ein Crocodill tödtet, so handelt er als Egoist gegen das Crocodill, macht sich aber kein Gewissen daraus oder rechnet es sich nicht als „Sünde" an; hätte hingegen ein alter Aegypter, der das Crocodill für heilig hielt, dennoch eines aus Nothwehr erschlagen, so hätte er zwar als Egoist sich seiner Haut gewehrt, zugleich aber auch eine Sünde begangen: sein Egoismus wäre Sünde, — er, der Egoist, ein Sünder. — Hieraus dürfte es einleuchten, dass der Egoist gegenüber dem „Heiligen," gegenüber dem „Höheren," nothwendiger Weise ein Sünder ist; macht er gegen das Heilige seinen Egoismus geltend,

so ist das ohne Weiteres Sünde. Aber es ist anderseits auch nur so lange Sünde, als es am Heiligen gemessen wird, und nur derjenige Egoist schleppt sich mit dem „Sündenbewusstsein" herum, der zugleich von dem Heiligenbewusstsein besessen ist. Ein Europäer, der am Crocodill zum Mörder wird, ist sich seines Egoismus dabei gleichfalls bewusst oder handelt als bewusster Egoist; aber er bildet sich nicht ein, dass sein Egoismus Sünde sei und verlacht das Sündenbewusstsein des Aegypters.

Gegenüber dem „Heiligen" ist der Egoist mithin allezeit ein Sünder, am Heiligen kann er zu nichts anderem werden, als zum — Verbrecher. Das heilige Crocodill stempelt den egoistischen Menschen zum sündigen Menschen. Allein der Egoist kann den Sünder und die Sünde von sich abthun, wenn er das Heilige entheiligt, wie der Europäer das Crocodill ohne Sünde todtschlägt, weil Seine Heiligkeit, das Crocodill, für ihn ein Crocodill ohne Heiligkeit ist.

Hess sagt: „Die heutige Krämerwelt ist die vermittelte, ihrem Wesen entsprechende, bewusste und principielle Form des Egoismus." Diese heutige Welt voll Philanthropie, die im Princip mit dem Socialismus ganz einverstanden ist (man sehe z. B. im Gesellschaftsspiegel und im Westphälischen Dampfboot, wie die „Principien" der Socialisten ganz dasselbe sind, als die „Sonntagsgedanken" und Ideale aller guten Bürger oder Bourgeois) diese Welt, in der die Allermeisten sich durch Heiligkeiten um ihren Vortheil bringen lassen, und in der die Ideale von Bruderliebe, Menschenliebe, Recht, Gerechtigkeit, von „Füreinandersein" und Füreinanderthun u. s. f. nicht bloss von Mund zu Munde gehen, sondern schrecklicher, verderbenvoller Ernst sind — diese Welt, die nach wahrer Menschlichkeit schmachtet und bei Socialisten, Communisten, Menschenfreunden aller Art endlich die rechte Erlösung zu finden hofft, — diese Welt, in der die socialistischen

Bestrebungen nichts als der offenbare Sinn jeder „Krämerseele" sind und bei allen Wohldenkenden Anklang finden, — diese Welt, deren Princip das „Wohl aller Menschen", das „Wohl der Menschheit" ist, und die nur deshalb von diesem Wohle erst träumt, weil sie noch nicht weiss, wie sie's herstellen soll, und der socialistischen Verwirklichung ihrer Lieblingsidee noch nicht traut — diese gegen allen Egoismus heftig eifernde Welt verlästert Hess als eine „egoistische". Aber er hat gleich wohlRecht. Da diese Welt gegen den Teufel eifert, so sitzt er ihr im Nacken; nur hätte Hess den heiligen Socialismus mit zu dieser egoistischen und sündenbewussten Welt rechnen sollen.

Die freie Concurrenz wird von Hess die vollendete Form des Raubmordes und zugleich das vollendete Bewusstsein der gegenseitigen menschlichen Entfremdung (des „Egoismus") genannt. Da soll wieder der Egoismus die Schuld tragen. Warum entschied man sich denn für die Concurrenz? Weil sie für Alle und Jeden nützlich zu sein schien. Und warum wollen die Socialisten sie jetzt abschaffen? Weil sie den gehofften Nutzen nicht gewährt, weil die Meisten sich schlecht dabei stehen, weil Jeder seine Lage zu verbessern verlangt und weil zu diesem Zwecke die Aufhebung der Concurrenz räthlich erscheint.

Ist da der Egoismus das „Grundprincip" der Concurrenz, oder haben sich nicht im Gegentheil die Egoisten in ihr nur verrechnet? Müssen sie nicht gerade deshalb von ihr ablassen, weil sie ihren Egoismus nicht befriedigt?

Man führte die Concurrenz ein, weil man ein Heil für Alle darin sah, man einigte sich über sie, man versuchte es gemeinschaftlich mit ihr; sie, die Isolirung und Vereinzelung, ist selbst ein Product der Vereinigung, des Uebereinkommens, der gleichen Ueberzeugung, und man war durch sie nicht bloss vereinzelt, sondern zugleich verbunden. Sie war ein rechtlicher Zustand, das Recht

aber ein gemeinsames Band, ein Gesellschaftsverband. Man stimmt in der Concurrenz etwa so überein, wie alle Jäger bei einer Jagd für ihren Zweck und respective ihre Zwecke es zuträglich finden können, sich im Walde zu zerstreuen und „vereinzelt" zu jagen. Was nützlicher sei, darüber liess sich streiten. Jetzt freilich stellt es sich heraus — was übrigens nicht erst die Socialisten entdeckt haben — dass bei der Concurrenz nicht Jeder seinen Gewinn, seinen gewünschten „Privaterwerb", seinen Nutzen, sein eigentliches Interesse findet. Aber es stellt sich wieder nur durch egoistische oder interessirte Berechnung heraus.

Indess man hat sich nun einmal so seine Vorstellung vom Egoismus zurecht gemacht und denkt sich schlechtweg die „Isolirung" darunter. Was in aller Welt hat aber der Egoismus mit der Isolirtheit zu schaffen? Werde Ich (Ego) dadurch z. B. ein Egoist, dass Ich die Menschen fliehe? Ich isolire oder vereinsame Mich allerdings, aber egoistischer bin Ich dadurch nicht um ein Haar mehr, als Andere, die unter den Menschen bleiben und ihres Umgangs sich freuen. Isolire Ich Mich, so geschieht es, weil Ich in der Gesellschaft keinen Genuss mehr finde; bleibe ich aber unter den Menschen, so bleibe Ich, weil sie Mir noch Vieles bieten. Das Bleiben ist nicht weniger egoistisch, als die Vereinsamung.

In der Concurrenz steht freilich Jeder isolirt; wenn aber die Concurrenz einst fallen wird, weil man einsieht, dass Zusammenwirken nützlicher sei als Isolirtheit, wird dann in den Vereinen nicht gleichwohl Jeder Egoist sein, und seinen Nutzen wollen? Man erwidert, man wolle ihn aber auf Kosten Anderer. Ja, zunächst aber nur darum nicht auf Kosten Anderer, weil die Andern keine solchen Narren mehr sein wollen, ihn auf ihre Kosten leben zu lassen.

Doch „ein Egoist ist, wer nur sich allein bedenkt!" — Das wäre ein Mensch, der all die Freuden nicht kennt

und schmeckt, die aus der Theilnahme an Andern, d. h. daraus entspringen, dass man auch Andere „bedenkt", ein Mensch, der unzählige Genüsse entbehrte, also eine — arme Natur. Weshalb aber soll dieser Verlassene und Isolirte im Vergleich mit reichern Naturen ein Egoist sein? Wir könnten Uns freilich längst daran gewöhnt haben, dass die Armuth für eine Schande, ja für ein Verbrechen gilt, und die heiligen Socialisten haben es schlagend nachgewiesen, dass der Arme als Verbrecher behandelt wird. Die heiligen Socialisten machen es aber mit denen, die in ihren Augen verächtliche Arme sind, gerade so wie die Bourgeois es mit ihren Armen machen.

Warum soll aber, wer um ein Interesse ärmer ist, „egoistischer" heissen, als wer das Interesse hat? Ist die Auster egoistischer als der Hund, der Mohr egoistischer als der Deutsche, der arme verachtete Trödeljude egoistischer als der begeisterte Socialist, der Vandale, welcher Kunstwerke zerstört, für die er keinen Sinn hat, egoistischer, als der Kunstkenner, der dieselben Kunstwerke mit grösster Sorgfalt und Liebe pflegt, weil er Sinn und Interesse dafür hat? Und wenn nun Einer — Wir lassen es dahingestellt, ob so Einer nachweisbar ist — kein „menschliches" Interesse an den Menschen fände, wenn er sie als Menschen nicht zu schätzen wüsste, wäre er da nicht ein um ein Interesse ärmerer Egoist, statt, wie die Feinde des Egoismus sagen, ein Ausbund von Egoist zu sein? Wer einen Menschen liebt, ist um diese Liebe reicher, als ein Anderer, der keinen liebt; aber ein Gegensatz von Egoismus und Nicht-Egoismus ist darin keineswegs vorhanden, da beide nur ihrem Interesse folgen.

Allein es soll Jeder Interesse für die Menschen, Liebe zu den Menschen haben!

Nun, seht zu, wie weit Ihr mit diesem Soll, mit diesem Liebesgebote kommt. Seit zwei Jahrtausenden wird es den Menschen zu Herzen geführt, und gleichwohl klagen

die Socialisten heute, dass unsere Proletarier liebloser behandelt werden, als die Sklaven der Alten, und gleichwohl erheben dieselben Socialisten noch einmal recht laut ihre Stimmen für dieses — Liebesgebot.

Wollt Ihr, dass die Menschen ein Interesse an Euch nehmen, so zwingt ihnen eins ab und bleibt nicht uninteressante Heilige, die ihr heiliges Menschenthum, wie einen heiligen Rock, hinhalten und bettlermässig rufen: „Respect vor unserer Menschheit, die heilig ist!"

Der Egoismus, wie ihn Stirner geltend macht, ist kein Gegensatz zur Liebe, kein Gegensatz zum Denken, kein Feind eines süssen Liebeslebens, kein Feind der Hingebung und Aufopferung, kein Feind der innigsten Herzlichkeit, aber auch kein Feind der Kritik, kein Feind des Socialismus, kurz, kein Feind eines wirklichen Interesses: er schliesst kein Interesse aus. Nur gegen die Uninteressirtheit und das Uninteressante ist er gerichtet: nicht gegen die Liebe, sondern gegen die heilige Liebe, nicht gegen das Denken, sondern gegen das heilige Denken, nicht gegen die Socialisten, sondern gegen die heiligen Socialisten u. s. w.

Die „Ausschliesslichkeit" des Egoisten, die man für „Isolirtheit, Vereinzelung, Vereinsamung" ausgeben möchte, ist im Gegentheil volle Betheiligung am Interessanten durch — Ausschliessung des Uninteressanten.

Den grössten Abschnitt des Stirnerschen Buches, den Abschnitt „Mein Verkehr", den Weltverkehr und Verein von Egoisten, hat man Stirner nicht zu Gute kommen lassen mögen.

Was die Besonderheit der genannten drei Gegner betrifft, so wäre es eine langweilige Arbeit, sich bei allen schiefen Stellen aufhalten zu wollen. Es kann aber eben so wenig für dieses Mal meine Absicht sein, auf diejenigen Principien näher einzugehen, welche die Gegner vertreten

oder vertreten möchten, nämlich auf die Feuerbachsche Philosophie, auf die reine Kritik und auf den Socialismus. Jedes derselben verdient eine eigene Abhandlung, zu der sich wohl eine andere Gelegenheit finden wird. Daher nur einiges Einzelne.

Szeliga.

Szeliga fängt gleich an: „Die reine Kritik hat gezeigt u. s. w.", als hätte Stirner von diesem „Subjecte" nicht gesprochen (z. B. Einz. S. 469). Auf den beiden ersten Seiten giebt sich Szeliga als den „Kritiker zu erkennen, welchen die Kritik veranlasst, sich als Eins mit dem zu betrachtenden Gegenstande zu setzen, ihn als Geist vom Geiste geboren anzuerkennen, sich in das Innere des zu bekämpfenden Wesens hinein zu begeben" u. s. w. Ins Innere des Stirnerschen Buches wenigstens hat sich Szeliga, wie gezeigt, nicht hinein begeben, und so wollen Wir ihn hier auch nicht als den reinen Kritiker, sondern blos als Einen aus der Masse ansehen, der das Buch recensirt. Was Szeliga die Kritik thun lässt, das sehen Wir als von Szeliga gethan an, ohne zu beachten, ob die „Kritik" eben dasselbe thun würde, und so sagen Wir z. B. statt „die Kritik wird dem Lebenslauf des Einzigen folgen" —: „Szeliga wird . . . . folgen."

Wenn Szeliga einen seiner Gedanken ganz begriffsmässig durch das Wort „Affe" ausdrückt, so könnte es ja sein, dass die reine Kritik einen solchen Gedanken durch ein anderes Wort wiedergäbe, Worte sind doch gewiss weder der Kritik noch Szeliga gleichgültig, und es geschähe der Kritik Unrecht, wenn man ihr für ihren vielleicht anders schattirten Gedanken durchaus den Szeliga'schen Affen aufdrängen wollte; der Affe ist der wahre Gedankenausdruck nur für Szeliga's Gedanken.

Von Seite 24 bis 32 führt Szeliga express die Sache der reinen Kritik. Könnte aber die reine Kritik nicht diese

poetische Art, ihre Sache zu führen, ziemlich ungeschickt finden?

Wir nehmen seine Berufung auf die Muse Kritik, die ihn inspirirt oder „veranlasst" habe, nicht an und übergehen alles, was er zum Preise seiner Muse sagt, selbst die „neue That der Selbstvervollkommnung, zu welcher der Einzige (nämlich Stirner, den Szeliga, Feuerbach und Hess den „Einzigen" nennen!) ihr die Gelegenheit gegeben hat."

Wie Szeliga dem Lebenslaufe des Einzigen zu folgen weiss, das wird man sehen, wenn man z. B. Seite 6, erster Absatz seines Aufsatzes, mit dem Einz. S. 468—478 vergleicht. Der Stirnerschen „Gedankenlosigkeit" stellt Szeliga als einer Feigheit den „Muth des Denkens" entgegen. Warum „begiebt er sich denn nicht in das Innere dieses zu bekämpfenden Wesens", warum untersucht er nicht, ob jene Gedankenlosigkeit sich nicht vollkommen gut mit dem Muthe des Denkens vertrage? Er hätte es gerade an diesem Gegenstande versuchen sollen, „sich als Eins mit dem zu betrachtenden Gegenstande zu setzen." Wer wird sich aber mit einem so verächtlichen Gegenstande, wie die Gedankenlosigkeit ist, in Eins zu setzen Lust haben! Man braucht sie ja nur zu nennen, so spuckt gleich Jeder von selbst aus.

Stirner hatte von der reinen Kritik gesagt: „Vom Standpunkte des Gedankens aus giebt es keine Macht, die der ihrigen überlegen zu sein vermöchte, und es ist eine Lust, zu sehen, wie leicht und spielend dieser Drache alles andere Gedankengewürm verschlingt." Da es nun Szeliga so vorkommt, als wenn Stirner gleichfalls kritisirte, so meint er, „der Einzige locke (als Affe) den Drachen — die Kritik — herbei und stachle ihn an, das Gedankengewürm zu verschlingen — zunächst das der Freiheit und Uneigennützigkeit." Welche Kritik wendet Stirner denn an? Die reine Kritik doch wahrscheinlich nicht, da diese ja nach

Szeliga's eigenen Worten nur die „besondere" Freiheit im Namen der „wahren" Freiheit bekämpft, um sich „zur Idee der wahren, menschlichen Freiheit oder zu der Idee der Freiheit überhaupt erst fortzubilden." Was hat Stirners egoistische, also durchaus nicht „reine" Kritik, mit der „Idee der uneigennützigen, wahren, menschlichen Freiheit" zu schaffen, mit der Freiheit, welche keine fixe Idee ist, weil [ein scharfsinniges Weil!] sie sich nicht in den Staat oder die Gesellschaft oder einen Glauben oder sonst in welche Besonderheit es immer sei, festsetzt; sondern sich in jedem Menschen, in jedem Selbstbewusstsein anerkennt, an diesem und in diesem Jedem das Maass seiner Freiheit selbst überlässt, ihn aber auch zugleich nach diesem seinem eigenen Maasse misst?" [Die Idee der Freiheit, welche sich anerkennt, und jeden Menschen nach dem Maasse misst, in welchem er sie in sich aufgenommen hat! Gerade wie Gott sich anerkennt und die Menschen nach dem Maasse, wie sie ihn aufnehmen, — wobei er auch „Jedem das Maass seiner Freiheit selbst überlässt" — in Verstockte und Auserwählte scheidet.]

Wiederum soll „der Einzige den Drachen, die Kritik, gegen ein anderes Gedankengewürm: Recht und Gesetz, losgelassen haben." Aber wieder ist es ja nicht die reine, sondern die interessirte Kritik. Uebte Stirner die reine Kritik, so müsste er ja, wie Szeliga sich ausdrückt, „das Aufgeben des Privilegiums, des gewaltthätigen Rechtes, das Aufgeben des Egoismus fordern;" er müsste also das „wahre, menschliche" Recht gegen das „gewaltthätige" in den Kampf führen und die Menschen ermahnen, dass sie sich doch ja an das wahre Recht halten möchten. Stirner wendet die reine Kritik nirgends an, stachelt diesen Drachen auf nichts an, braucht sie nirgends und erreicht seine Resultate niemals durch „die fortschreitende Reinheit der Kritik." Sonst müsste er sich auch z. B. wie Szeliga einbilden, „dass die Liebe erst eine neue Schöpfung sein

muss, welche die Kritik heraufführen will.“ Solche Szeligasche Herrlichkeiten, wie „wahre Freiheit, Aufgeben des Egoismus, neue Schöpfung der Liebe“ schweben ihm gar nicht vor.

Ueber die Stellen, in denen Szeliga eigens die Sache der Kritik gegen Stirner führt, gehen Wir, wie gesagt, hinweg, obgleich fast jeder Satz angegriffen werden müsste. Eine besonders schöne Rolle spielen darin die „Arbeitsscheu, Faulheit, faules Wesen, Verwesung;“ dann aber wird von der „Wissenschaft des Menschen“ gesprochen, welche der Mensch aus dem Begriffe Mensch schaffen soll, und es heisst S. 32: „Der zu findende Mensch ist keine Kategorie mehr, darum auch nicht noch etwas Besonderes ausser den Menschen.“ Hätte Szeliga verstanden, dass der Einzige, weil die völlig inhaltslose Phrase oder Kategorie, darum keine Kategorie mehr ist, so hätte er ihn vielleicht als „den Namen dessen, was ihm noch namenlos ist,“ anerkannt. Aber es steht zu fürchten, er weiss nicht, was er damit sagt: „keine Kategorie mehr.“

Schliesslich besteht „die neue That der Selbstvervollkommnung, zu welcher der Einzige der reinen Kritik die Gelegenheit gegeben hat“ darin, dass „die Welt, welche der Einzige vollendet, sich in ihm und durch ihn das vollständigste Dementi gegeben hat, und dass die Kritik nur von ihr, dieser alten, zertrümmerten, zersetzten, verwesenden Welt Abschied nehmen kann.“ Eine artige Selbst-Vervollkommnung.

Feuerbach.

Ob Stirner Feuerbachs Wesen des Christenthums gelesen und verstanden hat, das könnte nur durch eine besondere Kritik desselben dargethan werden, die hier nicht geliefert werden soll. Wir beschränken Uns daher auf einiges Wenige.

Feuerbach glaubt in Stirners Sinne zu reden, wenn er sagt: „das ist ja eben ein Zeichen von der Religiosität,

von der Gebundenheit Feuerbachs, dass er noch in einen Gegenstand vernarrt ist, dass er noch Etwas will, Etwas liebt — ein Zeichen, dass er sich noch nicht zum absoluten Idealismus des Egoismus emporgeschwungen hat.“ Hat Feuerbach dabei auch nur etwa folgende Stellen betrachtet? Einz.: S. 381. „Der Sinn des Gesetzes der Liebe ist etwa der: Jeder Mensch muss ein Etwas haben, das ihm über sich geht.“ Dieses Etwas der heiligen Liebe ist der Spuk. S. 383. „Wer voll heiliger (religiöser, sittlicher, humaner) Liebe ist, der liebt nur den Spuk u. s. w.“ Ferner S. 383—395 — z. B. „Nicht als meine Empfindung ist die Liebe eine Besessenheit, sondern durch die Fremdheit des Gegenstandes — durch den absolut liebenswürdigen Gegenstand u. s. w.“ „Mein eigen ist meine Liebe erst, wenn sie durchaus in einem eigennützigen und egoistischen Interesse besteht, mithin der Gegenstand meiner Liebe wirklich mein Gegenstand oder mein Eigenthum ist.“ „Ich bleibe bei dem alten Klange der Liebe und liebe meinen Gegenstand,“ also mein „Etwas.“

Aus Stirners „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt“ macht Feuerbach „das Nichts“ und bringt dann heraus, dass der Egoist ein frommer Atheist sei. Das Nichts ist allerdings eine Definition Gottes. Feuerbach spielt hier mit einem Worte, mit welchem sich (Nordd. Bl. S. 33) Szeliga Feuerbachisch abmüht. Uebrigens heisst es im Wesen des Christenth. S. 31: „Ein wahrer Atheist ist nur der, welchem die Prädicate des göttlichen Wesens, wie z. B. die Liebe, die Weisheit, die Gerechtigkeit Nichts sind, aber nicht der, welchem nur das Subject dieser Prädicate nichts ist.“ Trifft das nicht bei Stirner ein, zumal wenn ihm nicht das Nichts für Nichts aufgebürdet wird?

Feuerbach fragt: „Wie lässt Feuerbach die (göttlichen) Prädicate bestehen?“ und antwortet: „Nicht so, wie sie Prädicate Gottes, nein, so wie sie Prädicate der Natur und Menschheit — natürliche, menschliche Eigenschaften sind.

Werden sie aus Gott in den Menschen versetzt, so verlieren sie eben den Character der Göttlichkeit.“ Stirner antwortet dagegen: Feuerbach lässt die Prädicate als Ideale bestehen: — als Wesensbestimmungen der Gattung, welche im individuellen Menschen nur „unvollkommen“ sind und erst „im Maasse der Gattung“ vollkommen werden, als „Wesensvollkommenheiten des vollkommenen Menschen,“ also als Ideale für den individuellen Menschen. Nicht als Göttlichkeiten lässt er sie bestehen, insofern er sie um ihr Subject, Gott, bringt, sondern als Menschlichkeiten, insofern er sie „aus Gott in den Menschen versetzt.“ Nun richtet sich Stirner gerade gegen den Menschen, und Feuerbach kommt hier ganz unbefangen wieder mit „dem Menschen“ an und meint, wenn die Prädicate nur „menschliche“ oder in den Menschen versetzt wären, würden sie gleich ganz „profan, gemein.“ Die menschlichen Prädicate sind aber um nichts gemeiner und profaner, als die göttlichen, und Feuerbach bleibt weit davon entfernt, ein „wahrer Atheist“ nach seiner eigenen obigen Beschreibung zu sein; er will es auch nicht sein.

„Die Grundillusion, sagt Feuerbach, ist Gott als Subject.“ Stirner hat aber gezeigt, dass die Grundillusion vielmehr der Gedanke der „Wesensvollkommenheiten“, und dass Feuerbach, der diess „Grundvorurtheil“ mit aller Macht vertritt, gerade darum ein wahrer Christ ist.

„Feuerbach zeigt, heisst es weiter, dass das Göttliche nicht Göttliches, Gott nicht Gott, sondern nur das, und zwar im höchsten Grade, sich selbst liebende, sich selbst bejahende und anerkennende menschliche Wesen ist.“ Wer ist aber dieses „menschliche Wesen?“ Stirner hat bewiesen, dass das menschliche Wesen eben jener Spuk ist, welcher auch der Mensch heisst, und dass Du, einziges Wesen, durch den Sparren dieses menschlichen Wesens um deine „Selbstbejahung,“ um Feuerbachisch zu reden, gebracht wirst. Der Streitpunkt, welchen

Stirner aufgenommen, wird also wiederum gänzlich umgangen.

„Das Thema, der Kern der Feuerbachschen Schrift sei, heisst es weiter, die Aufhebung der Spaltung in ein wesentliches und unwesentliches Ich — die Vergötterung d. h. die Position, die Anerkennung des ganzen Menschen vom Kopfe bis zur Ferse. Wird denn nicht ausdrücklich am Schlusse die Gottheit des Individuums als das aufgelöste Geheimniss der Religion ausgesprochen?" „Die einzige Schrift, in welcher das Schlagwort der neueren Zeit, die Persönlichkeit, die Individualität aufgehört hat, eine sinnlose Floskel zu sein, ist gerade das Wesen des Christenthums". Was aber „der ganze Mensch", was „das Individuum, die Persönlichkeit, die Individualität" sei, geht aus Folgendem hervor: „Das Individuum ist dem Feuerbach das absolute d. i. wahre, wirkliche Wesen. Warum sagt er aber nicht: dieses ausschliessliche Individum? Darum, weil er dann nicht wüsste, was er will — auf den Standpunkt, welchen er negirt, den Standpunkt der Religion zurücksinken würde." — Es ist also „der ganze Mensch" nicht „dieser Mensch," nicht der gemeine, verbrecherische, selbstsüchtige Mensch. Gewiss sänke Feuerbach auf den von ihm negirten Standpunkt der Religion zurück, wenn er von diesem ausschliesslichen Individuum aussagte, es sei „das absolute Wesen;" aber nicht desshalb, weil er von diesem Individuum etwas aussagte, sondern weil er von demselben etwas Religiöses („absolutes Wesen") aussagte oder sein religiöses Prädicat darauf anwendete, und weil er zweitens ein „Individuum" als „heilig, unverletzlich den übrigen Individuen gegenüberstellte." Gegen Stirner ist daher mit obigen Worten wieder gar nichts gesagt, da Stirner nichts von einem „heiligen, unverletzlichen Individuum" sagt, nichts von einem „ausschliesslichen, unvergleichlichen Individuum, welches Gott ist oder werden könnte;" es fällt ihm nicht ein, dem „Individuum"

zu bestreiten, dass es ein „Communist" sei. Zwar hat Stirner die Wörter „Individuum," „Einzelner," gelten lassen, weil er sie in dem Ausdruck „Einziger" ja doch zugleich untergehen liess; aber er that damit nur, was er in dem Abschnitt „Meine Macht" ausdrücklich bekennt, wenn er sagt S. 275: „Zum Schlusse muss Ich nun noch die halbe Ausdrucksweise zurücknehmen, von der Ich nur so lange Gebrauch machen wollte, als u. s. w."

Wenn gar Feuerbach gegen das Stirnersche: „Ich bin mehr als Mensch" — die Frage aufwirft: „Bist Du aber auch mehr als Mann?" so muss man in der That diese ganze männliche Stelle abschreiben. Er fährt nämlich fort: „Ist dein Wesen oder vielmehr — denn das Wort: Wesen verschmäht der Egoist, ob es gleich dasselbe sagt — [Vielmehr reinigt es Stirner nur von der Doppelzüngigkeit, die es z. B. bei Feuerbach hat, bei dem es scheint als spräche er wirklich von Dir und Mir, wenn er von unserem Wesen spricht, während er doch von einem ganz untergeordneten, nämlich vom menschlichen Wesen redet, das er dadurch zu einem übergeordneten und erhabenen macht. Statt Dich — Wesen, Dich, der Du ein Wesen bist, vor Augen zu haben, macht er sich vielmehr mit dem Menschen als „Deinem Wesen" zu schaffen und thut dabei stets, als habe er Dich vor Augen. Stirner wendet das Wort „Wesen" z. B. S. 56 an, wenn er sagt: „Du selbst mit deinem Wesen bist Mir werth, denn dein Wesen ist kein höheres, ist nicht höher und allgemeiner als Du, ist einzig wie Du selber, weil Du es bist"] — dein Ich nicht ein männliches? Kannst Du die Männlichkeit absondern selbst von dem, was man Geist nennt? Ist nicht dein Hirn, das heiligste, höchstgestellte Eingeweide des Leibes, ein männlich bestimmtes? Sind deine Gefühle, deine Gedanken unmännlich? Bist Du aber ein thierisches Männchen, ein Hund, ein Affe, ein Hengst? Was anders ist also dein einziges, unvergleichliches, dein folglich geschlechtsloses

Ich als ein unverdauter Rest des alten christlichen Supranaturalismus?"

Hätte Stirner gesagt: Du bist mehr als lebendiges Wesen oder *animal*, so hiesse das doch, Du bist zugleich *animal*, wirst aber durch die Animalität nicht erschöpft. Ebenso sagt er nun: Du bist mehr als Mensch, daher bist Du auch Mensch; Du bist mehr als Mann, aber auch Mann: die Menschlichkeit und die Männlichkeit drücken Dich nur nicht erschöpfend aus, und es kann Dir daher alles, was man als „wahre Menschlichkeit" oder „wahre Männlichkeit" Dir vorhält, gleichgültig sein. Mit diesen prätentiösen Aufgaben hast Du Dich aber von jeher martern lassen und selbst gemartert: mit ihnen denken die heiligen Leute Dich heute noch zu fangen. Feuerbach ist zwar kein „thierisches Männchen," aber ist er auch nicht mehr als ein menschlicher Mann? Hat er sein Wesen des Christenthums als Mann geschrieben, und brauchte er nichts mehr, als Mann, zu sein, um diess Buch zu schreiben? War nicht im Gegentheil der einzige Feuerbach dazu nöthig, und hätte selbst ein anderer Feuerbach, z. B. Friedrich — doch auch ein Mann — die Sache prästiren können? Da er dieser einzige Feuerbach ist so ist er ohnehin zugleich ein Mann, ein Mensch, ein lebendiges Wesen, ein Franke u. dergl.; aber er ist mehr als alles das, da diese Prädicate erst durch seine Einzigkeit Realität haben: er ist ein einziger Mann, ein einziger Mensch u.s. w., ja er ist ein unvergleichlicher Mann, ein unvergleichlicher Mensch.

Was will also Feuerbach mit seinem „folglich geschlechtslosen Ich?" Ist Feuerbach, wenn er mehr als Mann ist, „folglich" geschlechtslos? Feuerbach's heiligstes, höchstgestelltes Eingeweide ist ohne Zweifel ein männliches, ein männlich bestimmtes, wie es unter Andern auch ein kaukasisches, ein deutsches u. dergl. ist; aber alles diess ist es nur dadurch, dass es ein einziges, ein einzig

bestimmtes, ist, ein Eingeweide oder Hirn, wie es in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male vorkommt, so voll die Welt auch von „Eingeweide," Eingeweide als solchem oder absolutem Eingeweide, vorgestellt werden mag.

Und dieser einzige Feuerbach sollte „ein unverdaueter Rest des alten christlichen Supranaturalismus" sein?

Hiernach ist auch wohl klar, dass Stirner nicht „sein Ich, wie Feuerbach meint, in Gedanken von seinem sinnlichen, männlichen Wesen absondert," wie auch die auf Seite 200 der Vierteljahreschrift gegebene Widerlegung wegfallen würde, wenn Feuerbach sich den Einzigen nicht verkehrter Weise als individualitätslos vorstellte, wie er ihn eben als „geschlechtslos" schilderte.

„Die Gattung realisiren heisst eine Anlage, eine Fähigkeit, eine Bestimmung überhaupt der menschlichen Natur verwirklichen." — Vielmehr ist die Gattung bereits durch diese Anlage realisirt; was Du hingegen aus dieser Anlage machst, das ist eine Realisation Deiner. Deine Hand ist vollkommen realisirt im Sinne der Gattung, sonst wäre sie nicht Hand, sondern etwa Tatze; wenn Du aber deine Hand ausbildest, so vervollkommnest Du sie nicht im Sinne der Gattung, realisirst nicht die Gattung, die bereits dadurch real und vollkommen ist, dass deine Hand vollkommen dasjenige ist, was die Gattung oder der Gattungsbegriff „Hand" besagt, also vollkommen Hand ist, — sondern Du machst aus ihr das, was und wie Du sie haben willst und machen kannst, bildest deinen Willen und deine Kraft in sie hinein, machst die Gattungshand zu einer einzigen, eigenen und eigenthümlichen Hand.

„Gut ist, was dem Menschen gemäss ist, entspricht; schlecht, verwerflich, was ihm widerspricht. Heilig sind also die ethischen Verhältnisse, wie z. B. die Ehe, nicht um ihrer selbst willen, heilig nur um des Menschen willen, heilig nur, weil sie Verhältnisse des Menschen zum Menschen — also Selbstbejahungen, Selbstbefriedigungen des

menschlichen Wesens sind.“ Wenn nun aber Einer solch ein Unmensch wäre, diese ethischen Verhältnisse nicht als ihm gemäss anzusehen? Feuerbach wird ihm beweisen, dass sie dem Menschen, dem „wirklichen, sinnlichen, individuellen, menschlichen Wesen“ gemäss sind, und folglich auch ihm gemäss sein müssen. Dieser Beweis ist so gründlich und praktisch, dass er schon seit Jahrtausenden die Gefängnisse mit „Unmenschen“, d. h. mit Leuten, die nicht sich gemäss finden wollten, was doch dem „menschlichen Wesen“ so gemäss ist, bevölkert hat.

Feuerbach ist allerdings nicht Materialist (Stirner sagt das auch nicht, sondern spricht nur von seinem mit dem Eigenthum des Idealismus bekleideten Materialismus); er ist nicht Materialist, denn er bildet sich zwar ein, er spräche vom wirklichen Menschen, aber er spricht nicht davon. Er ist auch nicht Idealist, denn er spricht zwar stets von dem Wesen des Menschen, einer Idee, aber er bildet sich doch ein, vom „sinnlichen menschlichen Wesen“ zu sprechen. Er behauptet, weder Idealist, noch Materialist zu sein, und es wird ihm hiermit zugegeben. Aber es wird ihm auch zugegeben, was er selbst sein will und wofür er sich am Schlusse ausgiebt: „er ist „Gemeinmensch, Communist“. Stirner hat ihn auch schon so angesehen, z. B. S. 413.

Um den Punkt, auf welchen es allein angekommen wäre, nämlich um die Behauptung Stirners, dass das Wesen des Menschen nicht Feuerbachs oder Stirners oder irgend eines Menschen Wesen ist, so wenig als die Karten das Wesen eines Kartenhauses sind, um diesen Punkt geht Feuerbach herum, ja er ahnt ihn nicht einmal. Er bleibt bei seinen Kategorieen von Gattung und Individuum, Ich und Du, Mensch und menschlichem Wesen in völliger Ungestörtheit stehen.

Hess.

Hess hat die „geschichtliche Entwicklung der deutschen Philosophie" hinter sich, in der Broschüre „die letzten Philosophen" aber „die vom Leben abgezogene Entwicklung der „Philosophen" Feuerbach, Br. Bauer und Stirner" vor sich und weiss durch seine eigene nicht vom Leben abgezogene Entwicklung genau, dass jene „in diesen Unsinn auslaufen musste". Ist aber eine vom Leben abgezogene Entwicklung nicht ein „Unsinn", und ist nicht eine vom Leben nicht abgezogene Entwicklung gleichfalls ein „Unsinn"? Doch nein, sie hat Sinn, denn sie schmeichelt dem Sinne des grossen Haufens, der unter einem Philosophen sich stets einen Menschen denkt, welcher vom Leben nichts versteht.

Hess fängt folgendermaassen an: „Es fällt keinem Menschen zu behaupten ein, dass der Astronom das Sonnensystem sei, welches er erkannt hat. Der einzelne Mensch aber, der die Natur und Geschichte erkannt hat, soll, nach unsern letzten deutschen Philosophen, die Gattung, das All sein." Wie aber, wenn letzteres auch keinem Menschen einfiele? Wer hat denn gesagt, dass der einzelne Mensch darum die Gattung sei, weil er Natur und Geschichte „erkannt" hat? Hess hat es gesagt, weiter keiner. Er führt dafür auch von Stirner eine Belegstelle an, nämlich diese: „Wie der Einzelne die ganze Natur, so ist er auch die ganze Gattung." Sagt Stirner etwa, der Einzelne müsse erst erkannt haben, um die ganze Gattung zu sein? Vielmehr ist Hess, dieser Einzelne, wirklich die ganze Gattung „Mensch", und kann mit Haut und Haaren als Gewährsmann für den Stirnerschen Ausspruch dienen. Was wäre denn Hess, wenn er nicht einmal vollkommen Mensch wäre, was wäre er, wenn ihm auch nur das Geringste am Menschsein fehlte? Alles andere, nur eben kein Mensch; — er könnte ein Engel, ein Thier oder ein menschähnliches Bild

sein, aber ein Mensch kann er nur dann sein, wenn er vollkommener Mensch ist. Der Mensch kann nicht vollkommener sein, als Hess ist; es giebt keinen vollkommeneren Menschen, als — Hess: Hess ist der vollkommene, ja, wenn man einen Superlativ gerne hört, der vollkommenste Mensch. In Hess ist alles, alles — was zum Menschen gehört; dem Hess fehlt auch nicht ein Titelchen von dem, was den Menschen zum Menschen macht. Freilich ist das auch derselbe Fall mit jeder Gans, jedem Hunde, jedem Pferde.

So gäbe es keinen vollkommeneren Menschen, als Hess? Als Menschen — keinen. Als Mensch ist Hess so vollkommen, wie — jeder Mensch, und die Gattung Mensch enthält nichts, was Hess nicht auch enthielte: er trägt sie ganz mit sich herum.

Ein ganz anderer Umstand ist der, dass Hess nicht bloss Mensch, sondern ein ganz einziger Mensch ist. Diese Einzigkeit kommt jedoch dem Menschen niemals zu Gute, da der Mensch nicht vollkommener werden kann, als er ist. — Wir wollen inzwischen hier keine weitere Ausführung geben, da Obiges genügt, zu zeigen, wie schlagend Hess bloss durch ein „erkanntes Sonnensystem" den Stirner des „Unsinns" überführen kann. Auf eine noch anschaulichere Weise deckt er Stirners „Unsinn" auf Seite 11 seiner Broschüre auf, und ruft dann gesättigt aus: „Das ist die Logik der neuen Weisheit!"

Die Exposition über die Entwicklung des Christenthums, welche Hess giebt, sind als socialistische Geschichtsanschauungen hier nicht von Belang; seine Charakteristik Feuerbachs und Br. Bauers ist ganz so, wie sie Einer liefern muss, der „die Philosophie bei Seite liegen lässt."

Vom Socialismus sagt er, „er mache mit der Verwirklichung und Negation der Philosophie Ernst, er spreche nicht bloss aus, dass, sondern wie die Philosophie als blosse Lehre zu negiren und im gesellschaftlichen Leben zu ver-

wirklichen sei.“ Er hätte hinzusetzen können, der Socialismus wolle nicht bloss die Philosophie, sondern auch die Religion und das Christenthum „verwirklichen“. Nichts leichter als das, wenn man, wie Hess, das Leben, namentlich das Elend des Lebens kennt. Der Fabrikant Hardy im Ewigen Juden ist, als er im Elende steckt, den Jesuitenlehren ganz zugänglich, besonders in dem Augenblicke, als er von dem „menschlichen“ Priester Gabriel ganz dieselben Lehren, nur in „menschlicher“ und einschmeichelnder Form, sich hat vorsagen lassen. Diese Gabriels sind verderblicher, als die Rodins.

Aus Stirners Buche führt Hess eine Stelle, Seite 341, an, und folgert aus ihr, dass jener nichts gegen den „bestehenden praktischen Egoismus einzuwenden habe, als dass ihm das Bewusstsein des Egoismus fehle“. Aber Stirner spricht gar nicht davon, dass, wie Hess ihn reden lässt, „der ganze Fehler der bisherigen Egoisten nur darin bestehe, dass sie kein Bewusstsein von ihrem Egoismus hätten“. In der citirten Stelle sagt Stirner: „Wenn nur das Bewusstsein darüber vorhanden ist“. Worüber? Nicht über den Egoismus, sondern darüber, dass das Zugreifen keine Sünde ist. Und nachdem nun Hess Stirners Worte verdreht hat, widmet er seinen ganzen zweiten Abschnitt dem Kampfe gegen den „bewussten Egoismus“. Stirner sagt mitten in der von Hess angeführten Stelle: „Wissen soll man's eben, dass jenes Verfahren des Zugreifens nicht verächtlich sei, sondern die reine That des mit sich einigen Egoisten bekunde“. Diess lässt Hess aus, weil er von dem mit sich einigen Egoisten nichts weiter versteht, als was Marx über den Krämer und die allgemeinen Menschenrechte (z. B. in den deutsch-französischen Jahrbüchern) früher ausgesprochen hat; er wiederholt das, ohne jedoch im mindesten die scharfsinnige Gewandtheit seines Vorgängers zu erreichen. — Stirners „bewusster Egoist“ haftet nicht bloss nicht am Sündenbewusst-

sein, sondern auch nicht am Rechtsbewusstsein, nicht am Bewusstsein der allgemeinen Menschenrechte.

Hess fertigt den Stirner auf folgende Weise ab: „Nein, du altkluges Kind, ich schaffe und liebe keineswegs, um zu geniessen, sondern liebe aus Liebe, schaffe aus Schöpferlust, aus Lebenstrieb, aus unmittelbarem Naturtrieb. Wenn ich liebe, um zu geniessen, dann liebe ich nicht nur nicht, dann geniesse ich auch nicht u. s. w.“ Bestreitet ihm aber Stirner irgendwo dergleichen Trivialitäten? Schiebt Hess ihm nicht vielmehr einen „Unsinn“ unter, um ihn ein altkluges Kind nennen zu können? „Altkluges Kind“ nämlich ist das Schlussurtheil, zu welchem es Hess bringt und welches er auch am Ende wiederholt. Durch dergleichen Schlussurtheile gelangt er dahin, „die geschichtliche Entwicklung der deutschen Philosophie hinter sich zu haben.“

Hess lässt (S. 14) „die Gattung auseinanderfallen in Individuen, Familien, Stämme, Völker, Racen“. Dieses Auseinanderfallen, sagt er, „diese Entfremdung ist die erste Existenzform der Gattung. Um zur Existenz zu kommen, muss die Gattung sich individualisiren.“ Woher nur Hess alles das weiss, was die Gattung „muss“. „Existenzform der Gattung, Entfremdung der Gattung, Sichindividualisiren der Gattung“, das holt er sich alles aus der Philosophie hinter ihm und begeht noch obenein seinen beliebten „Raubmord“ daran, indem er es z. B. Feuerbach „raubt“ und zugleich Alles, was daran wirklich Philosophie ist, „mordet“. Er hätte gerade aus Stirner lernen können, dass die pomphafte Redensart von der „Entfremdung der Gattung“ ein „Unsinn“ ist; aber wo hätte er die Waffen gegen Stirner hernehmen sollen, wenn nicht aus der Philosophie hinter ihm, natürlich mittelst eines socialistischen Raubmordes —?

Seinen zweiten Abschnitt schliesst Hess mit dem Fund, dass „das Ideal Stirners die bürgerliche Gesellschaft ist,

welche den Staat zu sich nimmt". Hegel hat gezeigt, dass der Egoismus in der bürgerlichen Gesellschaft zu Hause sei. Wer nun die Hegelsche Philosophie hinter sich hat, der weiss auch aus dieser Philosophie hinter ihm, dass Einer, der den Egoismus „empfiehlt", an der bürgerlichen Gesellschaft sein Ideal hat. Es wird sich später einmal eine Veranlassung darbieten, über die bürgerliche Gesellschaft ausführlich zu sprechen; dann wird sich zeigen, dass sie eben so wenig die Stätte des Egoismus ist, als etwa die Familie die der Uneigennützigkeit. Ihr Sinn ist vielmehr das Geschäftsleben, ein Leben, welches sowohl von Heiligen und auf eine heilige Weise betrieben werden kann — wie es heute durchweg geschieht —, als auch von Egoisten und auf egoistische Weise — wie es heute nur von Wenigen und verdeckt geschieht. Dem Stirner liegt die bürgerliche Gesellschaft ganz und gar nicht am Herzen, und er gedenkt sie keinesweges so auszudehnen, dass sie Staat und Familie verschlinge. So etwas konnte Hess nur darum in ihm argwöhnen, weil er mit Hegelschen Kategorien an ihn trat.

Eine besondere gewinnreiche und einträgliche Wendung hat der uneigennützige Hess sich angewöhnt, indem er zu wiederholten Malen merken lässt, dass die armen Berliner sich ihre Weisheit vom Rheine, respective von Hess und den dortigen Socialisten, auch wohl aus Frankreich holen, leider aber aus Dummheit die schönen Sachen verderben. So sagt er z. B.: „Man hat in der jüngsten Zeit bei uns soviel vom leibhaftigen Individuum, vom wirklichen Menschen, von der Verwirklichung der Idee gesprochen, dass man sich nicht darüber wundern darf, wenn die Kunde davon auch nach Berlin gedrungen ist und da philosophische Köpfe aus ihrer Seligkeit aufgerüttelt hat. Aber die philosophischen Köpfe haben die Sache philosophisch verstanden." — Diess mussten Wir erwähnen, um, so viel an Uns ist, einen wohlverdienten Ruhm ge-

bührend zu verbreiten; Wir setzten noch hinzu, dass auch schon in der Rheinischen Zeitung, obwohl nicht „in jüngster Zeit", viel vom wirklichen Menschen und dergl. „gesprochen" wurde, und zwar lediglich vom rheinischen Correspondenten.

Gleich darauf „will Hess es dem Philosophen begreiflich machen, was er unter dem wirklichen lebendigen Menschen versteht". Indem er's begreiflich machen will, spricht er's aus, dass sein wirklicher Mensch ein Begriff ist, also kein wirklicher Mensch. Hess selbst ist zwar ein wirklicher Mensch, aber was Hess unter dem wirklichen Menschen versteht, das wollen Wir ihm schenken, da ja am Rheine („bei uns") genug davon gesprochen wird.

Stirner sagt: „Wenn Du das Heilige verzehrst, dann hast Du's zum Eigenthum gemacht! Verdaue die Hostie und Du bist sie los!" Hess erwidert: „Als ob wir nicht längst unser heiliges Eigenthum verzehrten!" Ja, Wir verzehrten das Eigenthum als ein heiliges, ein heiliges Eigenthum; aber Wir verzehrten die Heiligkeit daran nicht. Stirner sagt: „Wenn Du das Heilige verzehrst (Hess nimmt's einmal nicht so genau und lässt ihn statt „das Heilige" sagen „heiliges Eigenthum"), dann hast Du's zum Eigenthum gemacht" d. h. dann ist es Dir ein Etwas (z. B. Dreck), das Du wegwerfen kannst.

„Vernunft und Liebe sind überhaupt ohne Realität" lässt Hess den Stirner sagen. Spricht dieser aber nicht von meiner Vernunft, meiner Liebe? In Mir sind sie real, haben sie „Realität".

„Wir dürfen unser Wesen, unsere Eigenschaften nicht von Innen heraus entwickeln" soll Stirner sagen. Dein Wesen darfst Du schon entwickeln, aber „unser Wesen", das „menschliche Wesen", das ist ein ander Ding, von welchem der ganze erste Theil des Buches handelt. Gleichwohl macht Hess wieder zwischen deinem Wesen und un-

serem Wesen keinen Unterschied, und thut's darin dem Feuerbach nach.

Es wird Stirner vorgeworfen, er kenne vom Socialismus nur die Anfänge, und diese „nur vom Hörensagen, sonst müsste er z. B. wissen, dass der auf dem Boden der Politik stehende Communismus selbst schon in die beiden Gegensätze des Egoismus (interêt personel) und des Humanismus (dévouement) längst aus einander gegangen ist." Dieser für Hess, der vom Socialismus vielleicht tausend Dinge mehr weiss als Stirner, wenngleich letzterer den Socialismus besser durchschaut hat, wichtige Gegensatz war für Stirner ein untergeordneter und hätte ihm nur bedeutungsvoll scheinen können, wenn er über den Egoismus so unklar dachte, wie Hess durchweg.

Dass Stirner übrigens „von der Gesellschaft nichts weiss", versteht sich für alle Socialisten und Communisten von selbst und braucht von Hess nicht erst bewiesen zu werden. Hätte Stirner von ihr gewusst, wie hätte er's dann wagen können, gegen Ihre Heiligkeit zu schreiben, und obenein so ausführlich und rücksichtslos zu schreiben!

Wie richtig ferner Hess urtheilt und wie wenig er nöthig hatte, folgendes Urtheil: „Stirners Opposition gegen den Staat ist ganz gewöhnliche Opposition der freisinnigen Bourgeois, welche es ebenfalls dem Staate in die Schuhe schieben, wenn das Volk verarmt und verhungert" — zu rechtfertigen, sieht unstreitig Jeder augenblicklich ein, der Stirners Buch nicht gelesen hat.

Stirner wird von Hess folgendermassen apostrophirt: „Einziger, Du bist gross, originell, genial! Aber ich hätte Deinen „Verein von Egoisten" gerne, wenn auch nur auf dem Papiere, gesehen. Da mir diess nicht vergönnt ist, erlaube ich mir, den eigentlichen Gedanken deines Vereines von Egoisten zu characterisiren". Er will den „Gedanken" dieses Vereines characterisiren, ja er characterisirt ihn, indem er apodictisch sagt, es sei „der Gedanke,

die roheste Form des Egoismus, die Wildheit, jetzt ins Leben einführen zu wollen". Da es ihm um den „Gedanken" dieses Vereins zu thun ist, so erklärt sich's auch, dass er ihn auf dem Papiere sehen möchte. Wie er im Einzigen nichts als einen Gedanken, eine Kategorie, sieht, so musste ihm jener Verein, in welchem ja gerade der Einzige Lebenspunkt ist, natürlich auch zu einem Gedanken werden. Wie, wenn man nun Hess seine eigenen Worte wiederholte: „Man hat in jüngster Zeit bei uns vom Einzigen gesprochen, und die Kunde davon ist auch nach Köln gedrungen; aber der philosophische Kopf in Köln hat die Sache philosophisch verstanden", hat sich einen „Gedanken" daraus präparirt?

Er fährt aber fort und beweist, dass „unsere ganze bisherige Geschichte nichts war, als die Geschichte von egoistischen Vereinen, deren Früchte — die antike Sklaverei, die romantische Leibeigenschaft und die moderne, principielle, universelle Leibeigenschaft — uns Allen bekannt sind." Zunächst setzt Hess hier — wozu braucht er's auch so genau zu nehmen! — „egoistischer Verein" statt des Stirnerschen Ausdrucks „Verein von Egoisten". Seine Leser, die er überzeugen will — man sieht ja aus seiner Vorrede, was für Leute er zu überzeugen hat, nämlich Männer, welche Werke, wie die Br. Bauer'schen, von einem „Anstiften der Reaction" ableiten, also ungemein pfiffige und politische Köpfe — diese Leser finden es gewiss auf der Stelle richtig und unzweifelhaft, dass das lauter „egoistische Vereine" waren. — Ist aber ein Verein, in welchem sich die Meisten um ihre natürlichsten und offenbarsten Interessen prellen lassen, ein Verein von Egoisten? Haben sich da „Egoisten" vereint, wo Einer des Andern Sklave oder Leibeigener ist? Es sind zwar Egoisten in einer solchen Gesellschaft, und in sofern könnte sie mit einigem Anschein ein „egoistischer Verein" genannt werden; aber die Sklaven haben wahrlich nicht aus Egoismus diese Gesell-

schaft aufgesucht und sind vielmehr in ihrem egoistischen Herzen gegen diese schönen „Vereine", wie sie Hess nennt. — Gesellschaften, in welchen die Bedürfnisse der Einen auf Kosten der Andern befriedigt werden, in denen z. B. die Einen das Bedürfniss der Ruhe dadurch befriedigen können, dass die Andern bis zur Erschlaffung arbeiten müssen, oder ein Wohlleben dadurch führen, dass Andere kümmerlich leben, ja wohl gar verhungern; oder prassen, weil Andere so thöricht sind zu darben u. s. w. — die nennt Hess egoistische Vereine, ja identificirt, da er „von der geheimen Polizei seines kritischen Gewissens" frei ist, unbefangen und polizeiwidrig diese seine egoistischen Vereine mit dem Stirnerschen Verein von Egoisten. Stirner braucht wohl auch den Ausdruck „egoistischer Verein"; er ist aber erstlich durch „Verein von Egoisten" erklärt und zweitens richtig, während, was Hess so benannt, vielmehr eine religiöse Gesellschaft, eine durch Recht, Gesetz und alle Förmlichkeiten oder Ceremonien der Gerechtigkeit in heiligem Respect gehaltene Gemeinde ist.

Ein Anderes wäre es freilich, wenn Hess egoistische Vereine nicht auf dem Papiere, sondern im Leben sehen wollte. Faust befindet sich mitten in solchen Vereinen, als er ausruft: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein; — Göthe giebts hier sogar Schwarz auf Weiss. Sähe Hess das wirkliche Leben, worauf er doch so viel hält, aufmerksam an, so würde er Hunderte von solchen theils schnell vorübergehenden, theils dauernden egoistischen Vereinen vor Augen haben. Vielleicht laufen in diesem Augenblicke vor seinem Fenster Kinder zu einer Spielkameradschaft zusammen; er sehe sie an und er wird lustige egoistische Vereine erblicken. Vielleicht hat Hess einen Freund, eine Geliebte; dann kann er wissen, wie sich das Herz zum Herzen findet, wie ihrer zwei sich egoistisch vereinen, um an einander Genuss zu haben, und wie keiner dabei „zu kurz kommt." Vielleicht begegnet er ein Paar guten Be-

kannten auf der Strasse und wird aufgefordert, sie in ein Weinhaus zu begleiten; geht er etwa mit, um ihnen einen Liebesdienst zu erweisen, oder „vereint" er sich mit ihnen, weil er sich Genuss davon verspricht? Haben sie sich wegen der „Aufopferung" schönstens bei ihm zu bedanken, oder wissen sie's, dass sie zusammen auf ein Stündchen einen „egoistischen Verein" bildeten?

Freilich wird Hess es diesen trivialen Beispielen nicht ansehen, wie inhaltsschwer und wie himmelweit verschieden sie von den heiligen Gesellschaften, ja von der „brüderlichen, menschlichen Gesellschaft" der heiligen Socialisten sind.

Hess sagt von Stirner „er stehe fortwährend unter der geheimen Polizei seines kritischen Gewissens." Was ist damit weiter gesagt, als dass er, wenn er kritisirt, nicht ins Gelag hinein kritisiren, nicht faseln, sondern eben wirklich kritisiren will? Hess möchte dadurch aber zeigen, wie Recht er hat, dass er keinen eigentlichen Unterschied zwischen Stirner und Br. Bauer herausfinden kann. Wusste er aber überhaupt einen andern Unterschied zu finden, als den zwischen den heiligen Socialisten und den „selbstsüchtigen Krämern"? Und ist selbst dieser Unterschied mehr als ein pathetischer? Wozu braucht er also einen Unterschied zwischen Br. Bauer und Stirner zu suchen, da doch Kritik ohne Zweifel — Kritik ist? Wozu, möchte man fragen, braucht sich Hess überhaupt mit so wunderlichen Käuzen abzugeben, in denen er schwerlich jemals anders einen Sinn finden wird, als wenn er ihnen, wie er's in der Broschüre gethan hat, seinen Sinn unterschiebt, die also, wie er's im Vorworte sagt, auf einen „Unsinn auslaufen mussten", — wozu, da er doch ein so weites menschliches Feld menschlichsten Wirkens vor sich hat?

Zum Schlusse dürfte es nicht unpassend sein, die Recensenten an Feuerbachs Kritik des Antihegels Seite 4 zu erinnern.

ZWEITER ABSCHNITT

DIE PHILOSOPHISCHEN REACTIONAERE

ENTGEGNUNG

AUF

„DIE MODERNEN SOPHISTEN“

VON

KUNO FISCHER

1847

Kuno Fischer hatte seinen Aufsatz: „Moderne Sophisten", der sich in der Hauptsache gegen Stirner wendet, zunächst an die „Leipziger Revue" gegeben, die bald darauf einging. Er liess ihn in dem fünften Bande der „Epigonen" von Otto Wigand von 1848 auf Seite 277—316 wieder abdrucken, wo er ihn mit folgender Fussnote versah: „Diesen Aufsatz, der das Schicksal einer schiffbrüchigen Zeitschrift theilte, übergebe ich hier auf den Wunsch Herrn Otto Wigand's, ihres Herausgebers, den Epigonen. Ich lasse ihn unverändert abdrucken, um ihn so zu erhalten, wie man ihn angegriffen und ich ihn vertheidigt habe. Ich bin diese Rücksicht den Gegnern desselben schuldig, die ihn zu einem corpus delicti gemacht haben. Ohne diese Rücksicht würde ich denselben Stoff jetzt kürzer behandeln und werthlose Objecte nur dadurch beurtheilen, dass ich sie nicht beurtheilte. Ich beziehe diese Bemerkung namentlich auf die letzten Partien meiner Darstellung, in denen ein unberechtigtes Interesse an „Die Kleinen von den Meinen" verschwendet ist. Im Uebrigen sind die Missverständnisse, die vielleicht aus der Art meiner Auffassung entstehen können, in der Erwiderung auf die Polemik Herrn Edward's im letzten Bande der Epigonen berichtigt worden. Ich bitte den Leser, darauf Rücksicht zu nehmen".

Wie aus dieser Bemerkung ersichtlich war unterdessen eine Entgegnung erfolgt. Wir finden sie in dem vorhergehenden, vierten Bande der „Epigonen" von 1847 auf Seite 141—151 unter dem Titel: „Die philosophischen Reactionäre. Die modernen Sophisten von Kuno Fischer". Sie ist unterzeichnet mit dem Namen G. Edward. Ob sie aus Stirner's Feder stammt, kann mit voller Sicherheit

nicht behauptet werden, jedoch ist es mehr als wahrscheinlich. Kuno Fischer nimmt ohne Weiteres G. Edward für Stirner und dieser hat der Annahme nie widersprochen.

Die Antwort Fischer's schliesst sich unmittelbar an die Entgegnung an; unter dem Nebentitel: „Ein Apologet der Sophistik und ein «philosophischer Reactionär»" reicht sie noch bis Seite 165.

Von einer Wiedergabe der Arbeiten Kuno Fischer's musste um so mehr abgesehen werden, als die „Epigonen" noch erlangbar sind und der Verfasser ihren Abdruck wahrscheinlich garnicht gestattet hätte.

DIE PHILOSOPHISCHEN REAKTIONAERE

„DIE MODERNEN SOPHISTEN VON KUNO FISCHER"

Ein fruchtbarer Maler wurde in seinem Atelier von seiner Frau zum Mittagsmahl gerufen. Er antwortete: „Warte noch einen Augenblick; ich habe nur noch die zwölf Apostel in Lebensgrösse, einen Christus und eine Madonna zu malen." Diess ist auch die Weise des philosophischen Reactionärs Kuno Fischer — ich wählte diese Phrase, weil man ohne den Frack einer philosophischen Phrase nicht im Salon der Philosophie erscheinen darf — die mühsame Titanenarbeit der modernen Kritik, welche den philosophischen Himmel, den letzten Himmel unter den Himmeln, zu erstürmen hatte, fertigt er mit grossen Pinselstrichen ab. Einer wird nach dem Anderen construirt. Es ist eine Freude zuzusehen. Strauss, Feuerbach, Bruno Bauer, Stirner, die griechischen Sophisten, die Jesuiten, die Sophisten der Romantik, Alles wird mit derselben Schablone construirt.

Der Gute macht Jagd auf Sophisten, wie unsere Lichtfreunde und Deutschkatholiken auf Jesuiten. Hängt ihm einen Denkzettel an; schmäht ihn einen „Sophisten!" und jeder respektable Philosoph macht ein Kreuz vor ihm. Schon Hegel hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Wenige, was uns von den griechischen Sophisten übrig geblieben ist, zeige, wie weit überlegen sie dem griechischen Idealismus gewesen, dessen ganze Herrlichkeit uns in den Werken Plato's erhalten ist. Am Ende ist Hegel auch ein

„Sophist.“ Bringen Sie Ihre Schablone, Herr Kuno Fischer, mich gelüstet, Hegel einen „Sophisten“ zu nennen. Doch hören wir unsern gloriosen Sophistenjäger selbst. „Die Sophistik ist das Spiegelbild der Philosophie — ihre verkehrte Wahrheit.“ Also ganz dieselbe Wahrheit, nur in entgegengesetzter Stellung? Ei, auf die Stellung kommt es uns nicht an. Wir betrachten das Bild von oben und nennen es einen „Sophisten“; wir betrachten es von unten und nennen es einen „Philosophen“ »tel est notre plaisir.«

„Das sophistische Subject, das sich zum Herrn, zum Despoten des Gedankens macht, und damit alle objectiven Mächte der Welt dem tel est mon plaisir preisgiebt, kann unmöglich die denkende Subjectivität sein.“ „Herr, Despot des Gedankens“ wessen Gedankens? meines Gedankens? Deines Gedankens? oder des Gedankens an sich? Wenn das „sophistische Subject sich zum Herrn meines Gedankens, oder des Gedankens an sich, eines Dinges, was keinen Sinn hat, macht, so ist es doch wohl mächtiger, und dazu berechtigt; denn es kann sich nur durch Denken des Gedankens bemächtigen, und das ist doch gewiss eine ehrenfeste, gentleman'sche Waffe. Ist es aber Herr seines eigenen Gedankens, so ist das nichts Besonderes. Bist Du es nicht, so bist Du ein Wahnsinniger; der Spielball Deiner fixen Idee. Doch gemach, da kommen die „objectiven Mächte der Welt,“ eine sublime Gesellschaft. Wer seid ihr? Seid ihr das Licht, „das durch gemalte Scheiben bricht,“ und mir trotz meinem Plaisir die Nase blau färbt, wenn ich in einer gothischen Kirche stehe? Ja selbst mein betender Nachbar, von der Objectivität des gegenwärtigen Gottes durchdrungen, muss über die blaue Nase lachen. Oder seid ihr die vernichtende Macht eines fallenden Körpers, der entladenen Elektricität, der raschen Ausdehnung eines verdunstenden Stoffes?

Nein! das Alles nicht. Ich sehe den Philosophen lächeln. Die geistlose Natur soll eine objective Macht der Welt sein? Die Natur, welche nicht „ist", wenn ich sie nicht „denke", welche nur ein „Gedankending" ist. Nein! Denn diese ist bis jetzt mächtiger, als der Philosoph; und deshalb desavouirt er sie; aber seinen mit Phrasen geschmückten Gott, das bekränzte goldene Kalb ist eine „objective Macht der Welt." Die vergangene Geschichte ist null und nichtig, insoweit sie nicht den dialektischen Process seines apparten Denkens zeigt, und die Zukunft — hat er bereits „construirt." Also „das sophistische Subject" „der Despot des Gedankens" „kann unmöglich die denkende Subjectivität sein." „Die denkende Subjectivität!" Wenn es noch hiesse „das denkende Subject," so wäre bloss der einfache Unsinn in diesem Satz vorhanden, dass „das sophistische Subject nicht dadurch denkendes Subject ist, dass es Herr des Gedankens ist, also denkt, sondern etwa dadurch, dass es von einem Gedanken gedacht wird, dass es das willenlose Organ des absoluten Geistes ist, oder wie diese weisen Definitionen sonst ausfallen." So aber ist die geforderte „denkende Subjectivität" zu einer vielköpfigen Hydra des Unsinns geworden.

„Das Subject, das sich von seinem Gedanken als selbstständig unterscheidet, ist vielmehr das particulare, das zufällige Subject, das in dem Gedanken Nichts weiter erblickt, als ein plausibles Mittel für seine Zwecke, und nur unter dieser Kategorie die natürliche und sittliche Welt auffasst."

Von meinen Gedanken unterscheide ich mich, und unterscheide mich nicht; dort erfüllen mich meine Gedanken so, dass kein Gefühl, keine Empfindung eine Differenz zwischen mir und meinen Gedanken erzeugen kann. — Aber ich bediene mich der ungeschickten Sprache meines Gegners — kann ich denn dann von „Gedanken" überhaupt sprechen? Ein „Gedanke" ist etwas Fertiges,

etwas Gedachtes, und von diesem unterscheide ich mich immer, wie der Schöpfer vom Geschöpf, der Vater vom Sohn. Von meinen Gedanken, die ich gedacht habe, oder denken werde, unterscheide ich mich doch gewiss; die einen sind mir Object, die anderen — ungelegte Eier. Deshalb bin ich auch nur „das particulare, das zufällige Subject." Wer sich aber „nothwendiges Subject" zu sein dünkt, legitimire sich als Solches. Er mag sich die Legitimation aus dem Monde holen. Absurde Frage, ob ein Subject zufällig, oder nothwendig ist, ob es „ein" Subject oder „das" Subject ist. Es ist nothwendig, weil es da ist, und wenn es sich nothwendig macht; zufällig, weil kein Hahn darnach krähen würde, wenn es nicht da wäre. Die denkbar grösste Nothwendigkeit eines Welteroberers, eines die Zeit beherrschenden Gelehrten, oder Staatsmannes, ist doch nur illusorisch. Für „particulare" Interessen, als „plausible Mittel zu ihren Zwecken" fesseln alle diese die Leidenschaften und Ideen der Zeit an ihren Triumphwagen. Mag ihr Zweck ein reeller sein, oder eine Idee; es ist immer ihre Idee eine „particulare" Idee, die sie lieb haben, mit der sie das Anathema schleudern auf Den, an dessen Trotze und ungebrochener Persönlichkeit sie deutlich gewahren, dass sie doch nur „zufällige, particulare Subjecte" sind. Was die Auffassung „der natürlichen und sittlichen Welt" betrifft, so gestehe ich, dass ich nicht begreife, wie man die natürliche Welt anders erfassen kann, denn als natürliches „particulares" Subject. Eure „sittliche Welt" überlasse ich euch gern; diese stand von jeher nur auf dem Papiere, ist die ewige Lüge der Gesellschaft, und wird stets an der reichen Mannigfaltigkeit und Unvereinbarkeit der willenkräftigen Einzelnen zersplittern. Ueberlassen wir den Dichtern diess „verlorne Paradies."

Nun macht unser Held im Nu einen Ritt durch die Geschichte. „Hurrah! die Todten reiten schnell."

„Der Gedankenidealismus der Eleaten befruchtete die

griechische Sophistik.“ Ei das ist ein grosser Ruhm der Eleaten. Als ob nicht einen Irrenarzt ebenso „der Gedankenidealismus“ seiner Irren befruchtete, zumal, wenn „System in ihrem Wahnsinn ist.“

„Die Sophistik des katholischen Christenthums war der Jesuitismus. Die katholische Dogmatik, die dem gläubigen Subject sich äusserlich gegenüber stellt, brachte dasselbe eben so äusserlich in seine Gewalt.“ „Aeusserlich“ wohl, aber auch faktisch? Oder haben nicht etwa die Schüler Loyolas von jeher den Vatikan beherrscht? In Oesterreich und Baiern Legitime, in Belgien Sanscülotten, in Frankreich Communisten ziehen die Vielgewandten stets die Masse am Narrenseil einer populären Idee mit sich fort. Selbst das Innere von Asien, wo der Hunger der Wüste und die Uebermacht wilder Nomaden alle Expeditionen scheitern machte, hat ihr unerschrockener Fuss durchwandert. Heute sitzt ein Jesuitenzögling auf dem päpstlichen Thron, und regiert im Sinne des religiösen und politischen Liberalismus; und es jauchzen ihm Katholiken und Protestanten zu.

„In der romantischen Sophistik stürmte das particulare Subject die Absolutheit des Fichte'schen Ich's“ hört, hört! ihr Romantiker, ihr kunstbegeisterten Schlegel und Tieck, du geistvoller Theosoph, Novalis, hör' es im Grabe, ihr seid auch nur ganz gemeine „particulare“ Subjecte. Wahrlich! mit Phrasen kann man Alles zu Allem machen. „Die Sophistik emancipirt das Subject von der Macht des Gedankens; also — ist das sophistische Subject das gedankenlose, das rohe, particulare Subject, das hinter dem Gedanken sich verkriecht, um sich so seine Macht vom Leibe zu halten.“ Also weil ich Gedanken habe und die Gedanken mich nicht haben, weil ich frei denke, und nicht der Affe eines gedachten Gedankens bin, bin ich „gedankenloses“ „particulares“ ja sogar „rohes“ Subject? Doch nein! Die Sophisten sind nicht ganz „gedankenlos“,

sie sind sogar „philosophisch" so etwa „das umgekehrte Spiegelbild der Philosophie", aber in welcher Weise? „Das plumpe Subject athmet philosophische Luft; das giebt ihm jenen eigenthümlichen Sauerstoff, wodurch es zu einer formellen Volubilität dialektisch begeistert wird." Habt ihr Philosophen wirklich eine Ahnung davon, dass ihr mit Euren eigenen Waffen geschlagen seid? Aber nur eine Ahnung. Was könnt Ihr Gesundes dagegen erwidern, wenn ich das dialektisch wieder auflöse, was Ihr bloss dialektisch gesetzt habt? Ihr habt mir gezeigt, mit welcher „Volubilität" man Alles zu Nichts und Nichts zu Allem, Schwarz zu Weiss und Weiss zu Schwarz machen könne. Was habt Ihr dagegen, wenn ich euch Euere saubere Kunst zurückgebe? Aber mit dem dialektischen Kunststück einer Naturphilosophie werdet weder Ihr, noch ich die grossen Thatsachen der modernen Naturforschung auflösen, so wenig, als es Schelling und Hegel gethan hat. Gerade hier hat sich der Philosoph als „plumpes" Subject gezeigt; denn er ist als Ignorant in eine Sphäre „geplumpt", in der er keine Macht hatte, ein Gulliver ohne Witz unter die Riesen.

Der „Sophist" ist das „stabile", das „zufällige" Subject, gehört dem „reaktionären" „in der Philosophie bereits überwundenen Standpunkte" an, und ist zum Ueberfluss von Kuno Fischer noch einmal „construirt." Es hat wahrscheinlich die Philosophen nicht verstanden; denn „der natürliche Mensch versteht Nichts vom Geiste Gottes." Wollen wir aber sehen, wie Herr Fischer diejenigen verstanden hat, die er philosophisch construirt, so können wir wenigstens seine „Volubilität" bewundern. „In diesem Processe der „reinen Kritik" bringt es das Subject nicht zu einer wirklichen Empfindung seiner Souveränität; es bleibt auf die Illusionen, die es bekämpft, kritisch bezogen." Es wird hiemit der „reinen Kritik" nur der absurde Vorwurf gemacht, dass sie eben „Kritik" ist; denn wie wollte

Jemand eine Sache kritisiren, ohne sich „kritisch auf sie zu beziehen?“ Es fragt sich doch wohl bloss, zu wessen Vortheil diese Beziehung ausfällt; das heisst, ob der Kritiker die Sache kritisch überwindet oder nicht. „Diese kritische Beziehung bricht das Subject ab; es ist das entschiedene Nichts aller weltbewegenden Gedanken; sie sind dem absoluten Egoismus des Einzigen verfallen. Peter Schlemihl hat seinen Schatten verloren.“

Wie unglücklich, wenn Jemand ein Bild wählt, durch das er gerade am Evidentesten geschlagen wird. Der Schatten Peter Schlemihls ist gerade das Bild seiner Einzigkeit, seine individuelle Contur, bildlich gebraucht, die Erkenntniss und das Gefühl seines Selbstes. Eben wenn er diess verloren, ist er die unglückliche Beute des Goldes, in das er sein Wesen verlegt hat, der Meinung des Pöbels, die er nicht zu verachten weiss, der Liebe zu einem thörichten Mädchen, der er nicht zu entsagen versteht, der Spielball eines Dämons, der ihm nur so lange fürchterlich ist, als er ihn fürchtet, als er im Contractverhältniss mit ihm steht. Er hätte eben so gut die Beute der Philosophie werden können.

Doch lassen wir die Bilder. In gleicher Weise, wie oben Herr Fischer, spricht sich die Bauersche Literaturzeitung im achten Hefte aus.

„Welche Plumpheit und Frivolität, durch ein Abbrechen die schwierigsten Probleme lösen, die umfassendsten Aufgaben erledigen zu wollen.“

Darauf entgegnet Stirner:

„Hast Du aber Aufgaben, wenn Du sie Dir nicht stellst? So lange Du sie stellst, wirst Du nicht von ihnen lassen und Ich habe ja Nichts dagegen, dass Du denkst und denkend tausend Gedanken erschaffest.“

Bricht hier „der Einzige“ etwa den Denkprocess ab? Nein! Er lässt ihm ruhig seinen Lauf; lässt aber auch sich nicht in seiner „Einzigkeit“ abbrechen, und lacht

der Kritik, so bald sie ihn zwingen will, ein Problem lösen zu helfen, das Er nicht gestellt hat, lacht eurer „weltbewegenden Gedanken." Die Welt hat lange genug geschmachtet unter der Tyrannei des Gedankens, unter dem Terrorismus der Idee; sie erwacht aus dem schweren Traume, und folgt dem fröhlichen Interesse des Tages. Sie schämt sich des Widerspruchs, in dem sie die Kirche, der Staat und die Philosophen gefangen hielten, des Widerspruchs, den diese zwischen Interesse und Princip gesetzt haben. Als ob man ein Princip haben könnte, an dem man kein Interesse hat, ein Interesse, das nicht im Momente Princip würde. Aber Du sollst, Du musst ein „reines" Princip haben, das Interesse ist „schmutzig." Du musst Dich bloss „philosophisch" oder „kritisch" verhalten; sonst bist Du ein „plumpes", „rohes", „zufälliges", „particulares" Subject.

Höre es Naturforscher, der Du mit Vergnügen das Werden des Hühnchens im bebrüteten Ei beobachtest, und nicht daran denkst, es zu kritisiren; höre es Alexander, der Du den gordischen Knoten zerhau'st, den Du nicht geknüpft hast. Du musst sterben Jüngling zu Sais unter den Händen der Priester, weil Du gewagt hast, „unbedenklich" den Schleier heiliger Bedenklichkeit zu lüften; und die Pfaffen haben noch die freche Stirne zu sagen, „der Anblick der Gottheit habe Dich getödtet."

Doch eine Probe von der idealen, ätherischen Haltung der Sprache, die ein nicht „plumpes", „nothwendiges", „weltbewegendes" Subject führt.

„Das sophistische Subject, das von seinem despotischen Dünkel sich immer wieder zum Eunuchen erniedrigt sieht, zieht sich endlich hinter die Vorhaut seiner Individualität zurück" u. s. w.

Nachdem Kuno Fischer „die philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophistik Hegel, Strauss, Bruno Bauer, Feuerbach," einen schon historisch gewordenen

Process der Philosophie, der aber doch noch zu nahe liegt, um in so trivialer Weise wieder als Neuigkeit exponirt zu werden, mit einer breiten Exposition gewürdigt, kommt er auf Max Stirner selbst zu sprechen. Was die Subsummirung Stirners unter die Sophisten, einen Namen, durch den er sich weder beschimpft, noch geschmeichelt glauben wird, betrifft, so mag es genügen, ein Urtheil desselben über die griechischen Sophisten dagegen zu stellen. „Allerdings musste das Princip der Sophistik dahin führen, dass der unselbstständigste und blindeste Sklave seiner Begierden doch ein trefflicher Sophist sein, und mit Verstandesschärfe alles zu Gunsten seines rohen Herzens auslegen, und zustutzen konnte. Was gäbe es wohl, wofür sich nicht ein „guter Grund" auffinden, und was sich nicht durchfechten liesse."

Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, dass Kritiker, die mit grossem Talent und Verstandesschärfe die Objecte ihrer Kritik gesichtet und analysirt haben, gewiss an Stirner irre geworden sind, und Jeder zu den verschiedensten Consequenzen ihres Missverständnisses oft zu wahrhaften Betisen fortgerissen wurden.

So giebt sich Kuno Fischer die vergebliche Mühe, Stirners Egoismus und Einzigkeit als Consequenz des Bauerschen Selbstbewusstseins und der „reinen Kritik" zu entwickeln. Das Subject, das es „in dem Processe der reinen Kritik nicht zu einer wirklichen Empfindung seiner Souverainität bringt," wird in Stirner zum „entschiedenen Nichts aller weltbewegenden Gedanken." Und diess Kunststück wird vollbracht durch das „Abbrechen der kritischen Beziehung auf die Illusionen, die es bekämpft."

Aber das Kunststück ist bloss ein Kunststück Kuno Fischer's; in Stirners Buche selbst findet sich Nichts davon. Das Buch Stirners war sogar bereits vollendet, ehe Bruno Bauer seiner theologischen Kritik, als einer abgethanen Sache, den Rücken gekehrt hatte, und jener Proclamation

der „absoluten Kritik" in der allgemeinen Literaturzeitung erwähnt Stirner nur in einem Nachtrage, der nicht nothwendig in den Organismus des ganzen Werkes gehört. Viel näher lag der „Humanismus" Feuerbachs, der in den deutschen Communisten und Socialisten zu einer allgemeineren Geltung gekommen war, zu einer Realisirung, die deutlich genug das „Inhumane" des „Humanismus," den im Systeme liegenden Widerspruch zu Tage gebracht hatte. Der Bekämpfung des Humanismus hat daher Stirner die meiste Sorgfalt zugewendet. Feuerbach hat in Wigands Vierteljahrsschrift 1845, III. Band, darauf geantwortet, und Stirner hat diese Antwort widerlegt. Von Allem dem scheint Kuno Fischer Nichts zu wissen und zu kennen, sonst würde er sich die Mühe gespart haben, folgenden geistreichen Fund zu machen.

„Der Egoismus des Einzigen ist kein beliebiger Gedanke; er ist vielmehr objectiv; er übt eine dogmatische Gewaltthätigkeit aus; er ist ein Sparren, ein Spuck, ein hierarchischer Gedanke und Max Stirner sein Pfaffe." „Stirner ist der Dogmatiker des Egoismus." In der Objectivität, die Stirner dem absoluten Egoismus giebt (von einem „absoluten" Egoismus ist im Buche Stirners keine Spur zu finden) ist dieser ein Gedankending, ein Dogma geworden."

Hätte Herr Fischer jenen Aufsatz gelesen, so würde er nicht zu dem komischen Missverständniss gekommen sein, in dem „Egoismus" Stirners ein „Dogma," einen ernstlich gemeinten „kategorischen Imperativ," ein ernstlich gemeintes „Soll" zu finden, wie es der „Humanismus" provocirt, Du sollst „Mensch" und nicht „Unmensch" sein, und darnach den moralischen Katechismus der Humanität construirt hat. Dort hat Stirner den „Egoismus" selbst als „Phrase" bezeichnet; aber als letzte mögliche „Phrase," die geeignet ist, dem Phrasenregiment überhaupt ein Ende zu machen. Ekrasiren wir aus Feuerbachs Wesen des

Christenthums und seinen kleineren Schriften, überhaupt aus seiner „Humanitätsphilosophie" den kategorischen Imperativ, also das positiv Gewollte; das heisst, fassen wir sein „Gattungsideal" mit seinen mysteriösen „Mächten:" „Vernunft," „Wille," „Herz" und ihrer Realisation: „Erkenntniss," „Charakter," „Liebe," als psychologische Darstellung der Fähigkeiten und Eigenschaften, die in der realen menschlichen Gattung als solcher, in der menschlichen Organisation, abgesehen von den historischen Veränderungen und Complicationen, immanent sind, so ist schon in Feuerbach ein gewaltiger Fortschritt gegeben; er zeigt, zurückgehend auf die einfachen grossen Züge unserer Organisation, schon genügend, wie unsinnig es ist, Einer Seite, Einer Eigenschaft, wie der des Verstandes, oder des Denkens ein solches Uebergewicht zu geben, dass es die anderen zu verschlingen droht; kurz er will den ganzen Menschen in der gleichen Berechtigung aller seiner Eigenschaften, also auch der Sinne und der Willenskräfte. Aber hier angelangt vergisst er, dass „der Mensch" nicht existirt, dass er eine willkürliche Abstraction ist. Aber er stellt ihn als Ideal hin. Was Wunder, wenn er zu einem unpersönlichen mysteriösen Gattungswesen wird, ausgestattet mit mysteriösen „Mächten," die polytheistisch sich, wie die griechischen Götter zu Zeus, verhalten. Consequent hiemit tritt ein Soll ein; Du sollst der Mensch sein. Dem „Menschen" tritt „der Unmensch" entgegen. Nun wird aber Niemand ein „Unthier" für kein „Thier" halten. Eben so schwer möchte es Feuerbach sein zu beweisen, dass ein „Unmensch" kein wirklicher „Mensch" sei. Ein „Unmensch" ist und bleibt ein wirklicher „Mensch," mit einem mzralischen Anathema behaftet, mit einem Affect des Abscheu's, aus menschlicher Gemeinschaft gewiesen von dem — der ihn „Unmensch" nennt.

Dieser Phrase des „Humanismus" setzt Stirner die Phrase des „Egoismus" entgegen: Wie? Du forderst von

mir, ich solle „Mensch" sein, näher, ich solle „Mann" sein? Ei! „Mensch", „nacktes Menschlein" und „Mann" war ich schon in der Wiege; ich bin das zwar; aber bin mehr als diess, bin, was ich durch mich, durch meine Entwickelung, durch Aneignung der äusseren Welt, der Geschichte u. s. w. geworden; bin „Einziger." Aber das willst Du nicht eigentlich. Du willst nicht, dass ich ein wirklicher Mensch sei, Du giebst für meine Einzigkeit keinen Pfifferling. Du willst, dass ich „der Mensch" sein solle, wie Du ihn construirt hast, als Musterbild für Alle. Du willst das „pöbelhafte Egalitätsprincip" zur Norm meines Lebens machen. Princip um Princip! Forderung um Forderung! Ich setze Dir das Princip des Egoismus entgegen. Ich will bloss Ich sein; Ich verachte die Natur, die Menschen und ihre Gesetze, die menschliche Gesellschaft und ihre Liebe, und schneide jede allgemeine Beziehung, selbst die der Sprache mit ihr ab. Ich setze allen Anmuthungen Eures Solls, allen Bezeichnungen Eures kategorischen Urtheils die „Ataraxie" meines Ichs entgegen; Ich bin schon nachgiebig, wenn Ich mich der Sprache bediene, Ich bin das „Unsagbare," „Ich zeige Mich bloss." Und habe ich mit dem Terrorismus meines Ichs, der alles Menschliche zurückstösst, nicht eben so Recht, wie Ihr mit Eurem Terrorismus der Humanität, der mich gleich zum „Unmenschen" stempelt, wenn ich mich gegen Euren Katechismus versündige, wenn ich mich in meinem Selbstgenusse nicht stören lasse?

Ist hiemit etwa gesagt, dass Stirner mit seinem „Egoismus" alles Allgemeine negiren, als nicht vorhanden hinstellen, alle Eigenschaften unserer Organisation, der sich also kein Einzelner entziehen kann, durch blosses Wegleugnen hinwegräumen will? Dass er alle Gemeinschaft mit Menschen aufgeben, selbstmörderisch sich in sich verpuppen will? Wahrlich, diess Missverständniss ist nicht weniger plump, als jenes der deutschen Liberalen und

Conservativen, die sich noch heute über den Ausspruch Börnes empören: „Wenn Euch an Eurem König die Nase nicht gefällt, so jagt ihn davon," als ob es Börne je eingefallen wäre, die Nase eines Königs zum Verbrechen gegen die Demokratie zu machen. Man muss sich wirklich schämen, dergleichen den Herren Confusionsräthen noch begreiflich zu machen.

Aber es liegt ein gewichtiges „Deshalb", eine gewaltige Folgerung in dem Buche Stirners, die freilich oft zwischen den Zeilen zu lesen, die aber den Philosophen gänzlich entgangen ist, weil sie die wirklichen Menschen und sich, als wirkliche Menschen, nicht kennen, und nur immer mit „dem Menschen," „dem Geiste" an sich, a priori, immer bloss mit dem Namen, nie mit der Sache und der Person zu thun haben. In negativer Weise spricht diess Stirner aus durch seine scharfe, unwiderstehliche Kritik, mit der er alle Illusionen des Idealismus analysirt, alle Lügen uneigennütziger Hingebung und Aufopferung enthüllt; was freilich seine gloriosen Kritiker wieder verstanden haben als eine Apotheose des blinden Eigennutzes, des „geprellten Egoismus", der sich um den Besitz eines ganzen Menschen bringt, um ein paar Pfennige von ihm zu gewinnen. Stirner hat sein Buch selbst als theilweise „unbeholfenen" Ausdruck dessen, was er wollte, bezeichnet. Es ist das mühsame Werk der besten Jahre seines Lebens; und doch nennt er es theilweise „unbeholfen." So sehr hatte er mit einer Sprache zu kämpfen, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemissbraucht, und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war.

Doch zurück zu unserm Kritiker. Wenn Stirner sagt: „Die Liebe ist meine Empfindung, mein Eigenthum" u. s. w., oder „Mein eigen ist meine Liebe erst, wenn sie durchaus in einem eigennützigen und egoistischen Interesse besteht, mithin der Gegenstand meiner Liebe wirklich mein

Gegenstand oder mein Eigenthum ist" und dasselbe gesetzten Falles in einem Liebesverhältnisse, vom wiederliebenden, geliebten Gegenstande aussagt, so erhebt sich triumphirend unser Idealist: „Also doch Dalailamacultus! das heisst, sich zweimal verspeisen. Ich verzehre mein eignes Verzehrtwerden." „Max und Marie gehören somit in der Naturgeschichte der Liebe zu den Wiederkäuern."

Doch da Herr Kuno Fischer so persönlich und pitoresk wird, wollen wir die Sache doch umkehren. Kuno liebt die Kunigunde und Kunigunde liebt Kuno. Aber Kuno liebt die Kunigunde nicht, weil er in dieser Liebe seinen Genuss findet, er geniesst die Geliebte nicht zu seiner Freude, sondern aus purer Aufopferung, weil sie geliebt werden will; er duldet auch etwaige Leiden ihrer Liebe nicht, weil die Liebe zu ihr ihn hinreichend entschädigt, also nicht aus diesem eigennützigen Grunde, sondern Alles ohne sich zu berücksichtigen aus purer Uneigennützigkeit. Kunigunde macht es mit Kuno ebenso. So hätten wir das ideale Paar einer Narrenehe, zwei Menschen, die sich in den Kopf gesetzt haben, ohne sich selbst im Andern zu geniessen, aus purer Aufopferung Eines das Andere zu lieben. Eine solche sublime philosophische Liebe mag Kuno Fischer für sich behalten, oder sich ein Pendant im Irrenhause suchen. Wir andern „rohen," „particularen" Subjecte wollen lieben, weil wir Liebe empfinden, weil die Liebe unserm Herzen und unsern Sinnen wohlgefällt, und wir in der Liebe zu einem andern Wesen einen höheren Selbstgenuss erfahren.

Weiterhin verwickelt sich unser Kritiker in seine eigenen Widersprüche. Der „staatsauflösende Egoismus des Einzigen" ist zugleich „der solideste Mässigkeitsverein," „in Wahrheit die Begründung der schamlosesten Despotie," deren „klirrenden verhängnissvollen Säbel" der Kritiker schon hört. Der „klirrende Säbel" wäre uns längst nicht mehr „verhängnissvoll", wenn wir ihn nicht zu un-

serem Verhängniss gemacht, und mit närrischem Beginnen in seinen Stahl Schiboleths eingegraben hätten, die dem Säbel die Macht geben, uns um der „Idee" willen zu knechten.

Weiter können wir nicht folgen; wir hoffen, dass man so honett sein wird, uns nicht zuzumuthen, von einem Buche, wie „Verstandesthum und Individuum" mehr, als Eine Seite zu lesen, geschweige noch eine Kritik desselben anzuhören. Doch wollen wir Herrn Kuno Fischer zur gefälligen Kenntnissnahme mittheilen, dass der Verfasser von „Verstandesthum und Individuum" eine Kritik in der evangelischen Kirchenzeitung gegen sich selbst geschrieben. Vielleicht aber ist Herrn Kuno Fischer dieses burleske Handeln eines Mannes, der à tout prix berühmt werden will, besser bekannt, als uns.

INHALTSVERZEICHNISS

Vorwort zur zweiten Auflage 5
Vorwort zur ersten Auflage 6

ERSTER THEIL

Kleinere Schriften

ERSTER ABSCHNITT

Erste Veröffentlichungen

Ueber Br. Bauers Posaune 11
Gegenwort 26

ZWEITER ABSCHNITT

Zeitungskorrespondenzen

Rheinische Zeitung 51
Leipziger Allgemeine Zeitung 97

DRITTER ABSCHNITT

Vier Abhandlungen

Das unwahre Princip unserer Erziehung 237
Kunst und Religion 258
Einiges Vorläufige vom Liebesstaat 269
Die Mysterien von Paris. Von Eugene Sue . . . 278

VIERTER ABSCHNITT

Letzte Veröffentlichungen

Journal des oesterreichischen Lloyd 299

ZWEITER THEIL

Entgegnungen

ERSTER ABSCHNITT

Recensenten Stirners 343

ZWEITER ABSCHNITT

Die philosophischen Reactionäre 401

ANMERKUNG

Die 14. Korrespondenz der LEIPZIGER ALLGEMEINEN ZEITUNG (auf Seite 131) steht unter der Ueberschrift „Kunst und Wissenschaft" (nicht „Preußen"); die 15. (auf Seite 132) in Nr. 195. Beilage.

ANZEIGEN

JOHN HENRY MACKAY'S PRIVATAUSGABEN

MAX STIRNER

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM

MONUMENTAL-AUSGABE

PREIS 20 MARK

Der stellvertetende Vorsitzende der „Gesellschaft der Bibliophilen", Prof. Dr. Georg Witkowski, schreibt in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Vierter Jahrgang, Heft 9, Beiblatt, Seite 347:

„. . . Der große Quartband von 354 Seiten ist vortrefflich bei Drugulin in Leipzig gedruckt auf einem schönen van Gelder-Bütten mit Japan-Umschlag und -Vorsatz, jedes Blatt mit dem Namenszug des Herausgebers als Wasserzeichen. Er hat das Recht in seiner Ankündigung zu sagen, daß diese Ausgabe sich den edelsten Erzeugnissen der Buchdruckkunst unserer Tage ebenbürtig an die Seite stellt. Wir möchten unsere Bücherfreunde um so entschiedener auf diese sehr hervorragende Leistung hinweisen, da sie, wie es scheint, noch nicht gebührend beachtet worden ist und da jede Gewinnabsicht des Herausgebers fehlt, was schon der unverhältnismäßig niedrige Preis von 20 Mark beweist. Es gibt wenige Bücher neuen Datums, die in solcher Weise den Begriff vornehmster Bibliophilie erfüllen wie dieses."

DAS UNWAHRE PRINZIP UNSERER ERZIEHUNG

oder

Der Humanismus und Realismus

PREIS 5 MARK

EDELSTE ERZEUGNISSE DEUTSCHER BUCHDRUCKKUNST

PAPIER- UND SATZPROBEN UNBERECHNET

MAN RICHTE BESTELLUNGEN AN

JOHN HENRY MACKAY · CHARLOTTENBURG

BERLINER STRASSE 166

JOHN HENRY MACKAY'S PRIVATAUSGABEN

MAX STIRNER

SEIN LEBEN UND SEIN WERK

Von

JOHN HENRY MACKAY

Mit vier Abbildungen, zahlreichen Facsimilen und einem Anhang

Dritte als Privat-Ausgabe in 325 Exemplaren gedruckte, durchgearbeitete und vermehrte, mit einem Namen- und Sach-Register versehene Auflage

PREIS 20 MARK

MAX STIRNER'S KLEINERE SCHRIFTEN

UND

SEINE ENTGEGNUNGEN

AUF DIE KRITIK SEINES WERKES:

„DER EINZIGE UND SEIN EIGENTHUM"

Aus den Jahren 1842—1848

Herausgegeben von

JOHN HENRY MACKAY

Zweite, sehr vermehrte Auflage. Vorzugs-Ausgabe: 100 numerierte und von dem Herausgeber signierte Exemplare auf echtem Bütten

PREIS 20 MARK

MAN RICHTE BESTELLUNGEN AN

JOHN HENRY MACKAY · CHARLOTTENBURG

BERLINER STRASSE 166

BERNHARD ZACK'S VERLAG · TREPTOW BEI BERLIN

GESAMMELTE WERKE

von

JOHN HENRY MACKAY

In acht Bänden

Bd. 1: Photogravüre — Vorwort — Gedichte. Bd. 2: Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte. Bd. 3: Kinder des Hochlands — Helene — Sturm. Bd. 4: Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe. Bd. 5: Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang. Bd. 6: Zwischen den Zielen. Bd. 7: Der Schwimmer. Bd. 8: Die Anarchisten.

Geheftet 20 Mark; in Leinen 28 Mark; in Halbfranz 36 Mark

Die Leinen- und Halbfranz-Ausgabe in eleganter Kassette.

Diese Gesamt-Ausgabe umfaßt (mit einziger Ausnahme seiner Lebensgeschichte Max Stirners) die sämtlichen Schriften Mackays, soweit sie von ihm selbst nicht endgültig zurückgezogen wurden, und geben somit ein volles Bild der Entwickelung dieser einzigartigen Persönlichkeit, die in dem deutschen Schrifttum der letzten Jahrzehnte ihre ganz besondere und unvergleichliche Stellung einnimmt. Bei der großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit seines Stoffgebietes und dessen Behandlung tritt Mackays Werk erst mit dieser Ausgabe in das rechte Licht, und auch wer weiß, was dieser Mann als Dichter bedeutet und wie tief er als sozialer Denker in das Leben seiner Zeit eingegriffen hat, wird es jetzt in neuer Beleuchtung sehen und in dieser neuen Gestalt freudig begrüßen. — Indem sich so diese Ausgabe neben die schönsten und bedeutendsten Gesamt-Ausgaben unserer Zeit stellt, wird und kann sie bald nirgend dort fehlen, wo der fortschreitenden geistigen Bewegung unserer Zeit überhaupt ein Platz eingeräumt wird. — Die sämtlichen Schriften sind von dem Dichter einer neuen und sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden; die „Neuen Gedichte" erscheinen hier zum ersten Male, und einstweilen nur hier.

Neben dieser Gesamt-Ausgabe liegen nun auch die hauptsächlichsten der Schriften Mackays soweit sie solcher von dem Verfasser für wert erachtet wurden, in mustergültig schönen EINZEL-AUSGABEN zu außerordentlich wohlfeilen Preisen vor.

EINZEL-AUSGABEN

GEDICHTE

Geheftet 5 Mark, in Leinen 6 Mark, in Halbfranz 7 Mark. 308 Seiten.

Diese Gedichte sind eine ebenso strenge wie sorgsame Auswahl aus den früheren Gedichtbänden Mackays, die sämtlich mit ihr endgültig aus dem Handel zurückgezogen wurden. Entnommen wurden von 359 Gedichten die 132 dieser Auswahl.

„Die Besten der Zeit haben Mackays besonderes Dichtertum längst anerkannt."

„Man kennt diese Lieder der Seligkeit. Sie gehören zu den Schätzen unserer Literatur."

STURM

Definitive Ausgabe. Fünfte Auflage. Sechstes und siebentes Tausend. 214 Seiten. Originell kartoniert 1 Mark.

„Eines der unabhängigsten Bücher, die je geschrieben sind . . ."

DIE ANARCHISTEN

Kulturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts

Definitive Ausgabe. Vierte Auflage. Zehntes Tausend. 407 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark, in Halbfranz 4 Mark.

Einzig in seiner Art, bereits in sechs Sprachen übersetzt, gibt dieses Werk von ganz neuem und ungewohntem Standpunkt aus Aufschluß über die Bewegung des Anarchismus. Immer und immer wieder genannt, lenkt sich ihm das allgemeine Interesse stetig und sicher zu in dem Maße, wie die in ihm niedergelegten Ansichten an Ausbreitung und Verständnis gewinnen.

DER SCHWIMMER

Die Geschichte einer Leidenschaft

Dritte Auflage. Viertes Tausend. 327 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark, in Halbfranz 4 Mark.

„Alles an dem Buche ist souverän."

„Eine große Leidenschaft hat sich hier zu einem schwermütigen Werk verdichtet, das gewiß einen Zug ins Ewige hat."

ZWISCHEN DEN ZIELEN

Kleine Geschichten

Neue Ausgabe. Drittes Tausend. 247 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Leinen 3 Mark, in Halbfranz 4 Mark.

„Leider fürchte ich, wird man auch diese Novellen Mackays, wie überhaupt sein ganzes Werk, nicht hoch genug einschätzen, oder gar ignorieren, ein zwingender Grund für mich, ihren großen Wert für Einige, Wenige nochmals zu betonen . . ."

DIE MENSCHEN DER EHE

Schilderungen aus der kleinen Stadt

Neue Ausgabe. Viertes Tausend. 83 Seiten. Geheftet 1 Mark, in Leinen 2 Mark, in Halbfranz 3 Mark.

„Eine blendende Tendenzdichtung, der Vortrag von einer Vornehmheit und Schönheit des Tones zum Entzücken."

Dieses Verzeichnis ist ein vollständiges. Schriften, die in ihm nicht enthalten sind, wurden endgültig aus dem Handel zurückgezogen und sind nicht mehr zu haben. — Neben den hier genannten Ausgaben liegen sowohl die Gesamtausgabe, wie sämtliche Sonderausgaben in LUXUSAUSGABEN vor, über die man ein besonderes Verzeichnis von dem Verlage verlangen wolle.

Zu beziehen sind sämtliche hier aufgeführte Bücher durch jede gute Buchhandlung. Wo eine solche nicht am Platz oder der Bezug auf Schwierigkeiten stoßen sollte wende man sich direkt an den Verlag von

BERNHARD ZACK IN TREPTOW BEI BERLIN

KIEFHOLZSTRASSE 186.

PROPAGANDA DES INDIVIDUALISTISCHEN ANARCHISMUS IN DEUTSCHER SPRACHE

Erstes Heft:

STAATSSOZIALISMUS UND ANARCHISMUS:
inwieweit sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden.
Von BENJ. R. TUCKER

Zweites und drittes Heft:

DIE FRAUENFRAGE
Eine Diskussion zwischen VIKTOR YARROS
und SARAH E. HOLMES

Viertes Heft:

SIND ANARCHISTEN MÖRDER?
Von BENJ. R. TUCKER

Fünftes Heft:

DER STAAT IN SEINER BEZIEHUNG ZUM INDIVIDUUM
Ein Vortrag von BENJ. R. TUCKER

Sechstes Heft:

WAS IST SOZIALISMUS?
Eine Antwort und eine Definition von BENJ. R. TUCKER

Siebentes Heft:

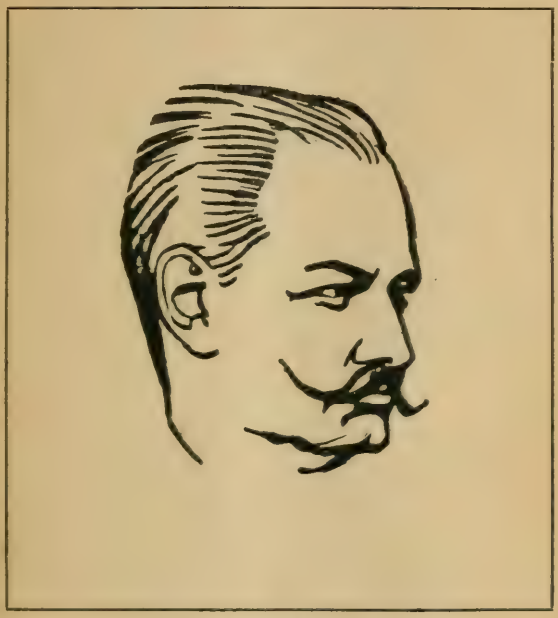
DIE TYRANNEI DER SOZIALDEMOKRATIE
Von SAINT-GEORGES DE BOUHÉLIER

Preis jedes Heftes 10 Pfennig

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages (in Freimarken) oder gegen Nachnahme durch den Verlag

BERNHARD ZACK IN TREPTOW BEI BERLIN
KIEFHOLZSTRASSE 186

Vollständiges Verzeichnis der Schriften von John Henry Mackay



Sämtlich in

Bernhard Zack's Verlag

Treptow bei Berlin, Kiefholzstraße 186

Ausgegeben 1. Juli 1919

Gesammelte Werke

In 8 Bänden 2400 Seiten

Inhalt:

Band 1: Photogravüre — Vorwort — Gedichte. Band 2: Gedichte (Schluß) — Neue Gedichte. Band 3: Kinder des Hochlands — Helene — Sturm. Band 4: Moderne Stoffe — Die Menschen der Ehe. Band 5: Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang. Band 6: Zwischen den Zielen. Band 7: Der Schwimmer. Band 8: Die Anarchisten.

Geheftet 20 M. :: In Ganzleinen und Kassette 50 M. Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 40 M.

Diese Gesamt-Ausgabe umfaßt (mit einziger Ausnahme seiner Lebensgeschichte Max Stirners) die sämtlichen Schriften Mackays, soweit sie von ihm selbst nicht endgültig zurückgezogen wurden, und geben somit ein volles Bild der Entwicklung dieser einzigartigen Persönlichkeit, die in dem deutschen Schrifttum der letzten Jahrzehnte ihre ganz besondere und unvergleichliche Stellung einnimmt. Bei der großen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit seines Stoffgebietes und dessen Behandlung tritt Mackays Werk erst mit dieser Ausgabe in das rechte Licht, und auch wer weiß, was dieser Mann als Dichter bedeutet und wie tief er als sozialer Denker in das Leben seiner Zeit eingegriffen hat, wird es jetzt in neuer Beleuchtung sehen und in dieser Gestalt freudig begrüßen. — Indem sich so diese Ausgabe neben die schönsten und bedeutendsten Gesamt-Ausgaben unserer Zeit stellt, wird und kann sie bald nirgend dort fehlen, wo der fortschreitenden geistigen Bewegung unserer Zeit überhaupt ein Platz eingeräumt wird. — Die sämtlichen Schriften sind von dem Dichter einer neuen und sorgfältigen Durchsicht unterzogen worden; die „Neuen Gedichte" erscheinen hier zum ersten Male, und einstweilen nur hier.

Wiedergegeben sei hier als ein Dokument von besonderer Bedeutung das noch viel zu wenig beachtete

Vorwort zur Gesamt-Ausgabe

Die Veranlassung zu dieser Gesamtausgabe ist zunächst eine rein äußerliche: bei dem vor drei Jahren erfolgten Uebergang meiner sämtlichen Bücher in meinen eigenen Besitz stellte sich zugleich mit der Herstellung neuer Ausgaben die Notwendigkeit heraus, mit den alten und veralteten gänzlich aufzuräumen. Weitere Erwägungen rieten ferner, manches ganz fallen zu lassen, anderes dagegen, ohne es neuer und wenig gekaufter Einzelausgaben für wert zu achten, doch zugleich nicht ganz aufzugeben, so daß sich schließlich der Gedanke einer Gesamtausgabe, neben der dann nur noch die hauptsächlichsten Schriften in selbständigen Einzelausgaben fortzubestehen hätten, während die anderen teils in ihr enthalten, teils ganz zurückgezogen werden sollten, als der nächstliegendste von selbst ergab.

Eine andere Erwägung trat hinzu. Es ist das Schicksal aller Persönlichkeiten, die ihre Lebenstätigkeit nicht in eine bestimmte Richtung und auf eine bestimmte Form des Ausdrucks beschränkt haben, sich in der Gesamtauffassung ihrer Art völlig unbegriffen zu sehen. Heute mehr, als vielleicht je. Heute, wo man, statt jede Lebensäußerung, sofern sie nur echt und stark ist, als eine Lebensbereicherung mit Freuden zu begrüßen, in ihr nur mißtrauisch einen Angriff und eine Gefahr für irgendein altes und veraltetes Vorurteil sieht, und wohlwollend und empfangsbereit nur dem gegenübersteht, was in die von Alters und von Oben her vorgezeichneten und genehmigten Bahnen einbiegt und sich in ihnen fortbewegt. Ein Dichter hat kein Anarchist zu sein (in Wirklichkeit sind alle Dichter Anarchisten und werden es immer sein) und wer eine Lebensgeschichte Max Stirners schreibt, hat (auch wenn die Philosophen nie daran dachten, es zu tun) zuvor sein Doktordiplom der Philosophie als erste Berechtigung zu solchem Unterfangen vorzuweisen. Wird doch schon die Betätigung auf verschiedenen Feldern eines Gebietes als unliebsam empfunden und es ist fast ein Wunder, daß es immer noch Bücher gibt, die nicht allein für die Literaturgeschichte geschrieben sind.

Menschen dieser Art folgen daher im Grunde nur einem Selbsterhaltungstrieb, wenn sie Betrachtung und Urteil endlich zwingen, sich vor das Gesamtbild ihres Schaffens zu stellen. Auch mich reizte dieser Gedanke, und so ist denn diese Gesamtausgabe entstanden.

Ueber ihre Gliederung dieses. Ganz fortgelassen sind in ihr der erste, jugendliche Versuch eines mehr erheiternden, als

ergreifenden Trauerspiels; sowie erste Studien in Prosa, die — als solche auch bezeichnet — um so eher fortbleiben durften, als sie schlecht sind. Ferner der weitaus größte Teil jener Jugend-Sünden, die man gemeiniglich als Gedichte zu bezeichnen pflegt (ich nannte sie sogar Dichtungen), sowie endlich ein Teil meiner Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts, die, obwohl sie fast durchweg noch keinen anderen Uebersetzer gefunden haben, doch eines besseren bedürfen, als ich es bin.

So enthält denn der erste Band: „Gedichte" im großen und ganzen jene strenge und sorgsame ‚Auswahl', wie ich sie bereits vor zwei Jahren aus vier früheren und jetzt zurückgezogenen Bänden traf, eine Auswahl, die ich nur hier und da noch etwas abrunden zu müssen glaubte, sonst aber gelassen habe, wie sie ist. — Die „Neuen Gedichte" des zweiten Bandes erscheinen in dieser Gesamtausgabe zum erstenmal und zwar einstweilen nur in ihr, da, nachdem von der genannten Auswahl bis heute nur 96 Exemplare verkauft wurden, zu einer gleichzeitigen Sonderausgabe keine Veranlassung besteht. — Der dritte Band bringt zunächst die Erstlingsdichtung „Kinder des Hochlands". Sie ist, wie mir vertrauenswürdige Stimmen versicherten, das einzige unter meinen Büchern, das „unbedenklich auch jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann". Obwohl das zu denken gibt, konnte ich mich doch zu ihrer völligen Fortlassung nicht entschließen. Man will doch auch einmal ein gutes Buch geschrieben haben, wenn es auch schon lange her ist. „Helene", die Liebes-Dichtung, ist gewiß kein gutes Buch. Es ist dafür vielleicht ein um so merkwürdigerer Niederschlag seltsam-leidenschaftlichen Empfindens und Erlebens. Ein ganz böses Buch ist natürlich der berüchtigte „Sturm". Es steht hier in definitiver Ausgabe und was ich zu ihr noch zu sagen hatte, habe ich in dem neuen Vorwort gesagt. — Die „Modernen Stoffe" des vierten Bandes sind stehen geblieben, weil sie für mich eine Befreiung bedeutet haben. Nicht etwas als ein Dokument — obwohl es das nachweislich erste in dieser Form der Novelle ist — einer Literaturbewegung, der ich nie angehört habe und mit der ich doch immer zusammen genannt worden bin. Warum? Wohl, weil sich eine in jeder Beziehung so unbequeme Persönlichkeit wie die meine sonst nirgends anders so bequem einschachteln läßt. Das kommt, ohne daß man es will und ahnt. Man ist jung, sehr jung. Man lernt einige Menschen kennen, die ebenfalls jung sind, wenn auch nicht ganz so jung. Und man schreibt ein Buch, das allenfalls mit einem der Tagesschlagworte bezeichnet werden kann . . .

Ich war jung, sehr jung. Ich lernte einige andere junge Menschen kennen, die aber weit älter waren, als ich, und ebenfalls dichteten. Und schrieb diese Geschichten, um mich mit ihnen zu befreien von dem, was ich gesehen, allerdings erst als ich — schon damals aller Literatur bis zum Ekel satt — den Hauch anderer Revolutionen um mich wehen fühlte, als der es ist, welcher frischbedrucktem Papier entsteigt. Aber man hatte mich und da stehe ich nun noch heute . . . Die „Menschen der Ehe" haben ihren Platz noch gut in diesem Bande. Auch sie sind, obwohl so viel später entstanden, eine Art von Befreiung für mich gewesen. — Der sechste Band enthält die unter dem Titel „Zwischen den Zielen" vereinigten kleinen Geschichten, die doch wohl mehr bedeuten, als nur Studien. — Und der fünfte, siebente und achte endlich die größeren Arbeiten in Prosa.

Meine Biographie Stirners: „Max Stirner. Sein Leben und sein Werk" ist in diese Gesamtausgabe nicht aufgenommen. Sie steht für sich und gehört nicht hierher. —

Als ich vor einer nun auch schon recht langen Reihe von Jahren (höchst überflüssigerweise) eine, jetzt ebenfalls zurückgezogene, Sammlung meiner Jugenddichtungen herausgab, meinte ich in dem Vorwort zu dem dicken Bande: „Wer nie um den Erfolg des Tages geschrieben, warum erwartet er ihn? — Ich freue mich der heimlichen Liebe meiner Wenigen, dieser Hundert, aus denen eines Tages Tausende geworden sein werden. Denn eine weite Kunst gehört aller und jeder Zeit, und echte Dichtung stirbt erst mit der Sprache, in der sie sich gab. —" Und fuhr fort: „Es ist meine Jugend, die mir in diesem Buche noch einmal lebendig geworden ist und von der ich zum letztenmal mit ihm Abschied nehme. Ich liebe sie nicht, diese Jugend. Dazu war sie nicht heiter, nicht unbefangen, nicht frei genug. Aber ich habe Achtung vor ihr, vor ihrem unermüdlichen Ringen, ihrem schweigsamen Selbstvertrauen und ihrem einsamen Kampfe." — Ich habe mich getäuscht. Aus den Hundert sind keine Tausende geworden und ich zweifle heute fast, ob sie es je werden. Zwischen das Leben und die Dichtung, die zu ihm gelangen möchte, drängt sich unübersehbar der Schlammstrom der ‚Literatur'. Sie, diese Literatur, wacht — beiden feindlich — eifersüchtig darüber, daß sie nicht zueinander kommen; und sie ist die Macht des Tages. Wer nicht zu ihr, zur Zunft gehört, wird überschwemmt oder totgeschwiegen, und erst der Tote darf zum anderen Ufer. Wenn es heute auch Vermittler gegen den Erfolg oder mit dem Erfolg gibt, so gibt es doch keine für ihn, und ein Eintreten für eine Sache aus anderen als persönlichen Gründen gibt es nicht. Das Leben aber ist anders nicht er-

reichbar. Denn in diesem Volke und zu dieser Zeit lebt ein großer Haß gegen alle Schönheit und ein größerer gegen jede Freiheit. Die die Schönheit der Freiheit lieben, müssen unter diesem Hasse leiden und die meisten gehen an ihm zugrunde. Und während ringsumher Alles unablässig nach einer neuen Weltanschauung schreit, sie aus der Armut und dem Jammer ihrer wirren und leeren Tage zu erretten, wächst diese Weltanschauung der Freiheit unter ihnen auf, festgewurzelt, aber unbefruchtet von der Sonne der Teilnahme, und langsam, unendlich langsam gedeiht sie, und lebt nur durch die mühsame und unbelohnte Arbeit der Wenigen. Keiner begreift ihre Bedeutung für die Zukunft und nichts wissen sie von ihr, weil niemand sich die Mühe gibt, ihre Wahrheiten auch nur zu hören. Denn sie sehen und hören nur, was die Oberfläche ihrer Tage spielend bewegt, nicht aber, was ihre Zeit in ihren tiefsten Gründen aufwühlt; und taumelnd ‚überwinden' sie eine ‚Richtung' nach der anderen, treten jede aufdämmernde Erkenntnis mit einem neuen Schlagwort tot und flüchten aus dem Leben in die Kunst, die sie über das Leben stellen, weil das Leben ihnen selbst so wenig ist, statt ihrem Leben selbst die Richtung zur Freiheit zu geben und in der Entwicklung zur Verschiedenheit die Lösung zu suchen.

Aber Kunst heißt nur e i n Ausdruck des Lebens und das ist der ewige Unterschied zwischen Literatur und Dichtung: Bücher zu schreiben, um mit ihnen den Anderen zu gefallen; und: sie in sich entstehen und wachsen fühlen und sich zu befreien. Darum schreiben die, welche schreiben, um zu schreiben, so leicht und dünkt ihnen ihr Schreiben so unendlich wichtiger, als ihr Leben, und ihre Kunst ihnen allein Kunst; und darum die anderen so schwer, die den Sinn des Lebens in der Befolgung seiner eigenen und jedem Leben so unendlich verschieden gegebenen Gesetze erkannt haben und nach keinen anderen mehr suchen; und denen diese Erkenntnis der Notwendigkeit die Freiheit bedeutet, in welcher es ankert und ruht. Sie wissen auch, daß dieser letzte Sinn allein aus den Büchern zwingend sprechen kann, die dieser Notwendigkeit unabweislich entboren sind: den Büchern des Lebens, an denen wir so arm sind.

Ich frage wenig danach, ob meine Bücher Werke der Kunst sind: ob sie den Gesetzen der Kunst entsprechen, die in ihrem Namen durch den Mund Anderer (und immer Unproduktiver) erlassen werden, wenn nur das Leben in ihnen einen wahrhaftigen, und sei es auch noch so schwachen Ausdruck gefunden hat. Und nichts frage ich nach dem Erfolge des Tages. Nicht um ihn habe ich sie geschrieben und ich erwarte ihn nicht.

Berlin-Charlottenburg, Sept. 1911. **John Henry Mackay.**

Gedichte

Geheftet 4 Mark :: 308 Seiten :: Gebunden 7 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 8 Mark; auf Japan (5 Exemplare, numeriert und signiert), broschiert, 40 Mark

Diese „Gedichte" sind eine ebenso strenge wie sorgsame Auswahl aus den früheren Gedichtbänden Mackays, die sämtlich mit ihr endgültig aus dem Handel zurückgezogen wurden. Entnommen wurden von 359 Gedichten die 132 dieser Auswahl.

„Die Besten der Zeit haben Mackays besonderes Dichtertum längst anerkannt."

„Man kennt diese Lieder der Seligkeit. Sie gehören zu den Schätzen unserer Literatur."

Man kennt sie? — Nein, „man" kennt sie nicht! Mögen daher hier die Worte stehen, die Karl Henckell in seinem Buche „Deutsche Dichtung seit Heinrich Heine" über den Dichter schrieb:

Ein Dichter, der jedem literarischen Jahrmarktstrubel fern steht und durch die seltene Großzügigkeit seines Dichtertums vor dem flüchtigen Renommee bloßer „Beliebtheit", aber auch vor dem allzu raschen Verrinnen des Ruhms dauernd geschützt bleibt, ist unser kühner, phantasiemächtiger John Henry Mackay. Ich streifte vorhin gelegentlich den zoologischen Garten der Reichshauptstadt. Nun, der seit Jahren in Berlin lebende deutsche Dichter mit dem schottischen Namen gehört — ich spreche von seiner künstlerischen Ausnahmenatur — jedenfalls zu den einsam schweifenden Wüstenkönigen des Berliner Straßenpflasters. Und ich denke dabei nicht einmal zuerst an das dumpf grollende Brüllen seiner 1887 in Zürich erschienenen „Sturm"gesänge, die allerdings auch — trotz ihrer oft lehrhaften Rhetorik — den durch seine ganze Wesensgewalt hoch über sämtlichen lyrischen Aesthetiklern stehenden dichterischen Lucifergeist ihres Schöpfers verrieten, und in denen Mackay mit zuweilen ja recht abstrakten, aber dann auch wieder hinreißenden Versen den Einzelnen die

Fackel voranträgt, voranträgt im Kampfe jenes Freiheitswillens, der die Fesseln tausendjähriger Vorurteile und Wahntyranneien abzustreifen sucht. Besonders in dem Zyklus „Am Ausgange des Jahrhunderts" ziehen die fahlen, drohenden Schatten einer dem Untergange geweihten Welt, von starker dichterischer Stimmungskraft heraufbeschworen, in langhinwallenden Verszügen der Seele vorüber. Bei ganzen Abschnitten steigt uns heute das Schreckensbild der russischen Revolution empor, und wir denken daran, daß den Alten Dichter und Seher nur Eines war: Vates!

Nein, wenn ich mir Mackays dichterische Gestalt in ihrer eigentlichen Grundlage vergegenwärtige, so sehe ich vor allem eine Fülle von Dichtungen, die zu ermessen kein Lot irgend einer Zeittendenz oder begrenzten Weltanschauung, mag sie noch so kühn und beziehungsweise frei sein, ausreicht. Ich sehe die Gedichte vor mir, welche aus dem geheimnisvollen Urgrund des individuellen und kosmischen Seins heraufquellen, eigentlich unerklärlich in ihrem Warum und Wozu, von Tiefen eines persönlichen Lebens und eines ursprünglichen Weltgefühls zeugend, wie es in dieser besonderen Art und Macht des Ausdrucks seinesgleichen sucht — und zwar nicht nur unter den zeitgenössischen Dichtern. In Mackays „Gesammelten Dichtungen"*) kommen zuerst hundert und etliche Seiten frühester Jugendreime, die ich — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — ohne Schmerz entbehren würde. Dann aber setzen allmählich jene Mackay durch und durch eigentümlichen, Himmel und Erde umfassenden Phantasiestücke ein, die von da an seine ganze weitere Entwicklung als fernhin sichtbare Höhepunkte seines dichterischen Genius durchziehn. Seines Genius oder auch seines Dämons, denn wie unendliche Sehnsucht und Schwingenlust den Dichter sternenschwebend zu silberhellen Lichtgefilden führt, so tragen ihn die schwarzen Fittiche des Schmerzes in sausendem Fluge niederwärts zu den Abgründen des Todes und der eisigen Weltennacht. Selige Gesänge kosmischen Sphärenreigens und furchtbare, grausige, selbst gräßliche Vernichtungsschreie durchzittern und durchgellen diese Schöpfungen einer vom Lichtfreudigen bis zum Unheimlichen ausgedehnten Einbildungskraft. Man muß Gedichte wie das weltenfern dahingleitende, erlösende „Vorbei" und das satanische „Krähengekrächz" hintereinander lesen, um — in einer Richtung wenigstens — die polarischen Entfernungen in dieser Dichternatur zu ahnen, die so gut aufs Erhabene wie aufs Ent-

*) Vergriffen und zurückgezogen; nur teilweise in die „Gedichte" übergegangen. Der Verlag.

setzliche eingestellt ist. Der lebens- und todesmächtige Gesang „Am Meer", das äonenumwitterte Gedicht „Der gefallene Stern", die grandiosen weltüberschauenden Seelen„wandlungen": „Ein Tag" und „Eine Nacht", der vom leisen Wiegen bis zum rasenden Zerschellen anschwellende „Weltgang der Seele", der wie mit riesenhaften Schattenflügeln dahinrauschende „Flug des Todes", wie der unendlich wehmütige und doch trostvolle Licht- und Nachthymnus „Der Stern", die quellendürstende Wüstenphantasie „Die Oase" aus „Wiedergeburt" — es ist doch eine Kette von Poesien, die allein genügen würde, Mackays Dichtererscheinung auf den hohen Platz zu rücken, der ihr gebührt. Sind doch diese Weltenträume nicht etwa kalte Ausgeburten eines phantastischen Gehirns, die nur durch Absonderlichkeit und rhythmische Virtuosität Staunen erregen — ich würde sie dann nie so bewundern — nein, sie vibrieren und pulsieren von einer Leidenschaft, die einem sehr starken, ins Unendliche sich ausweitenden Lebensgefühl entspringt. Und der Dichter hat gewiß ein Recht, am Schlusse des erwähnten Gedichtes „Die Oase" von sich zu sagen:

„Denn meine Worte sind Tropfen, sie fallen von meinem Gefieder,
Welches dem Bad des Lebens entstieg — o Ihr, meine Lieder,
Nur ein erhabenes Herz kann Eure Sprache verstehn."

Mackays Muse ist die Tochter des vor keinen Folgerungen zurückweichenden Gedankens, der sich auf die scharfe Schaufel der Erkenntnis stützt, und der flügelspannenden, alle Weiten der Welt durchfliegenden Phantasie, deren perlgraue Schwingen vom roten Blute glühend-menschlichen Empfindens tropfen. — Aber ich habe hiermit nur einige Seiten seines Wesens angedeutet: das volle Leben hat diesem Dichter, der von jeher seinen Beruf als einen wahrhaft konfessionellen auffaßte, und dessen Lyrik vielfach in poetisch gesteigerten Tagebuchblättern besteht, eine Menge farbig leuchtender oder schwarzglänzender Edelsteine zur künstlerischen Schleifung und Fassung vor die Füße gerollt. Mackays schönheitatmende Seele ist wie bei den meisten von uns, die sich über den tiefen Konflikt zwischen ihrer feineren und freieren Organisation und der oft rohen Umwelt nicht leicht hinwegzusetzen vermögen, von der grausamen Häßlichkeit zahlloser Lebensrealitäten der Gegenwaltskultur im besonderen und menschlicher Trostlosigkeiten im allgemeinen tief verwundet worden und gebraucht sein heiliges Dichterrecht, in bald schmerzerfüllter, bald hohnlachender Sprache das Leid dieser Zwiespaltsempfindung zu klagen . . . Ein echt lyrisches Temperament, läßt er die Töne finsterster

Schwermut mit den sonnigsten Freudegesängen des Lebens und der Liebe jäh wechseln. Wenn ein Winzerfest am Genfer See ihn dionysisch stimmt, schwimmt er nur so auf den schimmernden Wellen seiner Rhythmen dahin, und wenn er in der Einsamkeit der Nacht, von Qualen gefoltert, um Fallen oder Siegen den entscheidenden Kampf nur mit sich auskämpft, so fühlt man förmlich, wie seine Rhythmen zur Anspannung der letzten Ueberwindung stoßweise Atem holen. Wie viel hochinteressante Dinge wären zu Tage zu fördern, wollte man — und es verlohnte sich schon! — John Henry Mackays Dichtungen psychologisch analysieren! Das ist mir hier natürlich nicht möglich, und so hören Sie denn nur noch von diesem außerordentlichen Dichter, der mehr als ein Talent und gar ein bloß gefälliges ist, und der in Leben und Dichten so ganz seine eigenen Wege geht, ein paar Gedichte, wie man sie eben aus den Schätzen eines Poeten, der durch Reichtum der Motive und Formen gegen die anthologische Charakteristik gefeit ist, nach dem Impuls der Stunde auswählt. (Folgen Proben.) — Gerade Mackays letztes Lyrikbuch „Wiedergeburt“*) mit seinem sonniggesunden Lebensmut und seinen schwellenden Formen beweist, daß er über das ihm sonst in mancher Hinsicht verwandte dämonische Nachtfalterreich eines Baudelaire weit hinausreicht — aber wir Deutschen sind ein nicht übermäßig dankbares Volk und reichen tausendmal eher einem französischen als einem deutschen Dichter von tief ausgeprägter Eigentümlichkeit den Lorbeer.

*) Vergriffen und zurückgezogen; fast vollständig in die „Gedichte“ übergegangen. Der Verlag.

Der Schwimmer

Die Geschichte einer Leidenschaft

Dritte Auflage :: Viertes Tausend :: 327 Seiten

Geheftet 3 Mark, gebunden 6 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 8 Mark

„Alles an dem Buche ist souverän."

„Eine große Leidenschaft hat sich hier zu einem schwermütigen Werk verdichtet, das gewiß einen Zug ins Ewige hat."

Zwischen den Zielen

Kleine Geschichten

Neue Ausgabe :: Drittes Tausend :: 247 Seiten

Geheftet 2 Mark, gebunden 5 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 8 Mark

Inhalt: Der kleine Finger. — Der Unglücklichste. — Hans, mein Freund. — Die Blinden. — Da erinnerte er sich plötzlich . . — Ekel. — Der Sybarit. — Die Wasserratte. — Ein Abschied. — Das weiße Haus. — Das graue Meer. — Zwei Dichter. — 13 bis, rue Charbonnel. — Herkulische Tändeleien.

„Leider fürchte ich, wird man auch diese Novellen Mackays, wie überhaupt sein ganzes Werk, nicht hoch genug einschätzen, oder gar ignorieren, ein zwingender Grund für mich, ihren großen Wert für einige, wenige nochmals zu betonen . . ."

Die Menschen der Ehe

Schilderungen aus der kleinen Stadt

Neue Ausgabe :: Viertes Tausend :: 83 Seiten

Geheftet 1 Mark, gebunden 3 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 6 Mark

„Eine blendende Tendenzdichtung, der Vortrag von einer Vornehmheit und Schönheit des Tones zum Entzücken."

Die Anarchisten

Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts

Definitive Ausgabe :: Vierte Auflage :: Zehntes Tausend
407 Seiten

Geheftet 3 Mark, gebunden 6 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 8 Mark

Einzig in seiner Art, bereits in sechs Sprachen übersetzt, gibt dieses Werk von ganz neuem und ungewohntem Standpunkt aus Aufschluß über die Bewegung des Anarchismus. Immer und immer wieder genannt, lenkt sich ihm das allgemeine Interesse stetig und sicher zu in dem Maße, wie die in ihm niedergelegten Ansichten an Ausbreitung und Verständnis gewinnen.

Sturm

Definitive Ausgabe :: Fünfte Auflage :: Sechstes und siebentes Tausend :: 214 Seiten

Originell kartoniert 1,50 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 6 Mark

Inhalt:

Eingang. — An Max Stirner. — Vorwort zur fünften Auflage. — Die Fackel. Zur ersten Auflage. — Die Selbstfindung. Zur zweiten Auflage. — Ihr könnt das Wort verbieten . . — Weltanschauung. — Zwischen den Tagen. — Arma parata fero! — Moderne Jugend. — Propaganda. — Der Alte und der Junge. Ein Zwiegespräch. — Revolution. — Träume der Zukunft. — Am Ausgang des Jahrhunderts. Eine Weltdichtung.

„Eines der unabhängigsten Bücher, die je geschrieben sind . . ."

Max Stirner, sein Leben und sein Werk

Mit vier Abbildungen, mehreren Faksimiles und einem Anhang

Zweite, durchgesehene und um eine Nachschrift: „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909“ vermehrte Auflage :: XIX u. 298 Seiten

Geheftet 4 Mark, gebunden 7 Mark

Vorzugsausgabe (50 numerierte und signierte Exemplare) auf van Gelder, originell broschiert, 8 Mark

Die Lebensgeschichte Stirners, die langjährige Arbeit seines Wiederentdeckers Mackay, ist heute in den Händen eines jeden, der die wahre Bedeutung des „Einzigen und sein Eigentum“ erkennt oder auch nur ahnt. Aber sie sollte auch von solchen gelesen werden, die der Philosophie des Egoismus noch feindlich gegenüberstehen. Denn an und für sich ist diese Biographie, die nach unendlichen Mühen an die Stelle weniger, nicht einmal irrtumfreier Zeilen einen Band von 300 Seiten gesetzt hat, in der Geschichte ihres Werdens und Vollbringens eine kulturhistorische Tat von allgemeinem Interesse, die ihre gerechte Würdigung erst in der Zukunft finden wird.

Max Stirners

Kleinere Schriften

u. seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ Aus den Jahren 1842—1847

Herausgegeben von John Henry Mackay

Zweite durchgesehene und sehr vermehrte Auflage 417 Seiten

Geheftet 4 Mark, gebunden 7 Mark

Inhalt: I. Teil. Kleinere Schriften (1. Erste Veröffentlichungen. 2. Zeitungskorrespondenzen. 3. Vier Abhandlungen. 4. Letzte Veröffentlichungen.). — II. Teil. Entgegnungen.

John Henry Mackays Privatausgaben von und über Max Stirner

I.

Max Stirner: Der Einzige und sein Eigentum

Monumentalausgabe :: Preis 20 Mark

II.

Das unwahre Prinzip unserer Erziehung

oder

Der Humanismus und Realismus

Preis 5 Mark

III.

Max Stirner, sein Leben und sein Werk

Von John Henry Mackay

Mit vier Abbildungen, zahlreichen Faksimilen und einem Anhang

Dritte als Privatausgabe in 325 Exemplaren gedruckte, durchgearbeitete und vermehrte, mit einem Namen- und Sachregister versehene Auflage :: Preis 20 Mark

IV.

Max Stirners kleinere Schriften

(Vergriffen)

Edelste Erzeugnisse deutscher Buchdruckkunst

Kein Teuerungszuschlag :: Papier- und Satzproben unberechnet

Man richte Bestellungen an

John Henry Mackay :: Charlottenburg

Berliner Straße 166

Propaganda des individualistischen Anarchismus in deutscher Sprache

Begründet u. geleitet von John Henry Mackay

Erstes Heft:

Staatssozialismus und Anarchismus
inwieweit sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden
Von Benj. R. Tucker

Zweites und drittes Heft:

Die Frauenfrage
Eine Diskussion
zwischen Victor Yarros und Sarah E. Holmes

Viertes Heft:

Sind Anarchisten Mörder?
Ein offener Brief von Benj. R. Tucker

Fünftes Heft:

Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum
Ein Vortrag von Benj. R. Tucker

Sechstes Heft:

Was ist Sozialismus?
Eine Antwort und eine Definition von Benj. R. Tucker

Siebentes Heft:

Die Tyrannei der Sozialdemokratie
Von Saint-Georges de Bouhélier

Achtes Heft:

Die Stellung des Anarchismus zur Trustfrage
Ein Vortrag von Benj. R. Tucker

Neuntes Heft:

Du sollst nicht töten!
Von Leo Tolstoi

Preis jedes Heftes 10 Pfennig

Dieses Verzeichnis

ist ein vollständiges. Schriften, die in ihm nicht enthalten sind, wurden entgültig aus dem Handel zurückgezogen und sind nicht mehr zu haben.

Trotz

der enormen Steigerung in den Herstellungskosten von Büchern und der dadurch eingetretenen Preiserhöhung für solche sind die Preise für die Schriften Mackays – Friedensausgaben in bester Ausstattung — um ihre Verbreitung in keiner Weise zu hindern, die alten, wohlfeilen geblieben, nur die der Einbände haben eine gewisse Erhöhung erfahren müssen

Besonders

sei auf die wohl beispiellos niedrigen Preise der numerierten und signierten Vorzugsausgaben (sämtlich auf echtem van-Gelder-Bütten) aufmersam gemacht, die jedem Freunde des Dichters auch ihre Anschaffung ermöglichen

Zu beziehen

sind sämtliche hier aufgeführten Bücher durch jede gute Buchhandlung. Wo eine solche nicht am Platz oder der Bezug auf Schwierigkeiten stoßen sollte, wende man sich direkt an den

Verlag Bernhard Zack, Treptow b. Berlin
Kiefholzstraße 186.

Buchdruckerei Maurer & Dimmick Berlin SO. 16

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 15 01 09 014 5